Geber: Buchhändler H. Manz
München

1318

L.g.
460 n

318 – Artaud
1387

13ml 1377

Sagen aus dem Alterthume.

Von

August Lafontaine.

H. F. G.

Zweiter Band.

Romulus.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1799.

W. Jury. del et fec.

Romulus.

Von

August Lafontaine.

Berlin, in der Vossischen Buchhandlung.
1799.

R o m u l u s.

Erstes Buch.

Auf den waldigen Höhen zwischen den Ufern der Tiber und des Almo lebte ein kleines, aber wildes, Völkchen von Hirten. Ihre Hütten lagen auf sechs Hügeln zerstreuet in dickem Walde; ihre Heerden weideten in den fetten Thälern an der Tiber bis zu dem Meere hinab. Der König von Alba nannte sie seine Unterthanen; sie gehorchten aber keinem Herrn, und keinem andren Gesetz, als ihrem Willen. Ihre Waffen, ihre Höhen, ihre Wälder waren ihr Schutz; ihr enger Wohnplatz, das Fest der Pales und des Pan, das sie zusammen feierten, alte Sagen von ihrem Ursprunge, die in ihren Liedern lebten, gleiche Lebensart, gleiche Bedürfnisse, Furcht vor den Königen von Alba verbanden sie zu einer Gesellschaft; einige Opfer, die ihnen das heilige Alterthum in Laurentum und Lavinium zu

bringen befahl, vereinigten sie mit den benachbarten Völkern. Sie waren auf ihren Ursprung stolz, und besangen in ihren Wäldern den Heroen Herkules und den Arkadischen Evander, als ihre Ahnherren. Die Ungerechtigkeiten des Königs von Alba hatten sie mißtrauisch gemacht; und, um sich dafür zu rächen, waren sie Räuber geworden. Kein Wanderer zog über die Höhen, welche sie bewohnten; der Irrende, den der Zufall in ihre Wälder führte, pries ihre Gastfreundschaft, ihre Gerechtigkeit, die Unschuld ihrer Sitten, ihre unwandelbare Treue, und ihren helfenden Eifer, sobald man sich ihr Vertrauen erworben hatte.

Amulius, der König von Alba, hatte nur ihre Wälder, nicht ihre Waffen, gescheut; jetzt aber fürchtete er die Hirten selbst, seitdem der Jüngling Romulus an ihrer Spitze stand. Trotzig trieben die Hirten ihre Heerden bis an den Albanischen See, mit Schild und eisernen Spießen bewaffnet, die ihnen Romulus anstatt der Keulen gegeben hatte, entschlossen das Recht der Weide zu behaupten. In dem Gefühl ihrer jetzigen Kraft waren sie glücklicher, und ihre Gesänge tönten froh im ganzen

Gebirge; selbst die Mädchen feierten, mit Bogen und Schleudern bewaffnet, frohe Feste an den Ufern des Sees, ohne Furcht vor den beleidigten Bürgern Albas. Sie nannten Romulus in ihren Gesängen: den Schöpfer ihres Glücks. Aber der Jüngling, der dem Gebirge Muth, Freude und Sicherheit gab, war nicht glücklich. Auf dem Hügel, wo ehemals Palantium stand, erhob sich seine Hütte in einem Kreise dunkler Eichen. Hier saß er einsam und finster bei den Tönen der Freude, die nur sein Herz nicht kannte, oder stieg hinab an den Fuß des Hügels, den die Tiber bespühlte, und setzte sich zwischen die Felsen, in deren Gewinde der Strom stürmend und reißend die Wellen weggoß: — ein Bild seines Herzens, worin hohe Kraft, unbekannte Ahnungen, unerforschte Wünsche stürmten. Auch hieher folgten ihm die frohen Stimmen der Hirten, die ihn liebten, hieher führten die Mädchen ihre Chöre; und der Jüngling wich vor ihnen in das dunkle Heiligthum, das der finsterste Wald in sich schloß. Hier blieb er die Nächte in der Grotte Pans, an der heiligen Quelle, die aus den Felsen hervorspru-

delte. Die Schauer der geweiheten Gegend, die prophetischen Töne der Nymphe Karmenta, welche die Grotte erfüllten, das stille Dunkel, welches alle Hirten scheueten, erschreckten ihn nicht; er fühlte sich in der Nähe der Götter ruhiger, größer.

Ernst war sein Blick, und stolz. Nie hatte er die sanfteren Gefühle der Liebe gekannt; nie hatte ein mütterlicher Arm ihn an ein zärtlich bewegtes Herz gedrückt, nie ein Vater ihn liebend angelächelt. Auf dem Gebirge, in Italien, auf der ganzen Erde war niemand, dem er angehörte, als sein Bruder, Remus. Achtzehn Jahre früher fand ein Hirt (Faustulus hieß er) die beiden Kinder am Ufer der Tiber, dem schrecklichsten Tode ausgesetzt. Eine Wölfin war mitleidiger als die Menschen. Sie bot den beiden verlassenen Knaben die Nahrung, welche ihnen die Mutter hätte geben sollen. Der Hirt nahm die Kinder auf, und erzog sie mit den seinigen. Ach, Romulus, der Knabe kannte sein hartes Schicksal noch nicht; es ahnete ihm aber, so oft die Hirtin ihre Kinder umarmte, und ihn nicht bemerkte, wenn auch er die Arme ihr entgegen breitete.

Endlich erfuhr er sein Geschick. Er warf sich voll trauernder Liebe an die Brust der Hirtin, und forderte mit dieser Umarmung die Liebe einer Mutter von ihr. „Habe ich keine Mutter?" sagte er, und drückte sein nasses Auge an ihr Herz. Sie verstand das zarte, tiefe Gefühl des Knaben nicht. Nein, armes Kind, erwiederte sie gutherzig: du hast keine Mutter. Er wand sich langsam aus ihren Armen, und ließ sich den Platz bezeichnen, wo Faustulus ihn gefunden hatte. Dorthin ging er, und betrachtete die Stelle mit finstern, thränenlosen Augen; dorthin ging er, wenn er vergebens nach der Liebe seufzte, welche die Hirtin ihren Kindern gab.

Von diesem Augenblick an spielte Romulus nicht mehr: die frohe Heiterkeit des Kindes floh von seiner Stirn; die natürlichen Gefühle der Liebe, des Vertrauens, der hingebenden Güte, der Theilnahme verbargen sich tief in sein Herz. Eine finstre Trauer schwebte auf dem schönen Gesicht; und wenn ihm seine Spielgefährten Vorwürfe machten, daß er immer allein sey, so antwortete er räthselhaft: ich bin ja allein!

Mit unüberwindlichem Mißtrauen nahm er jede Wohlthat seines Pflegevaters an. Im zwölften Jahre tödtete er einen Wolf, und freute sich seiner Gefahr; denn nun trug er das Fell des erlegten Wolfes. Als er vierzehn Jahre alt war, zog er mit den übrigen Hirten gegen die Sabiner, die ihnen eine Heerde weggetrieben hatten. Die Hirten lächelten über den Knaben Romulus. Er erbot sich zum Kundschafter, und richtete den Auftrag, den er von ihnen bekam, mit Klugheit aus. Sie erbeuteten eine große Heerde. Als sie verfolgt wurden, kämpfte der Knabe muthig wie ein Mann. Sie theilten die Beute, und der Knabe erhielt so viel, wie jeder Jüngling. Freudig brachte er die Beute seinem Pflegevater; er fühlte sich unabhängiger, weil er diesem seine Wohlthaten nun vergelten konnte. Jetzt nahm er an allen Gefahren der Hirten Theil, und machte alle ihre Streifzüge mit. Er durchstreifte die umliegenden Gegenden, lehrte die Hirten zuerst Klugheit mit Stärke verbinden; er brauchte unter ihnen zuerst eiserne Waffen, und führte sie immer zum Siege. Im siebzehnten Jahre war er schon Führer der Hirten.

Da baute er auf dem Palantinischen Hügel eine Hütte für sich allein; (sein Bruder blieb bei Faustulus.) Gränzenloser Stolz, heiße Ehrsucht, erfüllte des Jünglings Brust; und keine Liebe, kein Vertrauen milderte diese mächtigen Leidenschaften: die düstre Einsamkeit machte sie noch gewaltiger. Er wollte herrschen, da er nicht lieben konnte. Rastlose Thätigkeit belebte ihn; die Höhen, die er bewohnte, waren seinen Wünschen zu eng, und seine Seele flog über sie hin. Er freute sich des Zwistes mit Alba; dies sollte vor ihm zittern und ihm gehorchen. „Und dann?" fragte er sich selbst. Er warf den habsüchtigen Blick in die Gegend, wo die Sabiner wohnten. Seine Brust hob sich; aber seine Ehrsucht war mit diesem Gedanken noch nicht gesättigt. Wie Herkules, zog er bis an das Ende der Erde; sie gehorchte ihm: und dennoch sah er da eine Leere, die sein Ehrgeitz nicht ausfüllte; dennoch fand er sich allein. Diese stolzen Träume begeisterten und ermatteten ihn; eine unbekannte, mächtige Sehnsucht bedeckte diese hohen Bilder dennoch mit einem Wehmuth erweckenden Dunkel. Romulus erkannte die Stimme der guten

Götter nicht, die in seiner Brust sich regte. In seinen zerstörenden Träumen riß er sich von den Menschen los; er allein wollte glücklich seyn: er wollte herrschen.

Jetzt erfüllte er die Hirten mit wildem Muthe, und goß die Flamme seines Ehrgeitzes durch das ganze Gebirge aus. Die fröhlichen Feste der Jünglinge verwandelten sich in rauhe Kampfspiele und stärkende Waffenübungen. Heerden wurden gegen Stahl vertauscht, um mit dem Stahl neue Heerden zu rauben. Ehemals sangen die Mädchen Hymnen an die sanfte Pales, an Pan, den Beschützer der Heerden; und die Jünglinge begleiteten den Gesang mit Hirtenflöten. Jetzt sangen die Mädchen Herkules Thaten, und Hymnen an den Mars; eherne Hörner ertönten dazu, und das Geklirre der Schwerter. Ehemals schmückten sich die Mädchen mit Blumen, und kleideten sich in bunte Hetrurische Gewebe, die sie jenseits der Tiber eintauschten; jetzt trugen sie Wolfsfelle, Jagdspieße und Schleudern, die Heerden zu beschützen, wenn die Jünglinge ausgezogen waren.

Romulus spottete über die sanfteren Em-

pfindungen der Liebe, welche die Natur die Hirten lehrte; er nannte sie unmännlich, und gab das Beispiel roher Unempfindlichkeit. Die schönsten Mädchen liebten ihn, den muthigsten Jüngling; mit Spott sah er die Kränze, welche die Mädchen an seine Hütte hängten, und bemerkte die Seufzer nicht, die ihn empfingen. „Ich bin ein Mann," sagte er kalt. „Das Schwert ist für den Arm des Mannes geschaffen, nicht die weichere Hand des Mädchens. Das Geschrei der Schlacht gehört für unser Ohr, nicht die Seufzer der Liebe, nicht das Girren der Turteltaube. Hat denn die Natur unsre Arme darum so stark gemacht, daß wir damit zarte Mädchen an das Herz drücken sollen?" So sprach er oft, und gab dadurch der Brust der Hirten eine künstliche Härte. Die Mädchen ergriffen nun, von der gütigen Natur belehrt, die Waffen; und mit diesen neuen Reitzen machten sie das Band der Natur, das Romulus zerreißen wollte, noch fester.

Achtzehn Jahre war Romulus alt, da hatte er schon alles vorbereitet, seinen wilden Ehrgeitz zu befriedigen. Die Zugänge in die

Höhen der Hirten waren befestigt. Unablässig zog Romulus mit wenigen kühnen Jünglingen in den Gegenden rings umher. Er durchstreifte das fruchtbare Hetrurien, das Land der Sabiner. In Tiora befragte er das alte Orakel des Mars, und die Antwort befeuerte seinen Muth. Er drang bis in das Apenninische Gebirge, lernte die tapfern Volsker kennen, und kehrte dann, mit Muth und Erfahrung bereichert, in seine Höhen zurück.

Das Erste, was er unternahm, war, die Wälder an der Tiber von den Räubern zu befreien. Oft hatten die Hirten den Räubern geholfen, und die Beute mit ihnen getheilt; Romulus aber wollte nicht rauben: er wollte erobern. Sein Ehrgeitz flog höher, als Anführer einer Räuberhorde zu seyn. Er ließ den Räubern gebieten, die Wälder an der Tiber, bis zu dem Meere hin, zu verlassen. Sie gaben eine stolze Antwort, und sogleich brach Romulus mit seinen Hirten in ihre Wälder ein. Ueberraschen konnte er die wachsamen Männer nicht; sie waren auf den felsigen Höhen versammelt, in furchtbarer Stellung. Als er sich näherte, stieg ihr Anführer mit

dem Eichenzweige des Friedens von den Felsen herab, und kam in furchtloser Ruhe dem Jüngling entgegen. Romulus bewunderte die hohe Gestalt, den stolzen Blick des Mannes, und ging auf ihn zu. Was verlangst du von uns, Jüngling? fragte jener. Haben wir eure Heerden, eure Mädchen geraubt, daß du uns angreifst? — „Ihr seyd Räuber!" antwortete Romulus. — Also darum? erwiederte der Andre lächelnd. Nicht darum, setzte er hinzu, den durchdringenden Blick auf Romulus heftend: nicht darum! Wäre es darum, so stände ich nur mit dem Schwerte und mit meinen Gesellen vor dir. Alba, Laurentum, Lavinium zittern vor uns; und die Gegend umher soll nur dich fürchten. Du willst herrschen, Jüngling; darum greifst du uns an. Meinst du, ich kenne deine Absichten nicht? meinst du, ich wüßte nicht, warum du aus deinen Hirten Krieger bildest; warum du die Gegend rings umher durchstreifst? Du willst werden, was ich bin: ein Räuber.

„Wie, Elender!" rief Romulus erzürnt. — Ruhig sagte der Andre: Meine Gesellen dort . . . Es sind Unglückliche, welche der

Ehrgeitz, die Habsucht, die Verbrechen der Menschen in diese Wälder trieben. Sie haben kein anderes Vaterland als diese Höhlen; sie rauben, um zu leben. Und du? — Er hielt inne und betrachtete den Jüngling ernst. — Du hast ein Vaterland, fuhr er fort. Niemand hat dich beleidigt. Du hast eine Hütte, die dich deckt, einen Herd, der dich sätigt, Schafe, die dich kleiden, Altäre und Götter, die dich segnen; und dennoch willst du rauben, um zu herrschen! Mich hat das Schicksal an diese Wälder, an Alba gebannt; das Schicksal! hörst du? Nicht mein Ehrgeitz. Ein fremdes Verbrechen, fremde Herrschsucht hat mir das Schwert aufgezwungen, nicht meine eigene. So lange Amulius in Alba regiert, hast du kein Mittel, mich aus diesen Wäldern zu treiben, als meinen Tod. Du willst herrschen, Ehrsüchtiger? Wohl! so darfst du keine Verbrechen scheuen. Sieh, hier steh' ich ohne Waffen. Stoß dein Schwert in meine Brust; und meine Gesellen dort oben werden dir gehorchen. So lange ich lebe, fürchten sie dich nicht; und, bei den mächtigen Göttern dieser Felsen! ich habe schon zu lange gelebt.

Romulus schwieg. Dann faßte er des Räubers Hand. „Du hassest den Amulius von Alba? Immer raubtest du nur seine Heerden, seine Sklaven. Du bist ein tapfrer Mann. Vereinige deine Männer mit meinen Hirten; ich verspreche dir Rache, und Thaten für deinen Muth. Ja, du hast die Wünsche meines Innern gesehen."

Nicht Rache, nicht Thaten, antwortete der Räuber finster. Ich verspreche dir meine Gesellen, nicht mich; denn es könnte die Zeit kommen, da ich mein Schwert für Alba gegen dich brauchte. Nimm meine Männer; sie sind deiner werth. Mich laß unter den Hirten wohnen. So lange Amulius herrscht, bin ich dein. . . . Ich bin sehr unglücklich! setzte er seufzend hinzu.

Romulus erstieg mit ihm den Felsen. Auf den Befehl des Räubers legten alle Männer ihre Waffen zu Romulus Füßen nieder; und dieser gab sie ihnen zurück. Die Räuber vereinigten sich nun mit den Hirten, und wo der Wald lichter war, bauten sie sich Hütten. Die Heerden wurden vertheilt, und in dem Heiligthume Pans, bei feierlichen Opfern, schworen

die Räuber und die Hirten, Ein Volk zu seyn. Ihr Führer schwor nicht. Er baute sich eine Hütte neben der, worin Romulus wohnte, und streifte täglich bis nach Alba; dann kehrte er trauernd zu seinem Hügel zurück. Er floh die Menschen, lebte einsam, uud hatte oft Thränen in den Augen.

Der Jüngling Romulus versuchte es, den Mann zu trösten. „Die Thränen in deinen Augen, Silius," sagte er eines Abends mit der sanftesten Stimme zu ihm, „seh' ich nicht gern. Für das schwache Weib gehören Thränen, für den Mann Thaten." — Thörichter Jüngling! antwortete Silius, und blickte mitleidig auf ihn hin: Thränen sind das Vorrecht des Menschen. — „Des Schwachen," fiel Romulus ein. „Der König von Alba hat dich beleidigt; laß ihn fühlen, daß er einen Mann beleidigt hat. So lange dieser Arm das Schwert zu heben vermag, wird keine Thräne mein Auge benetzen."

Vermessener! sagte Silius. Fordere die Götter nicht mit deinem Uebermuthe auf! Jetzt kannst du freilich nichts verlieren, was eine Thräne verdiente. — „Nicht? nicht die

Erfüllung

Erfüllung meiner Wünsche, meiner Ahnungen? Oder was wäre sonst noch einer Thräne werth?" — Silius hob ruhig sein Auge auf den Jüngling, und sagte wehmüthig: der Verlust eines Freundes und eines geliebten Weibes. — „Das also ist dein Kummer? der Verlust eines Weibes?" Romulus lächelte. — Ja, das ist es, worüber ich weine. Ich habe den Freund meiner Jugend verloren, und mein Weib. — Er lehnte sich an Romulus Brust, und noch heißere Thränen drangen aus seinen Augen. Der Jüngling wußte das Räthsel nicht zu lösen, daß ein so muthiger, starker Mann, der dem Tode so oft getrotzt hatte, ein Weib beweinen konnte. Er schüttelte zweifelnd den Kopf. „Welch ein Weib," sagte er lächelnd, „muß das gewesen seyn, das diese Thränen verdient!"

Nur ein Weib mit einem Herzen voll Liebe, erwiederte Silius sanft. Du sollst mein jammervolles Schicksal hören, Jüngling. — Romulus setzte sich auf einen Felsen, neben Silius, und dieser erzählte.

Ich bin ein Sabiner. Meine Jugend verfloß in den Armen zärtlicher Verwandten. Früh

hob die Begierde nach Ruhm diese Brust. Ein Kranz von Lorbeern schien mir das höchste Gut des Lebens, und ich eilte, ihn zu verdienen. Als ich erst siebzehn Jahre alt war, brachen die Latiner den langen Waffenstillstand. Ich zog mit meinem Vater, unsrem Feldherrn, aus. Wir standen den Feinden gegenüber. Eines Tages entfernte ich mich seitwärts vom Lager, die Stellung der Feinde auszuspähen. Ich traf auf einen unsrer Feinde, und wir griffen zu den Waffen. In dem langen Kampfe verlor ich meine Kraft, und zog mich fechtend zurück nach einer Höhe. Da lag ein Verwundeter, der uns bei den Göttern beschwor, ihm zu helfen. Mein Feind ließ von mir ab, und eilte, dem Unglücklichen beizustehen. Ich ging ihm nach. Der Verwundete war ein Sabiner. Ohne zu zögern, verbanden wir ihn. Ich wollte ihn in unser Lager tragen; aber es fehlte mir an Kraft dazu. Mein edler Feind, ein Jüngling von meinem Alter, trug ihn mit mir bis an unsre ersten Wachen. Hier legte er den Verwundeten nieder, drückte mir die Hand, und entfernte sich schnell. Ich sah ihm voll Bewunderung nach, so weit ich konnte.

Am folgenden Tage gab mir mein Vater eine kleine Schaar, Proviant in das Lager zu bringen. Wir wurden angegriffen. Ich erkannte in dem Führer der Feinde sogleich den großmüthigen Jüngling. Der Kampf wurde hartnäckig; doch, wir bekamen Hülfe. Des Jünglings Pferd stürzte; seine Männer flohen, und er wurde gefangen. Ich eilte auf ihn zu, und gab ihm sein Schwert zurück. „Edler Mensch," sagte ich mit einem Händedrucke; „Silius, der Sohn des Sabinischen Feldherrn, ist eines solchen Feindes nicht unwerth. Du bist frei." Er drückte mich an seine Brust, und rief: Aegestus, Numitors Sohn aus Alba, dankt dir. Dann sprang er auf sein Pferd, und war in einigen Augenblicken verschwunden. Die Sabiner tadelten mich, daß ich den Enkel des Königs hatte entfliehen lassen; mein Vater lobte meine Handlung.

Halb besiegt von unsern Waffen, und durch seinen Enkel zum Frieden geneigt gemacht, bot der König von Alba meinem Vater einen Waffenstillstand an. Er wurde geschlossen, und bald folgte auch der Friede. Einige Ehrsüchtige verläumdeten meinen edlen Vater, der den

Frieden einem ruhmvollen Kriege vorzog, und, um ihn zu sichern, dem besiegten Feinde großmüthige Bedingungen gemacht hatte. Man haßte meines Vaters unbestechliche Tugend, und wir, ich und er, wurden verbannt als Verräther des Vaterlandes.

An der Gränze unseres Vaterlandes, das wir mit Thränen verließen, empfing uns Aegestus. Er warf sich vor meinem Vater nieder, und sagte: „mit Ehrfurcht, edler Greis, nimmt dich mein Vaterland auf! . . . Und dich," rief er, in meine Arme fliegend — „dich empfängt die Freundschaft." Er führte uns nach Alba, wo die froheste Liebe seiner Verwandten uns aufnahm. Sein Vater Numitor gab uns auf dem Berge bei Alba einen Landsitz. Man trug meinem Vater die Feldherrnstelle an; er blieb aber ein Sabiner, und schlug sie aus.

Aegestus war täglich bei uns. Er wurde mein Freund, und wir schworen einander Treue im Leben und im Tode. Sein Großvater Prokas, König von Alba, starb, und sein Vater Numitor bestieg den Thron, aber nur, um ihn zu verlieren. Amulius, dessen Bruder, erkaufte das Heer, und entriß

ihm das Reich. Als diese Nachricht auf unser Landhaus kam, eilte ich in die Stadt. Ich fand Numitors Haus von Bewaffneten umringt, und drängte mich durch die Menge hinein. Numitor saß am Boden neben dem Familienaltare, und rief die Rache der Götter auf das Haupt seines treulosen Bruders herab. Mein Aegestus stand an einer Säule, und lächelte bitter. So wie er mich sah, verbreitete sich ruhige Heiterkeit auf sein Gesicht. Er drückte mich an seine Brust, und sagte sehr aufrichtig: „Silius, mein Oheim hat mir nichts genommen; denn ich habe dich noch. Tröste nur meinen Vater, der wohl Schmeichler hatte, aber keinen Freund, und der nun so arm ist!" Er führte mich zu Numitor. In dem Augenblicke sah ich neben diesem ein Mädchen stehen und über den Altar hin beten — O Jüngling! . . . (Er schwieg einige Minuten; dann fuhr er fort) . . . Sie hatte die Arme gen Himmel gehoben, und die großen Augen voll Thränen wendeten sich tröstend auf den Vater. Ich konnte von dieser hohen, edlen, mit kindlicher Unschuld betenden Gestalt den Blick nicht wenden. O, mein Vater, rief sie

auf einmal, mit einem Tone, der den Sturm des Meeres hätte besänftigen müssen: „mußt du denn unglücklich seyn? wohnt denn das Glück nur auf einem Throne? Ist dir denn die Liebe deiner Kinder nicht mehr, als die Schmeichelei der Treulosen, die dich verlassen haben?" So sprach sie, küßte seine Hände, richtete ihn sanft empor, und führte ihn nun mit Aegestus und mir in die geheimeren Zimmer. Nicht lange, so kamen einige Feinde des Amulius. Numitor schloß sich mit ihnen ein, um sich zu berathen, und ließ mich bei seinen Kindern.

Es war die schöne Ilia, Aegestus Schwester, die ich vorher noch nie gesehen hatte. Aegestus blickte seine Schwester an; dann umfaßte er mich, und sagte lächelnd zu ihr: „ich kann den Verlust des Throns vergessen; denn ich habe einen Freund." Ilia lächelte mir zu, und reichte mir voll Vertrauens die Hand. Jetzt öffnete sich die Thür. Ein Mädchen mit bleichen Wangen, fliegendem Haar und wilden Blicken, stürzte herein und zu Ilia's Füßen hin. Schnell hob Ilia sie auf. Mit einem zärtlichen Vorwurfe, und ei-

ner noch zärtlichern Umarmung sagte sie: was machst du, Antho? sind wir denn unsere Väter? Weiß ich denn nicht, wie du mich liebst? Wußten wir nicht vorher, daß unsere Väter ... O Antho! mißtrauest du mir, oder willst du mich erniedrigen? Dein Vater Amulius nahm dem meinigen den Thron. Nun denn! bin ich das, bist du das? Antho ist Ilia's Freundin. Und nun, Aegestus! ich bin so stolz und so reich wie du. Ach, setzte sie seufzend hinzu, wenn mein Vater so stolz seyn wollte! — Oder mein Vater nur gerecht! seufzte Antho. Die beiden Mädchen wendeten sich traurig ab. Auf einmal fielen sie einander in die Arme, und riefen Beide: desto inniger wollen wir uns lieben. — Eine reine Seligkeit erfüllte unsre Herzen; wir vergaßen, daß es außer Liebe und Freundschaft noch Güter giebt, die einen Wunsch verdienen. Dieser Tag bestimmte mein Leben. Ich konnte Aegestus Schwester nicht wieder vergessen; immer stand sie betend, für die Ruhe ihres Vaters betend, vor mir. Numitor verbarg den Schmerz, den er fühlte, und den Haß gegen seinen ungerechten Bruder; er zitterte für sein Leben,

für das Leben seiner Kinder. Aegestus und Ilia waren noch unbesorgt; sie wußten nicht, daß jedes Verbrechen ein zweites, größeres, fordert, und daß Herrschsucht die verderblichste der menschlichen Leidenschaften ist. Amulius war König, und sie glaubten sich sicher. Numitor kannte seinen Bruder; daher bat er seinen Sohn, mit der höchsten Vorsicht zu leben; und mich — er wußte, wie sehr ich meinen Freund liebte — mich beschwor er, seinen Aegestus nie zu verlassen. Das machte mich gleichsam zu einem Mitgliede seiner Familie: Numitor betrachtete mich als seinen Sohn, Ilia als ihren Bruder.

Unter dem süßen Vertrauen, das Furcht und Leiden so innig machen, entstand meine und Ilia's Liebe. Ihr Herz war die hohe Belohnung meiner Freundschaft für ihren Bruder. O Jüngling, ich liebte sie unaussprechlich, und war glücklich wie einer der Unsterblichen. Götter und Menschen segneten unsern Bund; Numitor versprach sie mir zur Gattin. Noch war unsere Liebe ein Geheimniß; denn erst mußte der Tyrann seine Einwilligung geben. Numitor zitterte; wir, Ilia, ich und

Aegestus, nicht. „Warum,“ sagte Ilia zu ihrem Vater — „warum willst du hier zittern? Ist denn das Land, wo dein Bruder gebietet, die Erde? Laß uns zu den Volskern fliehen, oder in die Apenninischen Gebirge! Die gütigen Götter segnen überall den guten Menschen.“ Wir Andern vereinigten unsre Bitten mit den ihrigen; doch Numitor hörte nicht auf uns. Amulius hatte keinen Sohn; und der Hoffnung auf diesen Umstand opferte Numitor seine Kinder und mich.

Aegestus war mit mir auf der Jagd. Ich ging ruhig, in Gesprächen über unser künftiges Glück, an seiner Seite. Da tönte im Gebüsch der Schlag eines Bogens. O weh! rief Aegestus, und sank, von einem Pfeile getroffen, in meine Arme. Ich hörte im Gebüsch Stimmen, und sprang mit meinem Wurfspieß nach der Gegend hin. Da sah ich die Mörder: zwei Menschen aus Amulius Hause. Der eine spannte den Bogen noch einmal. Ich warf ihm meinen Wurfspieß in die Brust, und dann sprang ich mit gezogenem Schwert auf den andern ein, der nun entfloh. Als ich zu meinem Freunde zurückkehrte, reichte er mir bebend und bleich die

Hand. „Der Tyrann!" seufzte er matt. „Sieh, das ist der Thron, auf den mein Vater hoffte!" Ich wollte ihm helfen, weil ich noch nicht verzweifelte. Er schüttelte sanft den Kopf. „Der Bösewicht hat zu gut getroffen. In der Unterwelt, Silius, wo keine Throne sind. Für diese Erde war unsre Freundschaft zu heilig. Leb wohl. Schütze Ilia!" Nun sank er zurück an meine Brust, und starb; der Pfeil hatte seine Lunge zerrissen.

Da saß ich, den theuren Leichnam in meinen Armen, in dumpfer Verzweiflung. Ich legte meine Hand auf die blutige Brust meines Aegestus, und schwor bei den Schrecken der Unterwelt ihm Rache. Alle meine Hoffnungen gab ich auf, selbst die auf Ilia's Liebe, auf Ilia's Besitz, wenn sie meine Rache an dem Verbrecher hindern sollte. Ich versprach dem Schatten meines Freundes, Amulius Blut zum Todtenopfer. Den Pfeil aus seiner Wunde ... Dies ist er, Romulus! — (Hier zog Silius einen Pfeil aus einer Scheide hervor, und hielt ihn nahe vor die blitzenden Augen.) — Dies ist er, dies! Sieh, hier noch Blut meines ermordeten Freundes! Den riß ich

aus seiner Brust, und hielt ihn hoch gen Himmel. Ihr Götter! rief ich; Amulius Herz oder das meinige soll dieser Pfeil treffen. Ich verbarg ihn, hob den Leichnam auf meine Schulter, und ging damit nach Alba. Die Last verzögerte meinen Gang. Nahe vor der Stadt eilten Menschen auf mich zu. „Da ist er! da ist der Mörder!" hört' ich schon in der Ferne rufen, und legte den Leichnam nieder. Numitor, der unglückliche Vater, war an ihrer Spitze, und rief mir zu: elender Mörder meines Sohnes! Er sollte mit mir Rache schwören, und er gab Befehl, mich zu ergreifen. Ich sah einige vertraute Freunde des Tyrannen unter der Menge. Sie drangen auf mich ein. Ich setzte mich zur Wehr, und stieß einen von ihnen nieder. Ein Todtenopfer, Aegestus! rief ich laut. Mit Freuden wäre ich hier kämpfend auf dem Leichname meines Freundes gefallen; aber — Amulius lebte. Ich hatte geschworen, meinen Aegestus zu rächen, und floh in das Gebüsch.

Nun lebte ich nahe bei Alba in dem Haine der Diana. Nach einigen Tagen suchte ich meinen Vater auf. Ich erstarrte vor Schrecken;

er war aus Alba verbannt: nicht von dem Tyrannen, sondern von Aegestus Vater. Als ich mich erholt hatte, folgte ich seiner Spur, und fand ihn in den Wäldern bei Norba, mit dem Tode ringend. Bist du Aegestus Mörder? fragte er mich ernst. — Amulius hat ihn ermorden lassen, gab ich ihm zur Antwort, und erzählte. Er lächelte mir zu, segnete mich, und starb. Ich bedeckte seinen Leichnam mit Erde, ging in Dianens Hain zurück, und sandte einen treuen Sklaven meines Vaters, der mich begleitete, nach Alba auf Kundschaft. Man hielt mich allgemein für den Mörder meines Freundes; denn Zeugen, worunter der Entflohene war, hatten gegen mich ausgesagt. Ich wüthete, gleich einem wilden Thiere. Meine Rache gegen den Mörder wurde noch brennender. Ich wagte mich selbst nach Alba. Der Tyrann kam nicht von der Burg herab. Ich schlich um Numitors Haus her, und sah nur Menschen, die mich haßten. Ilia allein — daran zweifelte ich keinen Augenblick — glaubte, wußte, daß ich der Mörder ihres Bruders nicht seyn konnte; doch, sie sah ich nirgends.

Endlich brachte mir mein Sklav die Nach-

richt, Ilia sey Priesterin der Vesta geworden. Weißt du, Jüngling, was eine Vestalin ist? Nein, die Götter haben diesen furchtbaren Dienst nicht befohlen. Sobald eine Jungfrau die Binde der Vesta trägt, muß ihr Herz aufhören, für Menschen, für die heiligsten, mächtigsten Gefühle, zu schlagen. Ein Blick voll Milde ist für sie ein Verbrechen; ein Händedruck, mit dem sie die Hand eines Mannes nimmt, des Todes würdig. Verdammt zu einem unfruchtbaren Leben ohne Liebe, ohne Freundschaft, ohne Menschlichkeit, soll sie die Liebe, den Segen der Götter herab beten! Dazu war Ilia, dieses heitere Mädchen, voll unnennbarer Liebe für alles, was sie umgab, von dem harten Tyrannen verdammt. Ilia, mit einer Brust voll Feuers, mit der glühendsten Leidenschaft für mich, sollte langsam, verzehrt von Sehnsucht und von der grausamen Pflicht, verwelken!

Ich sprang auf, so wie ich das erfuhr, und ging die Nacht durch nach Alba. Mit dem Anbruch des Tages kam ich bei dem Tempel der Vesta an. Ich drängte mich durch das Volk, das ihn umringte; betäubt, ohne ei-

nen Gedanken daran, wozu sich das Volk hier versammelt habe, schwankte ich in den Tempel. So eben wand der Priester die Binde um die Stirn einer Jungfrau, und rief: „Heil dir, Priesterin der Vesta! Heil dir Ilia, Numitors Tochter!" Ich erstarrte. Es war die unglückliche Ilia, die sich bebend von den Knieen erhob, die bleich und zitternd das verweinte Auge zu der gütigen Göttin aufschlug, und um Hülfe gegen die Grausamkeit der Menschen flehte. Sie stützte sich auf den Altar, und ihre blassen Lippen hauchten einen Seufzer hervor — einen Seufzer, der nur ihr Unglück bejammerte, nicht den harten Tyrannen anklagte. In Aller Augen standen Thränen. Mein Blick suchte den Tyrannen, und meine Hand griff schon nach dem Pfeile. Er war auch hier nicht; wohl aber Numitor, von den Freunden seines Bruders umgeben. Er frohlockte über das grausame Opfer, das Ilia gebracht hatte; doch sah ich den Schmerz des Vaters bei der letzten Umarmung seiner Tochter. Ilia schwankte in den inneren Tempel. Mir war es, als ob sie durch die dunkle Pforte der Unterwelt verschwände. Jetzt entfernte

sich alles; mich weckte ein Tempelknabe aus meiner Erstarrung, und hieß mich gehen. Ich ging, verloren in dunkle, martervolle Träume, durch den Vorhof, durch den heiligen Hain; und als ich nun durch die Mauer, die den Hain umgiebt, getreten war, als hinter mir die hohen Thüren sich verschlossen, und rings um mich her alles still wurde: da ergriff mich die schrecklichste Verzweiflung. Ich drang, entschlossen zu tödten und zu sterben, in Alba ein, maß mit meinen Augen die Mauer, die des Tyrannen Burg umgiebt, und fand eine Stelle, wo sie erstiegen werden konnte. In diesem Augenblicke rief ein Gott mir zu, daß die Mauer um Vesta's Tempel noch leichter zu ersteigen wäre. Dieser Gedanke warf einen hellen Strahl der Hoffnung in meine finstre Seele.

Sobald es finster war, machte ich den Versuch; und er gelang. Ich irrte in dem dichten Haine der Göttin umher, bis nahe an die Mauer des Tempels, sah die helle Flamme des heiligen Feuers, und stieg, als der Morgen dämmerte, zurück. Jede Nacht war ich nun in dem heiligen Haine, und wurde mit allen

Stellen bekannt, die mich verbergen konnten. Eine kleine Felshöhle, deren Eingang mit Dornen und Nesseln verwachsen war, gab mir auch am Tage Sicherheit. Jetzt lernte ich die Beschäftigungen der Priesterinnen kennen. Jeden Morgen, noch ehe die Sonne aufging, kam eine von ihnen, Wasser aus der heiligen Quelle zu holen. Sie wechselten mit diesem Geschäfte. Endlich kam Ilia's Tag. Ich legte, um sie auf meinen Anblick vorzubereiten, in die Urne, mit der das Wasser geschöpft wurde, ein Wehrgehenk, das ich von ihr bekommen hatte.

Sie kam. Langsam, das Auge zum Boden gewendet, mit bleichen Wangen, ging sie zwischen den hohen Buchen daher. Als sie an die Quelle trat und ihr Geschenk erblickte, rief sie laut: „o, ihr Götter!" und die Urne sank aus ihren Händen. Ihre bleiche Wange röthete sich. Sie sah mit fliegenden Blicken rings umher, drückte ihr Geschenk an die Brust, und lispelte meinen Nahmen. O Ilia! sagte ich schluchzend. Sie hörte meinen Ruf, und flog mit ausgebreiteten Armen auf die Gegend zu, woher er gekommen war. Ich trat hervor, und winkte ihr, daß sie schweigen möchte. Sie

sank mit den Worten: „o, unglücklichster aller Menschen!“ in meine Arme. Welch ein Wiedersehen, Romulus!

Du — Priesterin der Vesta! rief ich in tiefem Schmerze. „Ich bin dein,“ Silius, sagte sie ernst, und umfaßte mich; „die strenge Göttin wird nicht über mich zürnen. Amulius hat mich hieher gebracht, nicht mein Wille; den Schwur hat nicht einmal meine Lippe gesprochen. Ich ehre die hohe Göttin; aber ich bin ihre Priesterin nicht. Ich bin dein Weib, sobald du diese Mauern öffnen kannst.“ — Wir hörten Stimmen; sie sagte mir noch, an welchem Tage sie wieder Wasser schöpfen würde, und entfernte sich.

Das nächste Mal kam sie noch mitten in der Nacht zu der Quelle. Da saßen wir Beide, sie in meinen Armen, von der heiligen, vertrauten Nacht umgeben. Sie erzählte mir, was sie gelitten, wie sie mich vertheidigt habe, wie schwach und furchtsam ihr Vater sey. „Er stellt sich auch gegen mich,“ fuhr sie fort, „als hielte er dich für Aegestus Mörder.“ Ich sagte ihr meinen Entschluß, unter der Mauer hin einen verborgenen Gang zu graben, und dann

mit ihr zu den Volskern zu fliehen, um bei denen glücklich zu seyn. O, Romulus, welche glückliche Stunden habe ich da gelebt! Mit jedem fünften Tage war Ilia um Mitternacht in meinen Armen. Die vier andren Nächte grub ich zu ihrer Befreiung einen Gang durch den felsigen Boden. Die Arbeit war langwierig; aber, was ist der Liebe unmöglich!

Noch einige Nächte, und Ilia war mein, ewig mein. Mit welchem Entzücken stürzte sie in meine Arme, als ich ihr die Nachricht gab! Wir gingen Beide mit Vorsicht zu dem Tempel der Göttin; auf den marmornen Stufen knieeten wir nieder, und schworen mit leiser Stimme einander den Bund der ewigen Liebe und Treue. Dann kehrten wir in unsre Einsamkeit zurück, und ihre Arme umfaßten mich noch einmal. „Nun bin ich ganz dein!" rief sie. Das Entzücken, die Hoffnung der nahen Freiheit, der feierliche Schwur, den wir so eben gethan hatten, das tiefe Dunkel, der süße Gesang der Nachtigall, unsre Liebe berauschten uns. Ilia wurde meine Gattin, und wir verließen einander in der frohen Hoffnung, das nächste Mal, da sie Wasser holen müßte, zu

entfliehen. O, vergängliche Entwürfe der Sterblichen!

In der folgenden Nacht fand ich den Gang, den ich gegraben hatte, eingestürzt, meine Arbeit vergebens gethan, und unsre Flucht verzögert. Ich arbeitete aufs neue, mit größerer Vorsicht, und darum langsamer. Es gingen noch zwei Monate hin, ehe ich wieder so weit kam, wie ich das erste Mal gewesen war. Ilia ermahnte mich, vorsichtig zu seyn. Die Oberpriesterin schien Verdacht zu haben; sie hatte bei den allgemeinen Ermahnungen an die Jungfrauen, das heilige Gelübde zu halten, Ilien allein angesehen. Ich wurde unruhig, als sie mir das erzählte. Sie umfaßte mich, und sagte mit einer prophetischen Hoheit: „und wenn es wäre, Silius; wenn es wäre. Sind wir nicht glücklich gewesen? können wir nicht sterben? Was haben wir zu fürchten, als den Tod, der uns zu Aegestus, in die ruhige, sichere Freistätte der Unglücklichen, führt?" Wir verließen einander früher, als sonst, und ich arbeitete jetzt nur in den dunkelsten Nächten an meinem Ausgange. In der fünften Nacht erwartete ich meine Ilia an der heiligen

Quelle. Gegen Morgen hörte ich Fußtritte, aber nicht das verabredete Zeichen. Ich blieb zweifelnd stehen. Endlich fing die Priesterin an zu singen; und es war nicht Ilia. Ich harrte mehrere Nächte; Ilia kam nicht wieder, und niemand von den Umwohnenden wußte etwas von ihr.

Am Opferfeste ging ich in den Tempel. Alle Jungfrauen waren da, nur Ilia nicht. Ich wurde von unaussprechlicher Angst gefoltert. Oft war ich entschlossen, eine Priesterin an der Quelle zu überfallen, und sie zu zwingen, daß sie mir Ilia's Geschick sagen müßte; aber ich wagte es nicht: dieser Schritt konnte sie unglücklich machen, wenn sie es noch nicht war. Monate lang hoffte ich auf sie an der Quelle; und niemals kam sie. Da verlor ich die Geduld, und ging nach Alba, in Numitors Haus. Ich fand ihn allein, und warf mich ihm zu Füßen. Er erkannte mich nicht. „Wer bist du?" fragte er traurig. Ich nannte meinen Nahmen. Er schlug seinen Blick voll tiefen Schmerzes auf mich, seufzte: „Aegestus!" und reichte mir die Hand. „O, du hattest Recht!" setzte er dann traurig hinzu. „Ich bin kinder-

los." — Kinderlos? rief ich schrecklich, und sprang auf. Ilia? — Er seufzte. „Siehst du dieses Gewand?" (Er trug ein Trauerkleid.) „Der Mörder meines Aegestus hat auch sie getödtet. Du warst meiner Kinder Freund. Geh, geh! Wir durften keine Freunde haben. Geh! Ich leide, und muß lächeln, damit er nicht auch mein Leben nimmt." In diesem Augenblicke traten einige Freunde herein, und er führte mich an die Thür. Und Ilia? fragte ich noch einmal leise. „Sie ist dahin!" flisterte er, und konnte seine Thränen nicht länger zurückhalten. „Sieh mich nicht wieder, Silius!" sagte er zuletzt. „Es kostet mein Leben, wenn es bekannt wird. Leb wohl!"

So hatte der Bösewicht auch dieses holde, theure Geschöpf ermordet! . . . Ich verließ Alba mit einer empfindungslosen Kälte; das Unglück hatte sogar auch den Wunsch nach Rache in meinem Herzen unterdrückt, und ich setzte den rächenden Pfeil schon auf meine eigene Brust. Die Götter mögen wissen, welch eine Hoffnung meinen Arm zurückhielt. Ich lebte, wenn das leben heißt. Gefühllos lag ich in den dicksten Wäldern, ohne Schmerz

und ohne Freude, dem Zorne des Wetters ausgesetzt, ohne es zu wissen. Von Zeit zu Zeit ging ich in den Hain der Vesta; da lag ich auf der Stelle, wo ich Ilia in meinen Armen gehalten hatte, wo sie mein Weib gewesen war. Diese Stelle lockte Thränen aus meinem starren Herzen, und dieser sanftere Schmerz wurde der einzige Genuß meines Lebens.

Ich verließ die Gegend um Alba nicht, weil ich auf den Augenblick der Rache hoffte. Das war der einzige Gedanke, den ich hatte; alles Uebrige schwebte in unstäten Bildern vor meiner betäubten Seele. So führte mich diese gedankenlose Verwirrung tief in die Wälder bei Laurentum. Dort fielen Räuber mich an, eben die Männer, deren Anführer ich gewesen bin. Ein gräßliches Lachen, das ich erhob, so wie ich ihre Dolche sah, erschreckte sie. Sie betrachteten mich aus der Ferne. Ich legte mich ruhig nieder, dachte nur an Ilia, und hatte die Räuber vergessen.

Sie redeten mich an. Das störte mich, und ich gebot ihnen Schweigen, als ob ich ihr König gewesen wäre. Sie brachten mir Speise, und dadurch wurden wir mit einander bekannt. „Du

scheinst den Tod nicht zu fürchten, Fremdling,“ sagte ihr Führer. — Ich fürchte nichts mehr, war meine Antwort. — „So bist du ein Mann wie wir,“ erwiederte er; „wir fürchten weder den Tod, noch den König von Alba. Den berauben wir, und spotten seiner Macht.“ — Den König von Alba? rief ich. Wer seyd ihr? — Jetzt hörte ich ihn aufmerksam an. Rache! rief ich endlich. Rache an dem Könige von Alba! Ich bin euer Gesell.

Diese Vorstellung gab mir neues Leben. Unablässig zog ich gegen Alba, Amulius Heerden zu rauben, Amulius Felder und Weinberge zu verwüsten. Tausendmal bot ich für meine Gefährten dem Tode Trotz. Ich verlangte keine Beute, sondern vertheilte sie. So wurde ich ihr Führer. Nun übte ich meine Männer in den Waffen, und zog alle Unglückliche der Gegend an mich, zuweilen selbst deine Hirten. Ich hoffte, endlich stark genug zu werden, um den Bösewicht in seiner Burg aufzusuchen. Keinen Einwohner von Alba beleidigte ich; Amulius allein war mein Feind. Schon lange, Jüngling, kannte ich dich und deinen Ehrgeitz. Du bildetest deine Hirten zu Kriegern, weil

der Ruf meiner Thaten deinen Neid erregte. Ich sah das mit Frohlocken; ich sah, daß Alba der erste Gegenstand deines Ehrgeitzes seyn würde: und darum, Jüngling, gab ich dir meine tapfern Männer. Du willst herrschen; ich will einen Bösewicht für seine Verbrechen bestrafen. Sieh, meine Gerechtigkeit geht mit deiner Herrschsucht Einen Weg. Ueber das Andre mögen die Götter walten! . . . Wann ziehst du gegen Alba?

Romulus war in ein tiefes Nachsinnen versunken. „Und tadelst du mich, Silius?" fragte er endlich, wie aus einem Traume erwachend. (Silius schwieg.) „Soll denn dieser feige Bösewicht herrschen?" fuhr Romulus fort.

Verwechsele deine Wünsche nicht mit meiner Gerechtigkeit. Du willst herrschen: das wollte Amulius auch. Sein Weg zum Throne führte über Aegestus und meiner Ilia Leben; dein Weg geht über Schlachtfelder mit Sterbenden bedeckt. „Soll ich ihn nicht gehen?" fragte Romulus lächelnd. Ernst antwortete Silius: Jüngling, der Weg führt zu Verbrechen! . . . Willst du ihn nicht gehen, so gieb mir meine Männer zurück, den Bösewicht zu bestrafen.

Romulus versank aufs neue in Nachdenken. „Wir werden weiter darüber reden,“ sagte er dann, und entfernte sich. Er ging vom Hügel herab an die Grotte Pans, und saß da zwischen den Felsen im Dunkel, das der Mond nur mit einzelnen Strahlen erhellte. Silius Erzählung hatte Empfindungen in seiner Brust erregt, die er vorher nicht kannte. Aegestus Großmuth gegen den Verwundeten, Silius edelmüthige Dankbarkeit, die hohe Freundschaft der beiden Jünglinge hoben sein Herz, indem er sich an ihre Stelle träumte, in ruhigen Schlägen weit höher, als es je die glänzendsten Bilder der befriedigten Ehrsucht gethan hatten. In seiner Brust regte sich der Wunsch, einen Freund zu haben, den ihm eine edle Handlung erworben hätte. Eine solche Freundschaft schien ihm in diesem Augenblicke selbst reitzender als der Ruhm. Er durchlief die Nahmen der Hirten im Gebirge. Sonst war es sein Triumph gewesen, daß sie mit Ehrfurcht sich ihm näherten, wie einem höheren Wesen; jetzt wünschte er, einen unter ihnen zu finden, der ihn liebte, den er lieben könnte. Die Jünglinge waren tapfer und stolz, wie er selbst;

und doch konnte er keinen unter ihnen lieben, wie Silius seinen Aegestus. Jetzt lebte eine edlere Empfindung der Größe in seiner Seele; er betrachtete die rohe, wilde Tapferkeit seiner Hirten, die allein er bisher geachtet hatte, mit einem Schauder. Das erste Beispiel des Edelmuthes, das er erfuhr, machte ihn selbst edelmüthig. Vorher freute er sich des Schreckens, den sein Nahme erregte; jetzt haßte er den Ruhm seiner bisherigen Thaten.

Am folgenden Morgen versammelte er auf dem Hügel des alten Saturns *), bei dem Altare des Herkules, die Hirten, die ihn mit wildem Jauchzen empfingen. Sie waren bewaffnet, weil sie auf einen Raubzug in das Land der Sabiner hofften; aber Romulus stand ohne Waffen unter ihnen da. Auch Silius kam und heftete seine Blicke auf den Jüngling. Romulus erröthete: er fühlte, wie nöthig es war, die wilde Grausamkeit der Hirten zu mäßigen; aber er konnte seinen Gedanken keine Worte geben. In dem Augenblicke schleppten einige Hirten drei Gefangene, welche ihr Weg über die Höhen geführt hatte, auf den Hügel.

*) Nachher der kapitolinische Hügel genannt.

Romulus bemerkte, daß ihnen die Hände auf den Rücken gebunden waren.

„Bindet sie los," rief Romulus; „und gebt ihnen zurück, was ihnen gehört!" Seine Hirten erfüllten den Befehl, und warfen dabei forschende Blicke auf ihren Führer. Die Gefangenen wollten sich ihm zu Füßen werfen; er verhinderte es, und sagte: „ihr seid frei. Sicherheit und Gastfreundschaft sollen künftig auf diesen Hügeln wohnen." Nun ließ er sie hinab über die Tiber begleiten. „Ja," rief er dann den staunenden Hirten zu; „diese Hügel, die wir bewohnen, sind von den ältesten Zeiten her der Gastfreundschaft heilig. Hier, wo wir stehen, auf dem Hügel des gütigen Saturns, nahm Evander die Gefährten des Herkules auf. Dort, auf jenem Hügel, den ich bewohne, empfing die heiligste Gastfreundschaft des alten Faunus unsre Ahnherren, Evander und die Arkadier. Saturnia*) war immer die sichere Freistätte aller Fremdlinge; und diese Hügel sollen es bleiben. Saturnus heilige Gesetze und die schönen Sitten der Vorwelt sollen hier in unsren Wäldern herrschen.

*) Ein alter Nahme Italiens.

Gegen unsre Feinde führen wir die Waffen, nicht gegen Wehrlose und gegen unglückliche Wanderer. Wir sind grausam gewesen, weil es die umliegenden Völker waren; aber laßt uns ihnen das Beispiel der Gerechtigkeit geben!"

Als er schwieg, näherte sich ihm Silius, und drückte ihm die Hand. Dieser Händedruck war dem Jünglinge lieber, als sonst das wilde Jauchzen seiner Hirten, als die Gesänge, die seinem Ruhm ertönten. Sein Herz schlug in den sanftesten Empfindungen. Er umfaßte den Mann, und sagte leise, in großer Bewegung: „sey mein Lehrer, Silius; sey mein Freund!"

Nun gab Romulus seine Befehle. Willig gehorchten die Greise unter den Hirten, weil sie die sichere Ruhe liebten; die Mütter, weil sie für das Leben ihrer Söhne zitterten; die Weiber und Mädchen, weil sie nun ihre ehemaligen sanfteren Tänze und Feste wieder erwarteten. Unwillig gehorchten die Jünglinge, weil sie schon an wilde Räubereien, an Beute gewöhnt waren. Romulus trat mitten unter sie, und sagte: „Meint ihr, daß die Tage des Kampfes vorüber sind? Will ich denn, daß ihr

euer Haar bekränzen und die Spiele der Pales feiern oder nur mit den Luperkalien eure Tage verscherzen sollt? Bisher habt ihr Tage der Ruhe gehabt. Meint ihr, der König von Alba werde es ruhig ansehen, daß die tapfern Räuber sich mit uns vereinigt haben? Oder wollt ihr, daß alle Völker rings um uns, die Sabiner, die Aequier, die Latiner, die Hetrurier, aufgeschreckt durch unsern Muth, sich gegen uns vereinigen sollen, wie gegen einen räuberischen Wolf? Laßt uns gerecht handeln, um Gerechtigkeit zu finden. Unsre Streifzüge haben uns schrecklich gemacht, aber nicht furchtbar, nicht ehrwürdig. Um das zu werden, müssen wir ein Volk seyn; und um ein Volk zu werden, müssen wir die Gesetze anderer Völker ehren. Wir heißen Hirten, und haben keinen Nahmen, wie die andern Völker umher. Laßt uns Gesetzen folgen; dann wird uns unsre Tapferkeit einen ehrenvollen Nahmen erwerben. Jetzt treten wir als ein Volk auf; vorher waren wir nur Räuber. Unsre erste Handlung sey Gerechtigkeit, sey Friede, wie es uns diese Hügel, die wir bewohnen, unser Ursprung, unsre Vorfahren gebieten. Herkules Enkel! laßt uns

stark seyn, wie Herkules, aber auch gerecht, wie er! Thaten und Ruhm werden uns nicht fehlen."

Ein frohes Geschrei der Jünglinge stieg gen Himmel, als Romulus gesprochen hatte, und alle befolgten nun sogleich seine Befehle. Im Schatten einer alten Eiche, oben auf Saturnus Hügel, wurde ein Altar von Rasen errichtet, und rings um den Altar her mit einer Pflugschar ein weiter Kreis in den Boden gezogen. Die Jünglinge näherten sich dem Kreise mit ihren Waffen, doch ohne ihn zu überschreiten. Mädchen und Kinder setzten in die runde Furche einen Kranz von jungen Eichen, und hängten Blumenketten dazwischen, die den Altar einschlossen. Nun wurden Opferthiere in den Kreis geführt. Die Mädchen tanzten unter dem Schalle sanfter Flöten in den Kreis hinein, und setzten Körbe mit Brot, und Urnen voll Milch an dem Altare nieder; die Greise mit den Kindern, die Mütter mit den Säuglingen, alle mit Blumen und Oelzweigen bekränzt, traten in den Kreis.

Jetzt ertönten die schmetternden Kriegeshörner. Die Jünglinge hoben die Spieße,

und zogen die Schwerter, um durch die Blumenkränze in den Kreis zu dringen. Bei dem sanften Liede der Flöten eilten die Mädchen ihnen entgegen, und hielten den Schwertern und Lanzen Oelzweige, die Zeichen des Friedens, entgegen. Die Jünglinge drangen nicht ein, und legten die Waffen vor dem Eingange nieder; sie nahmen Blumen und Oelzweige aus den Händen der Mädchen, und gingen dann in langen Reihen zu dem Altare.

Nun wurden Opfer geschlachtet: Saturnus, dem Friedlichen; Jupiter, dem Beschützer der Fremden und Flehenden; den Heroen Evander und Herkules. Dann weiheten die Priester in geheimen Gebräuchen, betend umher gehend, den Kreis*) dem Schutzgotte des Altars und aller Fremden. „Keine Gewaltthätigkeit," rief der Priester mit lauter Stimme, „nähere sich dieser Stätte! Kein Schwert, keine Lanze dringe je in diesen Kreis der Sicherheit und des Lebens! Nie fehle an dem Altare Brot, und nie Urnen mit Milch, die Unglücklichen, die Fremden zu erquicken! Jupiter zürne dem

*) Das berühmte Asylum des Romulus auf dem kapitolinischen Hügel.

Frevler, der den Kreis gewaltthätig überschreitet!"

Nun tönten die Flöten wieder, und in langen Reihen tanzten Mädchen und Jünglinge, mit dem Zweige des Friedens in den Händen, einander entgegen. Dann theilten sie sich in zwei Chöre, und zogen alle hinab an den Eingang zu ihren Höhen. Hier wurde ein hoher Stein errichtet, ein Opfer geschlachtet; und bei den Gesängen der Hirten grub der Priester in den Stein die Worte: „Gastfreundschaft den Fremden, Freiheit allen Unglücklichen, auf diesen Höhen!"

Ein fröhliches Fest, mit Scherz und Lachen der Hirten, beschloß den heiligen Tag, und ein himmlisches Glänzen, der Widerschein von der Unschuld ihrer Herzen, deckte alle Höhen und Thäler. Heilige, sichre Stille schien sich über die Wälder der Hirten zu verbreiten; Götter schienen auf ihren Hügeln zu wandeln. Wo gütige Menschen wohnen, da wandeln immer Götter.

Auch Romulus saß — zum ersten Male, seitdem er ein Jüngling war — fröhlich vor seiner Hütte, und horchte mit Lust auf die Gesänge,

sänge, auf die Flötentöne, die aus den Thälern zu ihm heraufschallten. Da trat Silius zu ihm, und hob an: Gestern sagtest du, wir wollen weiter darüber reden; und heute hast du deine Höhen dem Frieden, deine Hirten der Gerechtigkeit geweihet. Geib mir meine Männer zurück; ich werde mir andre Wälder suchen.

„Silius!" antwortete Romulus schnell; „wir ziehen zusammen gegen Alba."

Du? mit den Hirten? gegen Alba? Und das sagst du nach dem heutigen Tage? . . . Ich verstehe dich nicht.

Romulus warf sich an des Mannes Brust. „Du verstehst mich, Silius. Ach, wie soll ich es dir sagen? In meiner Seele stürmet unablässig ein tobendes Meer von Gedanken und Gefühlen. Vor meinen Augen schweben schimmernde Gestalten des Ruhms, die meine Marter sind. Sieh, ich zürne mit jedem Tage, daß er vorüber geht ohne Thaten von mir. Was hält mich auf? Nicht ich selbst. Es fehlt mir an Mitteln, meine Plane, meine heißen, festen, lebendigen Entschlüsse, auszuführen. Bedürfte ich nur meiner selbst, nur des Gedankens zur That . . ."

Du würdest die Erde zertrümmern, fiel Silius schnell ein.

„Nein, Silius!“ antwortete Romulus feierlich. „Du nanntest mich gestern herrschsüchtig. Es mag seyn. Aber gehorchte mir Italien: alle Völker sollten leben, wie meine Hirten; ganz Italien sollte ein Kreis seyn, in dessen Mitte der Altar des Friedens, der Sicherheit und der Tugend stände. Ich habe einen Theil von Italien durchstreift. Wahrlich, es wäre glücklich, wenn es mir so gehorchte, wie diese Höhen. Ja, Amulius ist herrschsüchtig, und ich bin es; doch fühle ich einen Unterschied zwischen uns Beiden.“

Aber was ist dein Wunsch eigentlich? sprich!

„Mein Wunsch? weiß ich ihn? Amulius ist ein Verbrecher; er hat deinen Freund getödtet, dein Weib ermordet . . .“

Das that er mir. Bist du sein Richter? . . . Doch rede weiter!

„Ich bin dein Freund, und dein Rächer. Die Freistätte, die ich hier geweihet habe, wird alle Flüchtige, alle Unglückliche in diese Höhen ziehen. Meine Hirten, du kennst sie, und deine Männer! Werden die weichlichen, furchtsamen Be-

wohner von Alba, die Amulius hassen, die nur in ihren Mauern Sicherheit finden — werden die uns widerstehen, wenn ich mit meinen Männern auf sie herabstürze, wie ein Adler von seiner Felsenhöhe auf ein furchtsames Lamm?"

Und womit beleidigten dich die Bürger von Alba? Doch weiter! Widerstehen werden sie dir nicht, wenn du ausdauerst. Zwar wird es der Hälfte deiner Hirten, die hier so glücklich sind, das Leben kosten; zwar werden einige hundert Albanerinnen Wittwen werden: aber — du siegst, wirst König von Alba, beherrschest Lavinium, Laurentum, hier diese Höhen. Und was dann?

„Dann soll Alba glücklich werden. Silius, dann sollen die Bürger . . ."

Glücklich seyn. Aber, Jüngling, sind deine Wünsche dann befriedigt? Rede aufrichtig! Gegen Norden wohnen die Sabiner, gegen Morgen die Volsker, gegen Abend die Hetrurier in ihren zwölf Stämmen. Gesteh' es, du möchtest auch diese Völker beherrschen! Ich bin überzeugt, Jüngling, der letzte Zweck deiner Siege ist das Glück dieser Völker.

„Ich würde sie nicht bekämpfen, wenn sie mir keine Veranlassung dazu gäben."

Und wenn sie es nun thäten? Bei der nahen Nachbarschaft ist das nicht zu vermeiden. Dann würdest du sie besiegen!

„Und thäte ich Unrecht? . . . Ich fürchte, Silius, du spottest meiner."

Ich antworte dir nur. Du würdest die Sabiner angreifen und besiegen, dann ringsum deine Nachbaren, bis im Norden die unersteiglichen Alpen und das Meer dem Sieger Ruhe geböten. Sieh, das sind die schimmernden Gestalten, die vor deiner Seele schweben; das sind die Wünsche, die wie ein tobendes Meer in deinem Herzen stürmen. Du willst die eine Hälfte von den Bewohnern des schönen Italiens ermorden, um die andere glücklich zu machen. O, Jüngling, laß doch die Menschen schon jetzt glücklich seyn! Erspare ihnen ein Glück, das sie erst mit dem Tode so vieler Tausende erkaufen sollen! Du wünschest; aber steht die Ausführung in deiner Gewalt?

Romulus schlug das finstre Auge zu Boden. Unwillig sagte er: „Herkules hat Altäre. Niemand würde ihn nennen, wenn er gedacht hätte, wie du."

Herkules, Jüngling, befreiete die Erde von grausamen Ungeheuern, von wilden Thieren, von noch wilderen Räubern und Mördern. Er gab ihr Sicherheit und Frieden; und dafür errichtete sie ihm Altäre. Du willst, um deinen Nahmen berühmt zu machen, die Fackel des Krieges unter die Völker Italiens werfen; dafür werden sie dir fluchen!

„Was soll denn der Mensch thun, der den Hauch der Götter in seiner Brust fühlt?"

Glücklich machen und glücklich seyn.

„Glücklich seyn!" seufzte Romulus nach. „Glücklich seyn! Silius, eben das ist es. Diese rege Flamme in meiner Brust treibt mich immer empor. Wo sonst werde ich das Glück finden?"

Wenn du nun von den Alpen an bis zu dem Meere, wenn du von den Säulen des großen Göttersohnes an bis zu den Hyperboräern herrschtest: würde diese rege Flamme in deiner Brust erloschen seyn? Die Herrschsucht ist wie das unergründliche Weltmeer nicht auszufüllen, wie das Grab nicht zu sättigen.

„Wie soll ich denn glücklich werden?"

Beglücke die Menschen, welche die Götter

dir so nahe gestellt haben, daß du sie beglücken kannst; beglücke dich selbst durch Freundschaft und . . .

„Wo soll ich einen Freund finden, der deinem Aegestus gleicht?"

Sey eines solchen Freundes werth, und er wird dir nicht fehlen. Dann mache dich glücklich durch die Liebe: sey Gatte, sey Vater!

„Einen Freund würde ich lieben," sagte Romulus, und warf sich mit Innigkeit an Silius Brust — „lieben, wie Aegestus dich liebte. Aber ein Weib? . . . O, Silius!" fuhr er spottend fort.

Silius unterbrach ihn. Jüngling, sagte er ernst, spotte der heiligsten Empfindung nicht, welche die Götter dem Menschen verliehen, daß er muthig das Leben tragen, und den Hauch der Gottheit in seiner Brust bemerken könnte. — Er stand schnell auf, umfaßte den ehrsüchtigen Jüngling mit Zärtlichkeit, und ging zwischen den vom Monde beleuchteten Felsen zu seiner Hütte, um an die Tage seines Glückes, um an Ilia zu denken.

Zweites Buch.

Der leuchtende Morgen ging auf. Romulus bestieg den östlichsten Hügel seiner Höhen, der späterhin seinen Nahmen trug, und von dem er die Ebne nach Alba hin übersehen konnte. Das nächtliche Gespräch mit Silius hatte ihn unruhig gemacht, ohne die Flamme seines Ehrgeitzes zu vermindern. Er mahlte die Bilder seines Ruhmes aus, sah sich über alle Sterblichen erhöhet, und stand in dem leuchtenden Kreise erhabener Heroen. Sein Auge flammte. Aber jetzt warf er seinen Blick auf Alba, dessen weiße Mauern hinter dem See hervorschimmerten. Er sah die glänzende Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt, hörte das Geschrei der Sterbenden; rings umher, wo er ging, verwandelte sein Tritt die gesegneten Fluren in blutige Leichenfelder. Sein Herz empörte sich bei dem Gedanken, daß er seinen

Ruhm für diesen schrecklichen Preis erkaufen sollte, und er sprang unruhig auf, um diese drohenden Bilder zu verscheuchen. Da erhob sich jenseits der Hügel, nach dem Meere hin, ein Geschrei. Die Flamme loderte von Saturnus Hügel auf, das Zeichen eines Ueberfalls. Jetzt tönten von allen Seiten die Kriegeshörner schrecklich; eine Staubwolke stieg gegen das Meer hin hoch empor, und zog sich hinab in die Ebne, nach Laurentum zu.

Schon brachen Hirten aus den Wäldern hervor. Romulus eilte ihnen entgegen, und sie sagten ihm: diese Nacht wäre eine vereinigte Schaar von Kriegern aus Laurentum und Lavinium in die Wälder gerückt, und hätte zwei Heerden geraubt, die schon fortgetrieben würden; unten in den Wäldern kämpfe man noch.

Romulus brach auf; die Feinde zogen, ehe die Hirten sich versammeln konnten, ihrem Raube nach, und waren schon hinter ihren Mauern in Sicherheit, als er in die Ebne hinunter rückte. „Was sagst du nun, Silius?" fragte Romulus vor Laurentum. — Sie haben den Frieden gebrochen, erwiederte Silius; und du freuest dich, daß sie ihn gebrochen haben.

„Aber jetzt bin ich doch wohl gerecht, wenn ich gegen sie ausziehe?"

Der Zufall hat dir den Schein der Gerechtigkeit gegeben; die Gerechtigkeit selbst wohnt tief in dem Herzen des Menschen.

Romulus schwieg. Die Hirten erwarteten von ihm den Befehl, die Felder zu verheeren; er zog sich aber auf den gebahnten Wegen in seine Waldung zurück, ohne etwas zu verletzen, und sendete dann einen Greis mit dem Oelzweige des Friedens nach den Städten, seine Heerden wiederzufordern, und die alten Streitigkeiten beizulegen, wozu er ihnen drei Tage Bedenkzeit ließ.

Am Abend kam der Greis zurück. Amulius Freunde waren in der Volksversammlung der beiden Städte gewesen; die Bürger von Laurentum und Lavinium hatten die Hirten der Räuberei beschuldigt. Sie wollen Krieg! so schloß der Greis seine Erzählung. „Wohl denn! Krieg!" sagte Romulus. Er besetzte die Eingänge zu den Höhen mit den muthigsten Männern, ließ die Heerden längs der Tiber hinauf treiben, und kein Hirt durfte sich auf der Ebne nach Laurentum hin sehen las-

sen. Romulus allein, mit einem Albanischen Schilde und einem Spieße bewaffnet, ging am Ufer der Tiber hinunter, durch die Wälder, die den Strand des Meeres bedecken, nach Lavinium zu, die Anschläge der dortigen Einwohner zu erforschen. Mit dem letzten Strahle der Sonne kam er zu den beiden heiligen Altären, die Aeneas und seine Trojaner der Sonne erbauet hatten. Hier betete er, trank aus der heiligen Quelle, und ging dann erquickt wieder längs dem Ufer hinunter.

Da lag, in schauerlichem Dunkel und tiefer Stille, vor ihm der Hain, der das alte Heiligthum des väterlichen Schutzgottes von Latium, des Heroen Aeneas, einschloß. Alte, hohe Eichen machten hier den Abend zur Nacht. Kein Beil verletzte hier je einen Baum. Unbeschützt war der Hain, und in dessen Mitte der Tempel mit den geheimnißvollen, köstlichen Bildsäulen, den Geschenken der Pallas: nur Alter, Stille und Dunkel waren sein Schutz; das Grauen, das er in jedes Wanderers Brust erregte, seine Vertheidigung. Selbst Räuber, die der Götter spotteten, wagten sich nie in seinen heiligen Schatten; sicher wohnte hier

unschädliches Wild, von keinem Jäger verfolgt, und das Heer froher Vögel. Mit Ehrfurcht, die Augen zur Erde gewendet, betrat jeder, der in dem Haine beten wollte, den Kreis der Eichen. Iliums Heiligthümer, die ältesten Geschenke der Götter, lagen hier verwahrt. Niemand sah sie; jeder redete mit stiller Scheu davon: es war, als ob die Götter selbst in diesem Haine wohnten. Der nähere Weg nach Lavinium führte durch dessen Mitte; doch fast jeder Wanderer ging den weiteren um ihn hin.

Romulus betrat den Schatten der Eichen mit frommer Ehrfurcht. Immer stiller, immer dunkler wurde es im Walde, je weiter er kam: er hörte nichts als ein lindes Säuseln der Blätter in der Abendluft, seine eigenen Tritte, und in der Ferne das Rauschen des Numicius; nur der Mond, der hoch über ihm stand, leuchtete sanft vor ihm her, daß er sich nicht verirrte.

Ein betretener Fußpfad, den er jetzt sah, führte ihn zu einem Grabhügel, den ein Kreis von alten hohen Cypressen umringte. Er erkannte in ihm das berühmte Grab des Aeneas, und blieb einige Augenblicke dabei stehen.

„Nichts, nichts mehr von ihm,“ sagte er wehmüthig, „als dieser Hügel, als sein Andenken? . . . Die Tausende, zwischen ihm und dieser Stunde, sind vergessen, ihr Andenken versunken, wie ihre Gräber. Und ich? . . . Nein,“ sagte er lauter, und breitete die Arme gegen den Hügel hin; „mein Andenken soll nicht vergehen, wie der Schatten der Wolke, die über dein Grab dahin läuft und verschwindet!“ Mit Stolz trat er einen Schritt näher an den Hügel, beobachtete ihn mit starren Blicken, und wollte sich, hingerissen von seiner Empfindung, betend niederwerfen. Der Hügel, den ein verwittertes Gemäuer stützte, sank unter ihm ein. Romulus sprang erschrocken auf. „Auch du versinkst!“ sagte er wehmüthig. „Hat denn der feindselige Silius Recht, daß die Zeit alles zerstört, auch das Andenken an große Thaten?“ In tiefem Nachdenken verließ er das Grab, dachte nicht an seinen Zweck, und ging, nicht den Weg nach Lavinium längs dem Flusse, sondern, dem Fußpfade nach. Auf einmal sah er in der Ferne unter den Bäumen Licht, und näherte sich dem Schimmer. Jetzt erkannte er am Ende einer

Reihe von duftenden Myrten eine Hütte, die auf einigen Stufen, wie ein Tempel, stand, und deren Dach Säulen von Stein unterstützten. Ein Hund bellte, und kam dann liebkosend dem Jüngling entgegen. Bald zeigte sich nun vor der Hütte, unter dem Säulengange, der um sie hin lief, ein Greis mit einer hohen Fackel. Er bat den Jüngling, einzutreten, faßte dessen Hand, und führte ihn durch die Säulen in einen erleuchteten Saal. Die Wände waren mit Matten, aus Binsen geflochten, bekleidet; vor den Fenstern hingen wohlriechende Ranken, der Sonne zu wehren, und Weinlaub; rings umher liefen weiche Sitze; in der Mitte stand ein Tisch mit Blumen bestreuet, und auf ihm reinliche Becher von Holz, neben zierlichen Urnen von Thon.

Frohe, gutherzige Blicke, und ein vertraulicher Händedruck von Allen empfingen den neuen Gast. Romulus warf seine Augen rings umher auf die Menschen — Greise, Männer, Jünglinge, Weiber, Jungfrauen und Kinder, alle festlich gekleidet und mit Blumen bekränzt. „Ich störe euch," sagte Romulus; „ihr feiert, wie ich sehe, ein Fest."

Das hier an jedem Tage gefeiert wird, erwiederte der Alte, gutherzig lächelnd; und ein junges Mädchen stellte für den Gast einen Sitz zurecht.

„An jedem Tage?" fragte Romulus erstaunt.

Ja, antwortete der Greis: das Fest unserer häuslichen Glückseligkeit. Du bist hier der einzige Gast; diese alle sind meine Kinder.

Zwei junge Mädchen hatten unterdessen einen Kranz von Rosen geflochten, und brachten ihn dem Jünglinge. Der Greis reichte ihm den glänzendsten Becher, und füllte ihn mit Albanischem Weine *); ein Mädchen trug in reinlichen Körben Brot und Früchte herbei.

Romulus aß; nun setzten sich Alle wieder, und nach einigen Augenblicken war jeder, selbst die Kinder, mit einer Arbeit beschäftigt. Die Kleinen flochten Körbe; die Mädchen spannen und webten; die Jünglinge schnitzten Becher und Geräthe; zwei Mütter hatten ihre Säuglinge am Busen schlummern; selbst der Greis sonderte Samen zu Pflanzen aus: nur

*) Der beste, nächst dem Falerner, in dem alten Italien. Alba war deshalb berühmt.

ein schönes Mädchen saß neben einem Jüng-
linge ohne Arbeit.

Romulus warf einen Blick auf sie. Der Greis bemerkte es, und sagte lächelnd: sie sind nicht ohne Geschäft; ihre Arbeit ist unser Vergnügen. Scheue dich nicht, Valeria; unser Gast wird dich nicht verachten.

Das Mädchen nahm eine Laute hervor, und der Jüngling die sanfte Tempelflöte. Mit einer lieblichen Stimme sang Valeria zu den Tönen der Laute und Flöte ein Lied; dann fielen Alle mit sanften Stimmen ein, und wiederholten den Gesang: ein Lied an das Glück der Menschen, die Freundschaft, das Vertrauen, die Liebe. Nie hatte Romulus so spielen und singen hören.

Nun hob ein Gespräch an, in das sich ein jeder mischte: ein Gespräch voll Verstandes, voll Scherzes und Lachens. Der Greis erzählte von allen Völkern Italiens, ihrem Ursprunge, ihren Sitten, ihrer Religion, ihren Göttern. Die Männer und Jünglinge bestätigten seine Bemerkungen; die Mädchen und Kinder horchten, als hörten sie das Alles zum ersten Male.

„Wer bist du, Vater?" fragte Romulus voll Bewunderung. Es war ihm, als säße er in einer Versammlung der Götter.

Weißt du nicht, wo du bist, Jüngling? fragte der Greis. Im heiligen Haine der Schutzgötter von Latium. Ich heiße Julus, und bin aus dem Stamme der Könige von Alba, Priester des geheimen Heiligthums *), an dem das Wohl von Latium hängt. Nur ich bewohne diesen Hain, mit meiner Familie, und das Priesterthum ist das Erbtheil meines Stammes. Für diese Priesterbinde vertauschte mein Ahnherr, der Enkel des Aeneas, die Herrschaft über Alba und Latium; für diesen heiligen Hain den weiten Raum zwischen der Tiber und der Gränze der Volsker. Sieh, Jüngling, und hier ist nicht Einer, der nicht unserm Ahnherrn für seine goldene Genügsamkeit dankte; nicht Einer, der nicht denselben Tausch mit Freuden träfe! . . . Seitdem hat das Glück, wie ein Hausgott, mit meinem Stamme in dieser Hütte gewohnt; Freude, Zufriedenheit, und ihre Quellen, Gerechtigkeit und Tugend,

*) Palladium.

Tugend, haben ihr Heiligthum in diesem Haine, in dieser Hütte, in diesen Herzen gefunden. — Das sagte der Greis mit so großer Innigkeit, und die Blicke aller Söhne, die um ihn her saßen und standen, bestätigten es so ungeheuchelt, daß Romulus nicht daran zweifeln konnte.

„O, glückliche Menschen!" rief Romulus erschüttert; „glückliche Menschen, daß die Einsamkeit, in der ihr geboren wurdet, in der ihr bis zu eurem Tode lebt, eure Brust gegen den Ehrgeitz, gegen die Ruhmbegierde verschließt!"

Der Greis lächelte und sah einen Jüngling an, der feurige Blicke um sich her warf. Der Ehrgeitz, sagte er, noch immer lächelnd, wohnt in jedes Jünglings Brust, und wir alle haben dieser verführerischen Gottheit gehuldigt. Ruhe schmeckt erst am Abend eines thatenvollen Lebens. Alle meine Söhne hat die liebliche Stimme des Ruhms und ihr eigener Ehrgeitz aus diesem Haine, dem Wohnplatze unbekannter Genügsamkeit, hervorgelockt. Sie kehrten zurück, der eine spät, der andere früher, und Alle gestanden, daß Liebe und Vertrauen, Verborgenheit und Stille, Arbeit und Erholung

die Gränzen des Glückes sind. Sieh, mein Sohn dort war eine Zeitlang Feldherr der Umbrier in dem Kriege gegen die Sabiner, und bei seinem Nahmen zitterten Tausende; jetzt zittert Niemand vor ihm, und er wird nur in diesem Kreise genannt. Einen Enkel habe ich noch jetzt, der auf dem steilen Pfade des Ruhms geht.

Ein lauter Seufzer aus den Lippen einer Frau (es war ihr Sohn, von dem der Greis redete) unterbrach ihn. Du sollst sehen, fuhr er mit einem zärtlichen Blicke auf die Mutter fort: — du sollst sehen, Lavinia, die Götter werden ihn dir wiedergeben. Er wird bald lernen, daß Gerechtigkeit und Ehrgeitz sich selten vereinigen lassen.

„Wie?" fragte Romulus ernst: „der Ehrgeitzige könnte nicht gerecht seyn?"

Selten, lieber Jüngling. Auf der Bahn zum Ruhme gehen so Viele, daß ihn nur der erreichen kann, dem jedes Mittel dazu gleich scheint. Der edle Mensch wird nur gerechte Mittel gebrauchen; der Bösewicht alle. Glück kann dem Gerechten helfen; aber wie selten ist das! Der Ehrgeitzige ist wie der Aetna in Si-

cilien: in der Ferne ein glänzendes, erhabenes Schauspiel, das Aller Augen mit Bewunderung füllt; doch in der Nähe? Ein Flammenstrom bricht aus seiner Seite, und weckt das Jammergeschrei unglücklicher Menschen. Die Zerstörung verbreitet sich rings umher, und ganze Städte werden vernichtet. Das ist der Ehrgeitzige.

Hier betrachtete der Greis den Jüngling mit den blitzenden Augen, seinen jüngsten Enkel, aufs neue. Dieser warf sich an des Greises Brust. „Siehst du?" fuhr der Greis zu Romulus fort. „Auch dieser Jüngling hat die Stimme des Ruhmes vernommen, und will hinaus ins Freie. Sey ruhig, du sollst. . . . Vielleicht hast du gehört, daß die Hirten an der Tiber. . . Doch wir wissen noch nicht einmal, wer du bist.

„Wie ihr an meinem Schilde seht,. . . ein Albaner," antwortete Romulus zögernd. „Ich heiße Lucius."

Unter diesen Hirten, fuhr der Greis fort, lebt ein Jüngling, Nahmens Romulus, gerade einer der Menschen, aus deren ehrgeitziger

Seele verwüstende Flammenströme hervorbrechen.

„Mir sagte unterweges ein Mann," unterbrach Romulus den Greis verwirrt: „dieser Jüngling habe Laurentum Frieden anbieten lassen."

So ist es auch, erwiederte der Priester; aber wir trauen seinem regen Ehrgeitze nicht. Dieses Anerbieten kommt nicht aus einer Seele voll Friedens. Wenn ich könnte, ich würde die Volsker, die Rutuler, alle Völker rings um die Höhen, die der Jüngling bewohnt, gegen ihn bewaffnen. Furchtbar drohet er, wie eine schwarze Gewitterwolke voll verheerender Blitze, den Menschen rings um ihn her. Er wird die verderbende Flamme des Krieges unter uns werfen.

Und doch, fiel hier der Jüngling ein, den dieses Gespräch betraf — und doch erzählen die Hirten so viel Großes, so viel Edles von ihm; wie mäßig, wie männlich, wie muthig er ist; wie weit er alle Wollust flieht.

Es giebt nur Eine Tugend, mein Sohn, sagte der Greis: Gerechtigkeit; und wer die nicht hat, ist ein Bösewicht: vielleicht ein mä-

figer, männlicher, muthiger; aber doch ein Bösewicht.

Romulus schlug den Blick zum Boden, und schwieg. Der Greis hielt ihn für ermüdet, winkte seinem Enkel, der die Waffen liebte, und nahm eine Fackel von Holz. Du mußt ruhen, edler Lucius, sagte er. Folge mir. Der Jüngling — er ist von deinem Alter — wird sein Lager mit dir theilen. Er führte seinen Enkel und Romulus durch den Säulengang hinunter nach einer nahen Hütte, und ließ da die beiden Jünglinge allein.

Romulus warf sich, als wäre er ermüdet, sogleich auf das Lager, um nur ungestört seinen Gedanken über die Reden des Greises nachhängen zu können. So unwillig er auch war, so behielt dennoch die angenehme Empfindung, welche der Anblick dieser Menschen in seiner Seele erregt hatte, die Oberhand, und er schlief mit dem Wunsche ein, zu dieser glücklichen Familie zu gehören.

Am Morgen, als nur die ersten Strahlen der Sonne die Gipfel der Bäume erleuchteten, erwachte Romulus bei den Tönen lieblicher Flöten und bei einem feierlichen, sanf-

ten Gesange. Er sprang auf, ergriff seine Waffen, und ging in das Freie. Die ganze Familie saß auf einem Hügel unter einem Kreise von hohen Buchen, um die sich eine Hecke von Rosen und blühenden Gesträuchen zog. Romulus wollte gehen; der Alte bat ihn aber so gutherzig, seiner Familie noch den Tag zu schenken, und es hefteten sich so viele freundliche Blicke auf ihn, daß er die Bitte nicht abschlagen konnte. Ein Mädchen trug seine Lanze weg; ein Knabe hängte sich an seinen Schild, und ein andrer nahm ihm sein Schwert. Man brachte ihm einen Rosenkranz, und hängte ihn in sein Haar.

Nun wurden die Arbeiten des Tages vertheilt. Valeria, und der Jüngling, der ihren Gesang begleitet hatte, führten eine kleine Heerde Schafe hervor, und trieben sie, von zwei Kindern begleitet, unter den Eichen hin. Die Männer und Jünglinge zogen mit Sicheln auf die Wiese am Ufer des Numicius, das Gras zu schneiden. Die Kinder beschäftigten sich in dem Garten hinter der Hütte, Pflanzen zu begießen, oder Unkraut auszugäten. Der Greis ging mit Romulus von ei-

nem zum andern, ordnete die Arbeiten, und wurde überall von Freude, Vertrauen und Liebe empfangen. Alles war in nützlichem Fleiße beschäftigt. Zwei Mütter mit Säuglingen besorgten den Herd; zwei junge Mädchen halfen ihnen, und spielten mit den Kindern.

Sieh, sagte der Greis zu Romulus; ehemals lebte der Priester des heiligen Tempels von den Opfern, den Geschenken, die Fromme darbrachten: ich lebe von den Feldern, die wir, meine Kinder und ich, seit achtzig Jahren bauen, von der Milch und dem Fleische der Heerden, die hier eine reiche, sonst ungenützt verwelkte, Nahrung finden. Zehn Hütten stehen hier schon, anstatt Einer, und ich hoffe, nach einem Menschenalter soll der Tempel dort von fruchtbaren Feldern und glücklichen Hütten umgeben seyn. Du sahst das Mädchen, das die kleine Heerde führte; der Jüngling, der neben ihr ging, ist ihr Verlobter. Die Hütte, worin du diese Nacht geschlafen hast, ist die ihrige, und Segen und Zufriedenheit werden darin mit ihnen wohnen; denn sie lieben einander mit vertraulicher Innigkeit. O, setzte der Greis hinzu, und hob betend die

Hände auf: gäben doch die Götter, daß Italien, daß die Erde diesem heiligen Haine gliche; daß das Menschengeschlecht so neben einander wohnte, wie ich hier mit meinen Kindern und Enkeln; daß wir nur gegen Raubthiere die Waffen ergriffen, und der friedlichste, gütigste Mensch auch der geehrteste wäre! — Romulus erröthete; es war, als hätte der Greis ihm seine Größe genommen.

Um Mittag versammelte sich die ganze Familie. Auf einer Höhe, welche eine freie Aussicht auf den Tempel hatte, stand ein Tisch von Rasen. Hierher trug man die Speisen. Fröhlich lagerten sich Alle um den Tisch her; Heiterkeit hob jedes Herz, und machte alle Lippen beredt.

Hier esse ich gern, sagte der Greis, und zeigte auf die Cypressen, die Aeneas Grabhügel umgaben; denn hier, vor dem Bilde der allgemeinen Vergänglichkeit, lerne ich heiter seyn, so lange ich bin. Romulus erkannte das Grabmahl des Helden wieder, und betrachtete es mit nachdenkenden Blicken. „Er ist des Grabmahls und des Tempels werth!" sagte er, als der Greis ihn fragend ansah. „Welch

eine selige Empfindung mußt du haben," setzte er hinzu, und faßte des Priesters Hand, „daß du sein Enkel bist!"

Lavinia, Aeneas Gattin, ist nicht meine Stammmutter. Sie war eine edle Frau, sagte der Greis mit hohem Feuer. Die Götter geben uns Allen Herzen, wie sie eins hatte! Hier, wo wir sitzen, lebte das edle, unglückliche Weib. Hier stand noch, als ich ein Kind war, eine verfallene Hütte, in der sie gewohnt hat. So erzählten die Greise, so hatte es der Sohn von dem Vater gehört. Darum nenne ich diesen Platz noch immer Lavinium. Kein Grabmahl, kein Tempel erhält das Andenken der edlen Königstochter; und ihre That war doch größer, erhabner, als die Thaten des Helden, der Lavinium baute: denn sie war gerecht.

Romulus warf einen fragenden Blick auf den Greis. Die jüngeren Enkel baten ihn, Laviniens That zu erzählen, und der Greis hob feierlich an.

Der edle Aeneas fiel in der Schlacht an dem Ufer des Numicius, dort, wo sein Grabmahl steht. Sein Sohn Askanius, mein Ahnherr, bestieg den Thron, und die Trojaner

hingen ihm an. Latinus Tochter, Aeneas Wittwe, Lavinia, war ohne Kinder; doch hoffte sie, bald Mutter zu seyn. Mit finsterem Unmuth ertrugen die Latiner die Regierung eines Fremden; mit lautem Verlangen hofften sie, Lavinia sollte Mutter eines Sohnes werden. Sie wurde es. Unbesonnen riefen die Latiner nun laut: „wir haben einen König von Latinus Blute!" Der ehrgeitzige Askanius fühlte die Ansprüche, welche der Wunsch der Latiner dem Kinde auf den Thron Latiums gab; und — Herrschsucht scheuet kein Verbrechen. Er wagte Angriffe auf das Leben des Kindes, das ihm so gefährlich werden konnte. Lange vertheidigte die Mutter das Leben ihres Sohnes, und seine Rechte auf das Diadem. Endlich aber nahm sie, von Askanius in neue Gefahren gebracht, eines Abends den Säugling an ihren Busen, und entfloh, in der Kleidung einer Hirtin, aus Lavinium.

Sie ging die Nacht hindurch längs dem Ufer des Flusses fort, und drang mit ihrer theuren Last in die dunkelste Einöde dieses Waldes. Erschöpft von dem langen Wege, ermattet von Hunger, warf sie sich mit ihrem

Knaben auf den Grabhügel ihres Aeneas nieder, ohne ihn zu kennen; sie betete um den Tod ihres Sohnes auf dem Grabe seines großen Vaters. In dem Augenblicke kam — ohne Zweifel sendeten ihn die guten Götter — ein Hirt. Er sah die Jammernde, theilte seine Nahrung mit ihr, und versprach ihr einen sichern Aufenthalt in seiner Hütte, die am Rande des Waldes lag. Lavinia sah ihn forschend an. „Kanntest du den König Latinus?" fragte sie mit erhabner Stimme. Der Hirt segnete sein Andenken. „Kanntest du Aeneas?" fragte sie weiter, und nahm, mit vermehrtem Zutrauen, des Hirten Hand. Ich kannte den Göttersohn, sagte der Hirt; der Hügel, an dem du stehest, ist sein Grab.

Sein Grab? rief Lavinia laut, und sank auf den Hügel nieder. Ihr Schmerz verrieth sie. „Lavinia!" sagte der Hirt mit Ehrfurcht; und sie erzählte ihm nun ihr hartes Schicksal, die Gefahr ihres Sohnes. Er wurde von den Leiden der Königin erschüttert, und erbaute ihr auf diesem Hügel, wo wir sitzen, eine kleine Hütte. Dahin führte er sie, brachte ihr Lebensmittel, grub ihr jenes Stück

Land zu einem Garten um, bereitete ihr ein Lager von weichen Fellen, und tauschte ihr für einiges kostbare Geschmeide, das sie noch hatte, Geräth und eine kleine Heerde ein. Sie bat ihn nun, so lange sie lebe, ihren Nahmen zu verschweigen und sie itzt gleich zu verlassen.

Mit ihrem Sohne an der Brust, weidete sie hier die Heerde, von der sie lebte, bauete selbst das kleine Feld, das ihr Nahrung gab, und pflanzte die hohen Cypressen, welche das Grab des Helden umschatten. Sie nannte ihren Sohn Sylvius, von dem Walde, worin er mit ihr lebte. Hier erzog sie ihn, unter dem Mangel aller Bequemlichkeit, zu dem einfachen Leben eines Hirten. Das Grab seines Vaters, die Hütte, die seine Mutter bewohnte, und das kleine Feld zwischen beiden: das war alles, was er sein Eigenthum nannte, und er hielt sich damit für reich, weil er sonst nichts bedurfte. Sie lehrte ihn alles lieben, was ihn umringte, jedem wohl zu thun, der sich ihm näherte, und Gerechtigkeit höher zu achten, als das größte Glück der Erde.

„Fröhlichkeit, mein Sohn," so soll sie oft zu ihm gesagt haben — „Fröhlichkeit, Gesund-

heit, selbst das Leben; von den Hirten, die um uns her wohnen, geehrt, geliebt zu seyn, reiche Heerden und fruchtbare Felder zu haben: alles das, Sylvius, hängt nicht von dir ab, sondern von dem Glück und den Göttern. Das Einzige, was der Mensch in seiner Gewalt hat, was ihm kein Zufall, keine Macht, selbst die Götter nicht rauben können, ist Gerechtseyn. Alles Andere auf der Erde theilen wir mit den Thieren: Leben, Gesundheit, Stärke, Ueberfluß. Aber Gerechtseyn theilen wir nur mit den Göttern. Es ist das einzige Himmlische in uns; das Einzige, das uns gehört, und das uns auch der Tod mit dem Leben nicht rauben kann." So sprach sie oft; und der Knabe wurde, was seine Mutter wünschte, gerecht und wohlthätig. Die Hirten liebten und ehrten ihn, ohne seine Abkunft zu kennen. Er war gütig, sanft, dankbar; und, um frei zu seyn, mäßig und arbeitsam.

Als er das dreizehnte Jahr zurückgelegt hatte, sank seine Mutter mit freudigem Danke gegen die ewigen Götter an dem Grabe ihres Gatten nieder, und rief: „er wurde zu einem Throne geboren. O, ihr Götter, ich gab

ihm mehr, als einen Thron: ich lehrte ihn, des Thrones entbehren zu können." Schon sechzehn Jahre hatte sie in ihrer Einöde gelebt; da prüften die Götter die Tugend des hohen Weibes. Lange, und mit dem Scheine der Wahrheit, hatte sich das Gerücht, Lavinia lebe mit ihrem Sohne bei den Volskern, erhalten. Noch immer hofften die Latiner, welche Laviniens Andenken liebten, der Jüngling werde endlich auftreten und den Thron seines Großvaters zurückfordern. Jetzt sagte das Gerücht: ein Weib, das in den Wäldern an der Gränze mit ihrem Sohne lebe, sey Lavinia. Auf einmal aber verschwand das Weib aus dem Walde, und das Gerücht verkündigte nun Laviniens und ihres Sohnes Ermordung. — Schrecken ergriff die Bürger von Lavinium, und bald folgte eine stille, furchtbare Wuth. Man hielt die Ruhe des Königs für einen Beweis des Mordes. Askanius sah die Liebe seiner Bürger zu Lavinien; jetzt fürchtete er sich noch mehr als sonst vor dem wehrlosen Weibe, und ließ sie wirklich aufsuchen, um sich von ihr zu befreien. Lavinia war sicher in der finstern Einöde. Wenige von den Hirten kannten

se, und wer sie kannte, hielt sie für die Tochter des alten Hirten, der sich ihrer angenommen hatte. Bis in ihre Hütte drangen die Augen ihrer Feinde nicht. Mit süßer Freude sah sie die Liebe des Volkes, und die neuen Hoffnungen für ihren Sohn. Jetzt verbarg sie sich noch vorsichtiger den Blicken aller Menschen. Sie lehrte ihren Sohn mehr als je, in der kleinen Hütte groß und glücklich zu seyn, wie auf dem Throne, damit er auf dem Throne menschlich und gütig bleiben könnte, wie in der Hütte.

Das Gerücht von der Ermordung Laviniens war auch bis zu den Hirten in diese Wälder gedrungen. Sie sprachen von der Grausamkeit des Königs, und von der Neigung der Bürger in Lavinium, den Mord in dessen Blute zu rächen. Sylvius hörte es, und erzählte seiner Mutter davon. Der König, sagte er, wagt es jetzt kaum, die Burg zu verlassen, und hat immer bewaffnete Trojaner um sich, die ihn gegen die Rache der Latiner beschützen sollen. So verfolgen die Furien den Mörder!

„Weißt du denn," fragte die Mutter, „ob Askanius Lavinien und ihren Sohn wirklich ermordet hat?"

Jeder sagt es, Mutter. Sie lebte ruhig in den Wäldern bei Suessa, und nun ist sie verschwunden.

„Also doch nicht ermordet; nur verschwunden!"

Ermordet, theure Mutter; denn, lebte sie noch, müßte sie dann nicht nach Lavinium gehen und dem Volke sagen: Askanius ist unschuldig; hier bin ich! . . . Wenn der König fiele — sie hätte ihn ermordet.

Lavinia schlug den Blick zu Boden. „Wohl müßte sie das. Aber, Sylvius, wenn sie sich nun dem Könige überlieferte, der sie schon längst gern getödtet hätte? Soll die zärtliche Mutter nicht das Leben ihres Sohnes erhalten?"

Sie soll gerecht seyn, liebe Mutter!

„Und, Sylvius, — wenn ich nun diese Mutter, wenn du dieser Sohn wärest!"

Uns hätte Gerechtigkeit schon längst nach Lavinium geführt.

„O, mein Sohn!" rief Lavinia jetzt, und hob die freudig funkelnden Augen zu den Göttern. Dann drückte sie ihn an ihre Brust, und benetzte ihn mit Thränen der höchsten Freude. Nie hatte sie den Jüngling so innig umarmt,

der

der sie darum erstaunend betrachtete. Sie faßte seine Hand, führte ihn an Aeneas Grab, knieete darauf nieder, und benetzte es mit Thränen. Mit Erhabenheit stand sie dann auf, und sagte: „umarme die Asche deines Vaters, des großen Aeneas. Dies ist sein Grab. — Geh mit mir nach Lavinium. Wir sind es, deren Leben Askanius sucht."

Sylvius sank auf den Grabhügel seines Vaters, und warf sich dann in seiner Mutter Arme. Ruhig sagte er: laß uns nach Lavinium gehen, meine Mutter!

Sie fanden die Stadt in wildem Aufruhr. Siegend zog Askanius, von den tapfern Trojanern begleitet, durch die Straßen der Stadt auf den Marktplatz, und ließ durch Herolde die besiegten Latiner zusammen rufen. Mit finstern, an den Boden gehefteten Blicken hörten diese des Königs Rede, ohne ihm Beifall zuzujauchzen. Da trat Lavinia, an der Hand ihres Sohnes, in die Versammlung, und rief: hier ist Lavinia, Latinus unglückliche Tochter, und, Askanius, deines Vaters Gattin. Hier ist mein Sohn, Aeneas Sohn, dein Bruder, König der Latiner."

Alles erstarrte. Doch bald drangen Greise, welche Lavinien ehedem gekannt hatten, auf das edle Weib zu, überzeugten sich, daß sie es war, und warfen sich vor ihr nieder. Da erhob sich ein lautes Jauchzen des Volkes. Aller Blicke wendeten sich fröhlich auf den Jüngling, Latinus Enkel, der an der Seite seiner Mutter kühn, als sey er längst an das Jauchzen eines Volkes gewöhnt, und dennoch bescheiden, da stand. Askanius trat mit ungewissem Schritt und zweifelndem Gesichte näher. In den Zügen des erhabenen Weibes erkannte er Lavinien; und in dem Jünglinge die stolze Gestalt seines Vaters. Er warf einen zornigen Blick auf die jauchzenden Latiner; aber nun jauchzten auch die Trojaner, als sie den Sohn ihres großen Führers erblickten. „Aeneas!" riefen sie. „So heißt er!" antwortete Lavinia, und führte den Jüngling den bewaffneten Männern entgegen. „Aeneas Sylvius!" sagte sie laut; und der Nahme flog von einer Reihe zur andern.

Jetzt wendete sich der Jüngling an den König. „Das Volk," sagte er, „glaubte, du hättest uns ermordet. Um dich einer ungerech-

ten Rache zu entziehen, haben wir unsern sichern Aufenthalt verlassen. Warum, setzte er hinzu, und streckte seinem Bruder die Arme entgegen — warum sollte ich dem Sohne meines Vaters, meinem Bruder, nicht vertrauen? Könntest du unsers Vaters Andenken durch die Ermordung seines Sohnes entehren? Gewiß nicht!

Askanius sah zweifelnd umher. Des Jünglings Ankunft in diesem Augenblicke schien ihm zu beweisen, daß Lavinia ihm den Thron rauben wolle; und dennoch sprach in dessen Auge so viele Treue und Redlichkeit. Askanius nahm ihn in seine Arme, umgürtete ihn mit seinem Schwerte, und ließ sich einen glänzenden Helm geben, ihn dem Jünglinge aufzusetzen. „Nicht den Helm!" riefen die Latiner; „das Diadem ist sein!" Da warf Askanius zürnende Blicke auf die Latiner; aber das Geschrei vermehrte sich. Die Trojaner umringten den Jüngling, und küßten seine Schultern, seine Hände. Die Greise erkannten das Bild seines großen Vaters in ihm. „So stand er vor Ilium!" riefen sie: „eben so, wie dieser Jüngling, unser König!" Laut

riefen jetzt Alle: „ihr Götter, segnet unsern König, Aeneas Sylvius!"

Da winkte der Jüngling; und alles schwieg. Er drückte seinen Bruder an die Brust, und sagte: mein älterer Bruder, mein König! Laut riefen die Trojaner und Latiner, von dieser Großmuth tief gerührt: „unser König, Aeneas Sylvius!"

Askanius, der sich von Allen verlassen sah, nahm das Diadem aus seinen Locken, und überreichte es seinem Bruder. Sylvius hielt es, mit Thränen in den Augen, hoch empor, wendete sich dann wieder zu Askanius, und sagte zärtlich: „dies sey das Band, das Aeneas Söhne an einander knüpft!" Er schlang das Band seinem Bruder wieder um die Lokken, und rief dann laut, mit heiligem Feuer in den funkelnden Augen: „wohin, König der Latiner, befiehlst du uns zu gehen?"

Askanius hob schweigend die Hände zu den Göttern auf, und es brachen Thränen aus seinen Augen. Er drückte Aeneas Sylvius an seine Brust, und rief: mein Bruder! mein edler Bruder! Dann sank er vor Lavinien nieder, nannte sie laut seine Mutter, und führte

sie und ihren Sohn zu den Latinern. Hier ist Laviniums König! sagte er; der Enkel des Königs Latinus! Besetzt die Burg! Ich baue mir eine neue Stadt. Aeneas Söhne sind Brüder!" Dann zog er aus Lavinium, um Alba zu bauen, und zwischen den beiden Brüdern herrschten ohne Unterbrechung Eintracht und Liebe.

Ehe Askanius starb, übergab er seinem Bruder auch Alba, und sein eigner Sohn Julus, mein Stammvater, erhielt das Priesterthum bei diesem Tempel, den Lavinia erbaute. Die edle Frau kehrte zurück in diesen heiligen Hain, um an dem Grabe ihres Gatten zu leben. Sie starb, angebetet von allen Menschen, voll Hoffnung auf die ewigen Götter, in den Armen meines Ahnherrn, des Priesters. Ihr Sohn besuchte die Gräber seiner Eltern oft. Er regierte glücklich und in tiefem Frieden; denn er war gerecht, und Wohlthun sein einziger Stolz. Sein Nahme wurde als heilig verehrt; alle seine Nachfolger hießen Sylvius. Aber, ach! sie hatten von dem edlen Manne nur diesen Nahmen.

Der Greis goß nun aus einem Becher

Wein auf den Boden, wo Lavinia's Hütte gestanden hatte, und schweigend hängten Alle ihre Kränze an die Bäume umher. Es war die freiwillige, heilige Feier der Ehrfurcht für die Tugend; niemand wagte es, das tiefe Schweigen zu unterbrechen. Sie sahen einander nur sanft und wehmüthig lächelnd an, als wäre Laviniens Schatten unter ihnen. Auch Romulus schwieg; er fühlte sich klein in der Mitte dieser frommen Menschen: es war ihm, als ob alles, was die Helden der Vorwelt gethan hätten, nicht einer Umarmung von Einem dieser Menschen gleich käme.

Nach und nach wurden die Kinder und Enkel des Greises wieder fröhlich. Nur Romulus blieb ernst und finster; und dennoch zog ihn ein Gefühl der Zärtlichkeit zu diesen Menschen. Jetzt legte sich der Greis in den Schatten einer Buche, und schlummerte ein. Romulus ging mit dem Jünglinge, den, so wie ihn selbst, Ehrgeitz belebte, an das Grabmahl des Aeneas, und hörte ihn von seinen künftigen Thaten, von Kämpfen gegen den Anführer der Hirten, Romulus, reden. Er drückte dem Jünglinge lächelnd die Hand; dann spra-

chen sie von den Wundern der Vorzeit, von den Thaten der Heroen. Schon lange hatte hinter ihnen der Greis ihr Gespräch gehört. Jetzt trat er lächelnd zu ihnen, und sagte: daß ihr Jünglinge doch immer glaubt, nur mit dem Schwerte, und nicht durch Liebe, sey Nachruhm, ein solches Grabmahl, und Heldenehre zu erwerben! daß ihr doch immer wähnt, nur Ruhm könne der Lohn der Tugend seyn, und nicht das Gefühl der Tugend selbst! Ueberschreite nie die Gränze dieses Hains, mein Sohn; erfülle hier deine Pflichten, liebe deine Eltern, deine künftige Gattin, deine Kinder, und thue allen empfindenden Wesen wohl; stirb dann, ohne daß ein Mensch umher deinen Nahmen gehört hat: und dein Leben ist wahrlich mehr gewesen, als das Leben eines Heroen, vor dem die Menschen zitterten. O, meine Söhne, warum wollt ihr denn lieber gefürchtet, als geliebt seyn? Ja, wenn ein reißender Sturm die Eichen zerbricht, wenn Jupiters Blitze schmettern, wenn der Donner rollt, der Himmel in schrecklichem Hagel niederstürzt, so zittern die Sterblichen. Aber meint ihr, Jupiter sollte immer

donnern, weil die Menschen davor zittern? Die Götter segnen mehr, als sie zürnen; und ihr Jünglinge wollt furchtbarer seyn, als die ewigen Götter! . . . Da steht der Tempel des Aeneas. Ein feierliches Opferfest bringt alle Jahre die Albaner in diesen Hain, und es werden Hymnen zum Preise des Heroen gesungen. Der Sterbliche erstaunt, wenn er die Thaten des vergötterten Helden hört, und die Könige von Alba nennen sich mit Stolz seine Enkel. Aber nie kam ein gebrochenes Herz in diesen Heldentempel, Trost zu erflehen. Der Pomp des Opfers, die staunende Menge nähert sich dem Altare; doch keine Menschen. Ich war einst in Sicilien, und bewunderte die Pracht der Tempel, die Denkmähler für die Heroen der Vorzeit, die reichen Opfer, die ihnen gebracht wurden. Am Fuße des Aetna sah ich zwei kleine Altäre, die in dem Schatten einiger hohen Myrten, ohne Tempel, standen. Man hatte von dieser kühlen Stelle die Aussicht auf das Meer, und ich ging alle Tage dahin, ein Paar Stunden zu ruhen. Kein Priester knieete an den beiden Altären; aber täglich kamen Väter und Müt-

ter, welche sie mit Blumen bestreuten, sich mit feuriger Andacht an ihnen niederwarfen, und fromme Thränen der Freude weinten. Ich wünschte zu erfahren, welcher Gottheit, oder welchen Sterblichen, die Altäre geweihet wären; zumal, als eine Mutter ihren Sohn, der sie verlassen wollte, und ohne den sie hülflos gewesen wäre, zu ihnen führte. Sie bekränzte den Altar, und zerfloß in Thränen. Der Sohn warf sich vor ihr nieder, schwor, sie nie zu verlassen, und hat seinen Eid erfüllt. Das Opfer knüpfte ein neues Band zwischen Sohn und Mutter. Ich fragte einen Priester des Herkules, der in der Gegend einen Tempel hatte, wem die Altäre geweihet wären. Er antwortete lächelnd: zwei Unbekannten; die Sage weiß Manches von ihnen, ich aber nichts. Nun fragte ich den Oberpriester in Katanea. Auch er wußte nicht, wovon ich sprach; denn auf den Altären wurden keine feierliche Opfer gebracht. Endlich fragte ich die Mutter, die oft hieher kam und betete: wem die Altäre geweihet wären. „Der kindlichen Liebe!" antwortete sie sehr bewegt. „Diese Gegend heißt das Feld der Frommen." Nun fragte ich den

Oberpriester wieder, und erfuhr genau, was ich wissen wollte.

Der Aetna entzündete sich*). Mit schrecklichem Donnern sprengte das unterirdische Feuer seine Seite; ein glühender Flammenstrom, mit rothem Rauche bedeckt, wirbelte hervor, und schoß, schnell wie ein Pfeil, zischend und verheerend den Berg hinab. Wälder brannten, Hügel stürzten, von der Gluth in ihrem Grunde halb verzehrt, in den Feuerstrom, und vermehrten die Flammen. Der Feuerstrom näherte sich der Stadt Katanea; die Mauern stürzten und schmolzen, die Häuser brannten, die Einwohner flohen. Jeder rettete nur sich auf den höchsten Hügel bei der Stadt. Schon brach der Feuerstrom unter den niedrigen Mauern hervor. Zwei Jünglinge, Amphinomus und Anapis, eilten dem rettenden Hügel zu, der eine mit seinem alten hülflosen Vater, der andere mit seiner alten kranken Mutter auf den Schultern. Sie riefen um Hülfe; aber niemand wagte es, ihnen entgegen zu gehen: denn der Strom brach furchtbar nahe mit

*) Pausanias, X Buch. Strabo nennt die Nahmen der beiden Jünglinge.

seinen Flammenwellen. Man rief ihnen zu, sie sollten sich retten und die Eltern ihrem Geschick überlassen; ihre Eltern selbst baten sie darum. Aber die Jünglinge gehorchten zum ersten Male in ihrem Leben nicht. Der Vater riß sich endlich von den Schultern seines Sohnes los, und nahm seine kranke Gattin herab. In diesem Augenblicke schießt die Gluth heran. Beide Jünglinge ergreifen, anstatt sich zu retten, ihre Eltern wieder, heben sie auf, und steigen auf einen kleinen Hügel; doch hinter ihnen zischt schon die Gluth. „O, ihr Götter! rettet unsre Eltern!" rufen die edlen Jünglinge. Es donnert, und dicht hinter ihnen theilt sich der Flammenstrom. Von dem mächtigen Hauche der Götter geleitet, strömt die Gluth links und rechts hin, um die Jünglinge und ihre Eltern weg, und läßt ihnen den Weg zu einer langsamen Rettung offen, als ehrte selbst das wüthende Feuer die kindliche Liebe. Katanea jauchzte; die beiden frommen Jünglinge trugen ihre Eltern zwischen den beiden Feuerströmen an das Meer, wo ein Nachen sie aufnahm. Ihre Mitbürger empfingen sie mit Jauchzen, Freudenthränen

und Blumenkränzen. An dem Orte, wo der Feuerstrom sich getheilt hatte, errichteten sie den beiden Edlen zwei Altäre, und nannten ihn: den Hügel der Frommen.

Nennt mir, setzte der Greis bewegt hinzu, unter allen großen Thaten der Heroen eine, welche dieser gleich käme. — Zwar brachte die Stadt auf den Altären keine Opfer; aber an ihnen lag flehend manche Mutter, und fand Trost in der Erinnerung an diese schöne That; mancher Greis führte seine Söhne dahin, und lehrte sie, wie die Götter die kindliche Liebe belohnen; Menschen beteten da für die Erhaltung des menschlichen Glückes, der kindlichen, stillen Verwandtenliebe und Einigkeit.... Aeneas trug seinen Vater durch Iliums Flammen; und diese einzige That hob ihn zu den Göttern empor.

Schnell wendete der Greis sich nun zu Romulus, und sagte: Jüngling, aus deinen Augen leuchtet das Feuer deiner Seele. Lerne, daß eine solche That mehr werth ist, als ein Tempel mit deinem Nahmen; lerne, daß sich selbst zu bekämpfen und zu besiegen schwerer ist, als Völker niederzutreten; lerne, daß Ge-

rechtigkeit und Menschlichkeit den schönsten Lohn geben, den Beifall der Götter und deines eigenen Herzens; daß Ruhm entbehren zu können, mehr ist, als ihn zu erwerben.

Romulus stand auf, umfaßte den Greis, und sagte mit bebender Stimme: „ich hatte nie einen Vater, nie eine Mutter. Nie konnte ich Sohn seyn, und so wäre ich beinahe nie Mensch geworden. Mein Vater, ich bin — jener Romulus, der dir eine verheerende Gewitterwolke schien; aber nein, sie soll sich in einen segnenden Regen auflösen. Leb' wohl, Priester, Vater! Sage den Laviniern, daß ich Frieden will, weil es gerecht ist, ihn zu wollen. Ich sehe dich wieder, glücklicher Greis, wenn mir eine That gelungen ist, für die du mich segnen kannst. Leb' wohl!" Er eilte mit schnellen Schritten in das Gebüsch, und verschwand, ehe noch der staunende Greis und sein Enkel sich wieder fassen konnten.

Romulus ging an dem Flusse hinauf nach Lavinium, sah mit Frieden in den Blicken die Stadt vor sich liegen, und eilte wieder von ihren Mauern weg. Immer noch in stillen und besseren Gedanken an die Ermahnungen

des Priesters, ging er in das von Bergen umschlossene Thal, dem stillen See Dianens zu. Noch trafen Strahlen der sinkenden Sonne den ruhigen, hellen Spiegel Dianens *), und den hohen Tempel der Göttin, der am Ufer auf einer Anhöhe stand. Auf der höchsten Spitze der Hügel, die den See umkränzen, blieb Romulus stehen, und warf ruhige Blicke auf die weite Ebne Latiums, die bis zu dem Meere hin vor ihm lag. Mit ruhiger, stiller Seele wandelte er dann längs dem Ufer hinab bis an den Tempel der Diana. Gastfrei nahmen die Priester ihn auf, und zeigten ihm das alte heilige Bild der Göttin, das Orestes und seine Schwester hierher brachten. Am Morgen ging er in den Eichenhain, der den Tempel umgiebt, und glaubte hier das Klagegeschrei seines Freundes Silius zu hören, der den Mord seines Aegestus und seiner Ilia bejammerte. Er verließ ihn schnell, und ging auf Alba zu. Schon erkannte er den Albanischen Berg, schon sah er von dessen Spitze den hohen Tempel Jupiters, des Beschützers von

*) Der See hieß von seiner Klarheit: der Spiegel Dianens.

Latium, und den Opferrauch, der zu den Wolken empor stieg. Er ging an den Mauern von Alba weg, längs dem Ufer des grünen Sees, über die mit Reben bepflanzten Hügel. Rechts sah er schon das alte Tuskulum auf seiner Felsenhöhe, in blauer Ferne die Sabinischen Berge und den hohen Soraktes; vor ihm lagen in dunkelgrünem Gebüsch, von der Sonne beleuchtet, seine Hügel, denen er nun schneller zueilte.

Silius kam ihm entgegen, und fragte: Was bringst du, Romulus? Lächelnd und heiter antwortete der Jüngling: „Frieden! Frieden mit Laurentum, mit Lavinium, mit Alba, mit allen Menschen." — Und Amulius? — „Mich dünkt, Rache ist nichts anderes, als ein verderblicher Ehrgeitz. Silius, glaubst du, daß die Götter die Verbrechen der Menschen bestrafen; warum willst du denn Jupiters Blitze schleudern? Vertheidigung des Unglücklichen ist gerecht; Rache ist ein neues Verbrechen. Nimm deine Männer, wenn du Rache willst, und geh. Ich will Frieden und das Glück der Hütten auf diesen Höhen."

Silius warf forschende Blicke auf den

Jüngling, der heiter und groß vor ihm stand. Wo bist du gewesen? fragte er. — „Bei einer Familie, die durch Liebe glücklich ist. Ich bin durch die blühenden Gefilde Latiums gewandelt, wo Freude von den Feldern, aus den Hütten tönte. Meine Träume waren blutig, meine Wünsche das Verderben der Glücklichen, meine Sehnsucht ein Verbrechen. Silius, ich will meine Hirten lehren, ihre Eltern zu lieben, jedem zu helfen und den Armen wohlzuthun. Bleib bei mir, Silius, und sey mein Freund. Was der Greis konnte, der mich ein Mensch seyn lehrte, das muß auch uns möglich seyn. Laß die rächenden Götter über Amulius walten, und hilf mir, hier Menschen beglücken."

Silius schwieg lange; endlich sagte er: ich will den Frieden nicht stören. Vollende dein Werk; ich will dir helfen. Kommt die Stunde der Rache, so verlass' ich diese freundlichen Hügel. Ja, wir wollen deine Hirten beglücken.

Sie gingen nun Beide, das Glück der Hirten bedenkend, auf die waldigen Höhen. Schnell verbreitete sich von einer zur andern die Nach-

richt,

richt, daß Romulus wieder da sey. Die Hirten sammelten sich, alle bewaffnet, und schienen mit den muthigen Blicken ihren Führer zu fragen, wann sie ausziehen sollten, Rache an ihren Feinden zu nehmen. Romulus sagte ihnen: sie möchten sich morgen auf dem Hügel Saturns einfinden. Mit finstern Blicken gingen sie wieder, und noch weit aus dem Gebüsche her schallte ihr Kriegsgesang.

Spät am Abend kam ein Hirt, der im Eingange der Höhen die Wache gehabt hatte, zu Romulus, und erzählte: Tuskulanische Räuber wären an dem Walde weg gezogen, und hätten sich dann in einer Felsschluft gelagert. Er habe sich ihnen im Gebüsche genähert, und sie reden gehört. Die Mädchen von Laurentum würden morgen mit dem Anbruch des Tages in einem dunklen Haine bei ihrer Stadt das Fest der Juno feiern. Die Räuber wüßten, daß sich an diesem Tage kein Mann dem Haine nähern dürfe, und wollten die Jungfrauen entführen. Romulus gebot dem Hirten, zu schweigen, und ging aufs neue in den Eingang. —

Ehe der Morgen noch leuchtete, tönte schon

von dem Hügel, auf welchem er wohnte, das Kriegeshorn, und die Flamme schlug hoch aus den Eichen empor. Eilig griffen die Hirten zu den Waffen, und bald standen sie um ihren Führer her. „Den Weg nach Laurentum!" rief Romulus; „bis an den Bach, der aus dem Haine der Juno fließt! Ich will euch zur Rache führen." — Zur Rache nach Laurentum! antworteten die Hirten, und folgten. Sie zogen im Walde schweigend herab; dann brachen sie hervor, und besetzten die Hohlwege, die aus dem Haine der Juno in die Wälder nach Tuskulum führten.

Ruhig blieb Romulus an ihrer Spitze auf der Höhe stehen, und horchte. Der Morgen brach an, und sie hörten mit Befremdung Flötentöne im Haine der Göttin; doch bald erhob sich ein Angstgeschrei weiblicher Stimmen. Romulus vertheilte die Hirten auf den Höhen über dem Hohlweg, und rings umher. „Sobald mein Horn tönt," befahl er, „umringt die Schaar, die aus dem Haine kommt, und blas't von allen Seiten die Hörner. Aber braucht nicht eher Gewalt, als bis ich das zweite Zeichen gebe." Die Hirten legten sich

nun hinter das Gebüsch, das die Höhen bekränzte.

Das Geschrei der geraubten Mädchen kam näher, und man hörte deutlich die Stimmen der Räuber, welche die Mädchen in ihrer Mitte hatten, und eilig in den tiefen Hohlweg hinein zogen. Romulus ließ Silius den Rückweg besetzen; dann tönte sein Horn von der Seite. Die Räuber stutzten, horchten und eilten. Jetzt tönte das Kriegshorn vor ihnen, dann wieder von der Seite, dann in ihrem Rücken. Die Hirten erhoben sich, und drangen vorwärts, den Räubern entgegen. Wohin diese ihre Blicke wendeten, standen Hirten mit aufgehobenen Wurfspießen. Jetzt trat Romulus hervor, und rief ihnen zu, die Waffen niederzulegen. Als sie zögerten, ging er näher hinan; da streckten sie demüthig ihre Arme zu ihm empor. „Geht!" rief er; „und sagt zu Tuskulum: so lange Romulus lebt, solle niemand es wagen, diese Ebne zu beunruhigen; sonst werde eine Felsenhöhe kein Schutz vor meinem Schwerte seyn. Geht!" Die Hirten öffneten einen Weg, und die Räuber zogen eilig durch sie hin.

Als die Mädchen den Nahmen Romulus hörten, erhoben sie ein neues Jammergeschrei. Romulus trat unter sie, und sagte: „jetzt, ihr Jungfrauen von Laurentum, feiert euer Fest in dem heiligen Haine; ihr seid sicher.“ Zweifelnd sahen die Mädchen ihn an. „Die Waffen,“ fuhr er gütig fort, „nehmt mit, zum Andenken an eure Befreiung und an den Schutz der Götter.“ Ohne eine Antwort zu erwarten, zog Romulus mit seinen Hirten den Weg nach dem Walde zu. Die Mädchen standen noch immer bleich und zitternd da, sahen den Hirten nach, zweifelten, ob sie frei wären, ergriffen dann die Waffen der Räuber, und flohen eilig, als ob sie verfolgt würden, den Weg nach Laurentum.

Murrend gingen die Hirten hinter Romulus den Höhen zu. Lächelnd sprach er bald mit diesem, bald mit jenem, und zerstreute die Wolken des Unmuths. Sie werden uns für feig halten, sagte ein Hirt. „Für gerecht!“ antwortete Romulus. — Die Mädchen, sagte ein Andrer, waren Geissel für die Heerden, die sie uns raubten. — „Jetzt sind sie die Bürgen des Friedens mit Laurentum,“ war Romulus Antwort.

Romulus fühlte eine süße Ruhe, als er heute die Hirten unbewaffnet bei ihren Heerden sah, als er bemerkte, daß manche, auf den Wiesen nach Laurentum, einem Knaben anvertrauet war. „Sieh!" rief er seinem Freunde Silius zu; „sieh dort den Knaben bei der Heerde, und die Jungfrau, die unbesorgt Blumen mit ihrer Schleuder zusammenbindet. In tiefem Frieden mit Laurentum waren dennoch Bewaffnete bei den Heerden; und jetzt — wir haben Laurentum wohlgethan — jetzt, mitten im Kriege, macht diese Eine Wohlthat uns Alle so sicher. O, bei den Göttern! der Mensch ist geboren gütig zu seyn. Jetzt wollte ich es wagen, unbewaffnet nach Laurentum zu gehen." So sprach er fröhlich, und ging mit Silius den höchsten Hügel hinan, um seine Blicke an diesem Schauspiele des Friedens mitten im Kriege zu weiden.

Hier sahen sie vor Laurentum eine große Staubwolke aufsteigen, welche bald durch die Felder näher kam. Jetzt erkannten sie viele Menschen mit Oelzweigen in den Händen, die sich ohne Furcht den Höhen an der Tiber näherten, und hinter denen Heerden getrie-

ben wurden. Romulus ging ihnen entgegen. Die Väter der Mädchen, die er aus den Händen der Räuber gerettet hatte, eilten aus dem Zuge hervor, und beugten sich vor ihm. Laurentum sendet uns! riefen Einige. — Edler Romulus, sagten Andere, unsere Töchter senden uns, dir zu danken. Man nannte den Frieden nicht; aber er war geschlossen: denn Aller Herzen waren voll Friedens. Die Hirten sammelten sich bei diesem unerwarteten Schauspiele; die Väter der befreieten Mädchen drängten sich unter sie, und gaben ihnen Lorbeerkränze, welche das dankbare Laurentum ihnen sandte. Jetzt kamen die Heerden, und hinter ihnen die geretteten Mädchen, alle in Opfergewändern, und bekränzt. Sie wurden von ihren Vätern zu Romulus hingeführt, betrachteten den Jüngling mit Thränen des Danks und der Freude, drückten jedem Hirten die Hand, und reichten allen Geschenke: Waffenschmuck, Kleider und Kostbarkeiten. Noch immer mehr kamen der Hirten; die Greise verließen die Höhen, und eilten in die allgemeinen Umarmungen. Hier sind Eure Heerden doppelt zurück! rief ein Laurentiner; und

Alles jauchzte. In wenigen Augenblicken war von hundert Händen ein Altar errichtet, ohne daß einer es befohlen hatte. Jetzt wurde ein Lamm herzu geführt, und man umringte den Altar, auf dem die Flamme schon loderte. Frieden! jauchzten Alle einstimmig. Niemand sprach von Bedingungen; niemand ließ einen Vorwurf, eine Beschuldigung über seine Lippen kommen: ein Herz, das den Frieden will, berechnet nicht erst den Vortheil, den er bringen soll.

Jetzt näherte sich ein ehrwürdiger Greis, mit der Priesterbinde in dem weißen Haare, und ging auf Romulus zu. Es war der Oberpriester Julus aus dem heiligen Haine des Schutzgottes von Latium. Romulns nahm mit heitern Blicken seine Hand, und nannte ihn: Vater. Ich segne dich, mein Sohn, sagte der Greis; die That, von der du sprachst, ist dir gelungen. Was würdest du fühlen, wenn die Glücklichen dort auf dem Schlachtfelde vor dir knieeten und um ihr Leben fleheten? Und was fühlst du jetzt? — Er sah den Jüngling mit einem erhabenen Blicke an, den Romulus fühlte und der sein Glück erhöhete.

Nun trat der Greis an den Altar, und rief: ich weihe ihn der Gerechtigkeit, der Güte, dem Frieden! Als er dann opferte, kamen auch Boten von Lavinium, um Frieden mit den Hirten zu schließen. Das Gerücht von Romulus edler Handlung hatte sich in alle umliegende Städte verbreitet. Doch Alba schickte keine Boten, weil Amulius es nicht erlaubt hatte. Und dennoch, sagte der Greis, als er das hörte, dennoch, Romulus, schwören die Albaner dir den Frieden; du hast ihre Herzen erobert.

Als das Opfer vollendet war, beschloß ein fröhlicher Tanz den heitern Tag. Kein Herz widerstand der süßen Wehmuth, dem rührenden Entzücken; selbst die rauhen Hirten wurden durch die allgemeine Freude hingerissen, und segneten ihren Führer. Der Greis nahm, als die Laurentiner zurückkehrten, Romulus Hand, und ging mit ihm die Höhen hinan.

Romulus führte ihn in seine einsame Hütte, bereitete ihm die weichsten Felle zum Lager, und entdeckte ihm dann sein ganzes Herz. Erst gegen Morgen entschlief der Greis; die ganze Nacht hindurch gab er dem Jünglinge

Lehren der Gerechtigkeit, der Güte, und lenkte dessen Ehrgeitz auf das Glück seiner Hirten.

Die Sonne stand schon hoch, da ging der Priester mit Romulus über alle Höhen bis an das Ufer des Meeres, trat in viele Hütten, sprach mit den Greisen, mit den Jünglingen, und bewunderte den kühnen trotzigen Muth dieser starken Menschen, die stolze Freimüthigkeit, mit der sie seine Fragen beantworteten, die Stärke, mit der sie die Gefahren verachteten. Romulus, sagte der Greis, welche Menschen führst du! welche edle Menschen! Schade, daß sie kein Vaterland haben!

„Kein Vaterland!" fragte Romulus verwundert. „Diese Höhen bis an das Meer" — Sind die Weide ihrer Heerden, sonst nichts. Nur der Boden, den der Mensch bauet, mit Mühe bauet, wird sein Vaterland. Ich habe Waffen gesehen, Heerden, Hütten; aber nicht Einen Pflug. Ceres lehrte die Menschen dies Werkzeug kennen, und gab ihnen damit Gesetze und Rechte. Ja, das Vaterland deiner Hirten sind ihre Heerden; und eben das wird sie zwingen, Räuber zu bleiben.

Romulus versank in tiefe Gedanken, und

ging schweigend neben dem Priester her. Nicht weit von seiner Hütte stahl er sich die Felsen hinunter an die Tiber. Hier saß er, und hörte nicht den Sturm der Wellen, nicht den Orkan, der die Eichen zerschlug. Die Nachwelt lag vor seinen Blicken in hellem Schimmer da. Als er endlich in seine Hütte zurückkehrte, fand er den Greis noch wachend, und warf sich in dessen Arme. „Vater," sagte er, „ich will der Stifter eines edlen, großen Volkes seyn!" — Der Greis segnete ihn mit den Worten: der Stifter eines glücklichen, menschlichen, gerechten, und nie Zerstörer eines Volkes.

Bis gegen Morgen sprach der Greis mit Romulus über das wahre Glück des Menschen, über Gesetze, über die weisesten Einrichtungen bei allen Völkern, die er kannte; dann verließ er die Höhen, und ging wieder in seine sichre, frohe Einsamkeit. Romulus blieb diesen ganzen Tag allein. Am folgenden Morgen versammelte er alle Hirten, und mit ihnen Silius Räuber. Alle erstaunten, als sie sein heitres Gesicht, und einen Kranz von blühenden Kornähren in seinen Locken sahen.

„Lange genug," hob er an, „meine Gefährten, ist dieses Gebirge ein Sitz der Unruhe, des Kampfes, und auch des Sieges gewesen. Die Flamme der Jugend leitete uns, nicht die Weisheit des erfahrnen Alters. Amulius Ungerechtigkeiten zwangen uns, die Waffen zu führen, und unser Ehrgeitz trug sie mit Freude. Wir waren zum Angriff, zur Rache gerüstet, und brachten dadurch auch die ruhigen Völker um uns her in Waffen. Der Krieg ist beinahe unsre tägliche Arbeit geworden; er könnte nur mit der Nachbarn oder mit unserm eignen Verderben endigen, wenn wir ihnen, den Albanern, den Hetruriern, den Sabinern, nicht zeigten, daß wir nur, um den Frieden zu erkämpfen, die Waffen ergriffen. Gerechtigkeit ist die Schutzwehr der Völker, wie der einzelnen Menschen; Friede die Quelle des Reichthums und der Glückseligkeit. Laßt uns die Waffen tragen, den Frieden zu schützen, nicht, ihn zu stören; laßt uns Gerechtigkeit üben und erhalten. Wir waren Hirten, unsre Nachbaren Ackerleute; so zwang uns die Noth, unsre Gränzen auf ihre Kosten zu erweitern. Sie haßten uns als Räuber, und

verachteten uns als Menschen ohne Vaterland, ohne Gesetze, ohne Eigenthum. Ein dürrer Sommer, der die Weide verbrennt, muß uns durch Hunger tödten, oder wir sind gezwungen, unsere Heerden in die Triften unserer Nachbarn zu führen. Laßt uns beides vermeiden! Laßt uns künftig der Erde, der Mutter aller Menschen, unsre Nahrung abfodern! Die Ufer der Tiber bis an das Meer, die wir besitzen, haben Raum genug, eine zehnfach größere Menge Menschen, als wir, zu ernähren, sobald wir den Boden bauen, sobald wir das größte Geschenk der Götter, den Pflug, gebrauchen. Wir werden nicht mehr so frey wie sonst seyn, aber ein Vaterland haben. Wir werden gehorchen müssen, aber nicht mehr, wie jetzt, der Noth, sondern weisen Gesetzen. Wir werden nicht mehr thun dürfen, was ein Wunsch uns gebietet, aber glücklicher seyn. Bisher waren der alte Saturnus der Vorzeit, wo die Menschen noch allein von Früchten lebten, Pan, der Gott der Heerden, und Pales, die Götter, welche wir ehrten. Jupiter, den die Gesetze und Rechte der Menschen erfreuen, und Ceres, die Gütige, die Segnende, die Men-

schenernährerin, haben Altäre auf unsren Höhen; aber sie waren unsre Götter nicht: denn wir verachteten ihre edelsten Geschenke, Gesetze und Ackerbau. Ihr Genossen aller meiner Gefahren, an euch wende ich mich; eure Väter und ihre lange, weise Erfahrung, haben schon längst von uns Jünglingen den Frieden gefordert. Gebt Latium Frieden, und euch selbst ein Vaterland!"

Jetzt jauchzten die Greise; die Mütter drangen mit Schluchzen und bewegenden Thränen in die Reihen der Jünglinge; die Mädchen baten mit lächelnden Blicken. Einige sanftere Jünglinge, und die kühnsten, Romulus Freunde, riefen dem Redner zuerst Beifall zu; die andern folgten, und gänzlich ohne Widerwillen, weil die Begebenheiten der vorigen Tage ihre Herzen der Menschlichkeit geöffnet hatten. Silius verlor sich jetzt, und Romulus befahl den Jünglingen, zwei Altäre zu bauen: einen dem Völkerbeschützer Jupiter, den andern der nährenden Ceres. Kaum hatten sie die Arbeit vollendet, so fesselte ein unerwartetes Schauspiel ihre Blicke. Silius kam, an der Spitze der Greise, mit Aehrenkränzen, den

Hügel herauf, und trug mit feierlichem Ernst eine steinerne Tafel. Die Greise umringten ihn. Dann wurde der Opferstier, mit Blumen geschmückt, herbeigeführt. Hinter ihm kamen die Mädchen, von sanften Tempelflöten begleitet, alle mit Garben und Gefäßen voll Honigs in den Händen. Dann folgte ein Pflug, von zwei Stieren gezogen, welche von Greisen geführt wurden. Jetzt hielt Romulus die Lanze hoch empor, und alle Jünglinge erhoben ihre Waffen. Silius gab dem ältesten Greise die steinerne Tafel mit den ersten Gesetzen der Hirten. Er las laut und langsam: „Ehrfurcht den Göttern! Gerechtigkeit allen Völkern! Treue dem Vaterlande!" Dann legte er die Tafel auf den Altar Jupiters.

Alle Greise berührten die Tafel, und schworen, die Gesetze zu ehren. Dann gingen Romulus und die Jünglinge zu dem Altar, berührten die Worte, und schworen, die Gesetze zu schützen. Ein Priester weihete nun das Volk, und opferte; dann brachten die Mädchen ihre Garben und die Gefäße voll Honigs zum Altare der Ceres, und baten die Göttin, den Boden zu segnen. Die Opferflamme wurde angezündet, und der Boden dem Acker-

baue geweiht. Dann segnete der Priester den Pflug, und Romulus führte die Stiere von den Höhen hinab in die Ebne. Er zog rings um die Höhen, so weit die Gränzen der Hirten gingen, eine tiefe Furche. Die Greise folgten ihm, und bezeichneten die Gränze des Vaterlandes, an welcher die Knaben dann opferten.

Nun heiligten die Priester die Gränzsteine, und Alle zogen dann unter dem Schalle der Flöten auf die Höhen zurück, wo ihnen der Tag in der heiligen Feier des ersten Festes verfloß. Es gingen Boten mit Friedenszweigen nach Alba, Laurentum, Lavinium und Tuskulum. Amulius antwortete nichts; Lavinium und Laurentum feierten ein Fest, und schlossen ewigen Frieden mit den Hirten.

Romulus ging nach Lavinium in den heiligen Hain des Priesters, wo ihn eine rührende Freude empfing. Der Greis brachte ihm einen Lorbeerkranz; die ganze Familie umringte ihn mit liebkosendem Entzücken. Hier wurde ein neues Fest gefeiert. Alle waren fröhlich, nur die eine Tochter des Priesters nicht, die um ihren Sohn Valerius trauerte. Er hatte in Antemnä, bei den Sabinern, gelebt, und war seit sechs Monaten von dort verschwun-

den. Das Gerücht sagte: er sey ermordet; und eben das hatte ein Bote erzählt, der heute von Antemnä zurückgekommen war.

Wäre es auch so, wie du fürchtest, meine Tochter, sagte der Greis, und führte Romulus zu ihr hin —: so haben die Götter an diesem edlen Jünglinge dir einen Sohn, und mir einen Enkel wiedergegeben. — „Und ich hätte dann endlich eine Mutter gefunden!" sagte Romulus. Die Mutter umarmte ihn, und nannte ihn: Sohn; aber dennoch schlug sie ihren Blick in die Wolken, und forderte von den Göttern den Sohn zurück, den sie verloren hatte.

Romulus ging wieder zu seinen Hirten, um sein Werk zu vollenden. Seine Blicke segneten alle Völker; sein Herz war voll Liebe, seine Seele sanft bewegt. „Dürfte ich," sagte er im Gehen, „nie wieder das Schwert führen, außer nur, um Unglückliche zu schützen, Räuber zu zähmen, und den Unterdrücker zu strafen!" Aber ihm tönte aus den Wäldern, denen er Frieden gab, das schreckliche Kriegesgeschrei entgegen.

Drittes Buch.

Der Mensch selbst giebt der rächenden Furie die Geißel, seine Verbrechen zu strafen; er will den Rachgöttinnen entfliehen, und geht ihnen entgegen. Der feigherzige Tyrann Amulius, König in Alba, verachtete den Ehrgeitz des jungen Hirten Romulus; seine Mauern sicherten ihn, seine List hatte zu oft gesiegt, und es standen Meuchelmörder in seinem Solde. Aber er zitterte vor Silius, ohne ihn zu kennen; denn er sah, daß dieser ihn selbst suchte. Das Feldgeschrei der Räuber, wenn sie seine Heerden raubten, seine Weinberge verheerten, „Aegestus!" war ihm fürchterlich, ob er gleich nicht ahnte, wie nahe ihn der Nahme betraf. Schon lange hatte er Meuchelmörder auf den Anführer der Räuber ausgesandt; doch nicht Einer wagte es, dem tapfern Manne nahe zu kommen. Nun ge-

brauchte Amulius die alten Künste; er wollte den kühnen Jüngling gegen den furchtbaren Räuber erbittern. Seine Abgeordneten, Freunde der Hirten, sprachen mit Romulus über den Ruhm der Unternehmung, die Wälder der Tiber, das Eigenthum der Hirten, von den Räubern zu befreien. Romulus Ehrgeitz ging in den Fallstrick. Amulius triumphirte schon; doch bald erschrak er, als er hörte, daß Romulus und die Räuber sich vereinigt hatten. Er sah den Zeitpunkt der Rache sich nähern. Nur neue Verbrechen (das glaubt der Verbrecher immer) konnten die Rache der Götter aufhalten; er beging sie, und sie führten ihn der Rache entgegen. Romulus neue Einrichtungen machten, daß er zitterte; er hielt sie nur für einen Plan des Räubers, ihn zu verderben. Als Romulus ihm Friedensboten schickte, glaubte er, es wäre nur eine List, ihn unvorbereitet zu stürzen. Darum hätte er gern den Frieden mit Laurentum und Lavinium gehindert. Er fürchtete alles, Götter und Menschen, Tugenden, wie Verbrechen. Kann denn ein Bösewicht je ruhig seyn?

An dem Tage, da Romulus den Frieden

mit Laurentum schloß, gingen Boten von Amulius nach Antemnä, die Sabiner zu einem Angriffe der Hirten zu bereden. Hersilius, der stolze König von Antemnä, haßte die freien Hirten, seine Nachbaren, schon längst, und das Bündniß zwischen ihm und Amulius wurde sogleich geschlossen. Man wollte Romulus reitzen. Die Antemnaten zogen an dem Tage, da er bei dem Priester war, heimlich in die Höhen, überfielen seine Hirten, trieben ihre Heerden weg, und raubten ihnen mehrere Mädchen. Die Hirten, welche von Antemnä nichts befürchtet hatten, griffen nun zu den Waffen, und ihr Kriegesgeschrei empfing den Helden Romulus.

Silius war in der Gegend von Alba gewesen; er kam so eben zurück, und brachte dem Jünglinge die gewisse Nachricht, daß die Antemnaten auf Amulius Rath gehandelt hätten. Romulus hörte das, und schwieg. Dann warf er ein Wolfsfell um seine Schulter, bedeckte den Kopf mit einem Helm von Leder, und nahm einen Jagdspieß in die Hand.

„O," sagte er zu Silius, „ist es denn so schwer, den Frieden zu erhalten?" Er befahl

den Hirten, bis zu seiner Rückkehr ruhig zu seyn, und ging den Weg nach Antemnä zu. Am folgenden Morgen kam er fröhlich zurück. Lächelnd sagte er zu Silius: „mit Laurentum erhielt ich Frieden, weil ich dessen Töchter von Räubern befreiete. Antemnä soll mir Frieden geben für die Mädchen, die ich rauben will.“

In einigen Tagen mußten die Sabinischen Mädchen das Fest der Venus feiern, deren Tempel jenseits des Argivischen Tiburs in einem reitzenden Thale an dem Anio lag. Hier versammelten sich die Jungfrauen aus allen Städten, die Bildsäule der Göttin in dem heiligen Quell zu waschen, und ihr feierliche Opfer zu bringen. Dieses Fest, das heiligste der Sabiner, dauerte drei volle Tage, wie Romulus von Antemnaten erfahren hatte.

Der Weg von Antemnä nach dem Tempel ging durch das enge Thal, das der Anio durchströmt, über Tibur. Romulus untersuchte dieses Thal, das er zum Ueberfalle erwählte, sehr genau, und bestimmte den Tag, an welchem seine Hirten auf verschiedenen Wegen die Höhen am Anio besetzen sollten. Silius erhielt den Auftrag, gegen Antemnä zu ziehen,

und die Einwohner abzuhalten, daß sie den Raub nicht hindern konnten. Romulus ging an dem Tage vor dem Feste allein nach dem Tempel der Venus, weil er die Mädchen bei ihrer Rückkehr begleiten wollte. Der Weg führte ihn über den Anio, an dem Flusse in dem engen Thale vorwärts, nach Tibur hinauf. Er glaubte, noch vor dem Abend eine Hütte zu erreichen, die ihn einige Tage vorher gastfrei aufgenommen hatte; aber ein schreckliches Gewitter verzögerte seine Reise. Der Anio schwoll; Ströme stürzten von den Höhen herab, der Sturm zerbrach die Eichen im Thale. Romulus entfloh den reißenden Gießbächen auf die Felsen und Klippen, durch die sich ein schmaler Pfad immer höher hinauf wand, bis er sich in eine überraschende Wildniß verlor. Der Sturm nahm zu, und die strömenden Wellen rissen große Felsstücken ab. Romulus suchte vergebens einen überhangenden Felsen zum Schutz für die Nacht, und ging dann wieder rechts, dem Thale zu, weil er Tibur noch zu erreichen wünschte.

Er war sehr ermüdet, und sehnte sich, eine Hütte zu finden, die ihm Ruhe böte. Auf

einmal sah er an den Spitzen der Felsen, hinter sich, die Strahlen der untergehenden Sonne; die letzten Regenwolken flogen über ihn hin, und auf den Sturm der Natur folgte ein schöner Abend. Jetzt traf ein Geräusch von fallendem Wasser sein Ohr. Er glaubte, es rühre von der hohen Kaskade des Anio her, und doch glänzte von weitem der Fluß im Sonnenlichte. Als er um einen Felsen bog, sah er, daß neben ihm ein schneller Bach sein Wasser in einen Schlund goß. Er stieg tiefer zwischen den Felsen hinab, und war nun in einem kleinen Thale vor einer dunkeln Felsenhöhle, aus der das Rauschen furchtbar hervor tönte. Als er in den Eingang der Höhle trat, lag ein hohes und weites, kühles Gewölbe vor ihm, das durch eine große Oeffnung in der Decke Licht bekam, und das er sogleich für die alte heilige Grotte Neptuns *) erkannte. Ihr Eingang war von hohen Eichen verdunkelt, und hinten rauschte der Bach aus den Felsen in einem hohen Strahle auf

*) Noch jetzt ist sie da, am Fuße des Berges, auf welchem Tivoli, das alte Tibur, liegt. Sie gewährt einen erhaben schönen Anblick.

den Boden herab. Das Abendlicht, das von oben in die Höhle fiel, verbreitete darin eine sanfte Dämmerung, die zum Schlummer einlud, und Romulus ging nun an den Wänden hin, einen bequemen Sitz zu einem Lager zu suchen.

Jetzt sah er in einer kleineren Grotte ein Lager von Blättern, mit Fellen bedeckt, in dem Felsen Behältnisse, worin Gefäße mit Speisen standen, und ganz hinten noch die Ueberreste eines Feuers, einige glühende Kohlen. Als er horchte, und nur das ferne Rauschen des Wassers hörte, verließ er die kleinere Grotte wieder, legte sich auf ein Felsstück in der großen, und erwartete mit Ruhe den Bewohner der Höhle.

Endlich trat ein bewaffneter Mann, von dem Romulus nur die Gestalt erkennen konnte, langsam in den Eingang, und ging gebückt auf die kleinere Grotte zu. Romulus trat ihm entgegen, und sagte: „wohnst du hier, so nimm einen ermüdeten Wanderer gastfrei auf.“ Der Andre drückte ihm die Hand, und sagte mit einer leisen, traurigen Stimme: „willkommen!“ Er legte Holz auf

die glimmenden Kohlen. Als nun die Flamme die Grotte erhellte, sah Romulus einen Jüngling von seinem Alter vor sich, auf dessen blassem Gesicht ein geduldiger Schmerz lag. Einen Augenblick legte der Jüngling die Stirn, wie zum Nachdenken, in die Hand; dann sprang er auf, und holte Früchte und andere Nahrungsmittel hervor. Erquicke dich, sagte er; doch sogleich versank er wieder in Trauer und Schweigen. Romulus aß, betrachtete seinen Wirth, und hob an zu sprechen. Der Jüngling antwortete ihm freundlich; aber Romulus sah, wie vielen Zwang ihm das kostete.

„Und dies ist deine Wohnung?" fragte Romulus. — Seit sechs langen Monaten, antwortete der Jüngling seufzend. — „Zwingt dich die Noth, diese finstre Wohnung zu wählen, sagte Romulus wieder, so . . . Ich biete dir, wenn dir eine Hütte genug ist, mit Freuden die meinige an." Der Jüngling schüttelte langsam den Kopf. Hier, sagte er, und breitete die Arme aus — hier leben die Geister meiner glücklichen Tage! Und, o ihr Götter! wie glücklich! Diese Grotte . . . — Er stand auf, und ging sehr bewegt umher. Ich

bitte dich, Fremder, sagte er heftiger; laß uns schweigen. Dies ist dein Lager, wenn du ermüdet bist.

Romulus faßte seine Hand. „Ein Jüngling sollte so nicht klagen. In dieser Brust wohnt noch Glück, wenn du ein Mann bist.“ — Der Fremde sah ihn starr an. Weißt du, fragte er nach einigem Besinnen, was der Mensch verlieren kann? — „Den Willen sein Unglück zu bekämpfen!“ antwortete Romulus ernst. — Recht! sagte der Fremde; ob du gleich das anders meinst. Ja, ich habe den Willen verloren glücklich zu seyn; denn mir, mir gaben die Götter ein unaussprechliches Glück, und es ist dahin! — „Was verlorst du?“ fragte Romulus. Ein Seufzer war die Antwort. Der Fremde ging hinaus, und verschwand in die Finsterniß der Grotte, ehe Romulus ihn aufhalten konnte.

Romulus legte sich auf das Lager, hoffte lange vergebens auf die Rückkehr seines Wirthes, und schlief endlich ein. Am Morgen kam dieser zurück, und Romulus hob das Gespräch aufs neue an. Der Unglückliche antwortete ihm heute noch weniger, als gestern, sagte ihm

nicht einmal seinen Nahmen, und zeigte ihm Tibur, als Romulus nach dem Wege dahin fragte, in dem Glanze der Morgensonne.

Romulus verließ die Grotte mitleidig und neugierig. Er erstieg die Höhe, wo der heilige Tempel der Sybille stand. Von hier sah er seine heimischen Hügel bis zu dem Meere hin, und dann das schöne Thal, welches der Anio bewässert. Er ging längs dem hellen Flusse, dessen Ufer immer flacher wurden, und den nicht Felsen, nur blühende Wiesen, duftende Myrten und majestätische Buchen einschlossen. Endlich näherte er sich dem Thale, in welchem der Tempel der Venus stand. Schon in der Ferne hörte er Töne von Flöten, Zithern, und fröhliche Gesänge der Tanzenden. Aus einem lachenden Myrtenhaine, dem reitzendsten Aufenthalte für die Göttin der Liebe und der Freuden, stieg er hinab in das weite Thal, das den Tempel umgab; und hier sah er die Zelte der Sabinerinnen, die aus allen Städten ihres Vaterlandes dahin gekommen waren, das Fest der lieblich lächelnden Göttin zu feiern.

Aus der ganzen Gegend rings umher hat-

ten sich alle Jünglinge versammelt, das Fest zu sehen. Mit blinkenden Waffen, in dem schönsten Schmucke der Kleider, standen sie da, und übten sich im Wettlauf und im Ringen, die Blicke der Mädchen auf sich zu ziehen. Das reitzende Thal war gänzlich von Freude und Liebe erfüllt. Romulus, der nicht an Pracht, und noch weniger an Scherz und Lachen gewöhnt war, stand auf der Höhe schweigend still, und sein Blick schweifte auf den mannigfaltigen Gruppen tanzender Mädchen und fröhlicher Jünglinge umher. Er ging langsam und ernst um das ganze Thal; dann näherte er sich dem Tempel, dessen hohe Säulen mit Blumenkränzen geschmückt waren, und neben welchem auf zwei Altären Wohlgerüche brannten.

Ein Priester trat zu ihm, als er ernste Blicke auf eine Gruppe reitzender Mädchen warf, die, auf den weichen Boden gelagert, scherzten und sangen. Du bist kein Sabiner, sagte er lächelnd; denn du bist allein. — „Wäre ich es auch," antwortete Romulus; „mich dünkt, ich würde hier dennoch allein seyn." — Allein? wenn diese Mädchen

deine Mitbürgerinnen wären? . . . Wie viel Jahre zählst du, Jüngling? — „Genug, um zu wissen, daß dem Manne Ernst geziemt." — Warum nicht auch Freude? zumal hier vor dem Tempel der menschlichsten Göttin? oder überall auf der Erde? denn sie ist ein Tempel der Freude, so heilig wie dieser. Romulus fragte ablenkend: „wo stehen die Zelte der Antemnaten?" — Dort, am Ende des Thales, dem Myrtenhaine zu.

Romulus verließ den Priester, und ging nach den ihm bezeichneten Zelten, um zu sehen, von wie vielen Jünglingen die Mädchen aus Antemnä begleitet wären. Die Mädchen saßen in dem Schatten einer hohen Buche; ein freundlicher Greis war in ihrer Mitte, und nur einige Jünglinge neben ihnen. Sie schienen in einem eifrigen Gespräche zu seyn; denn sie bemerkten ihn nicht, als er an ihnen weg ging. Hinter dem Gebüsch, das die Buche umringte, blieb er stehen, um sie näher zu beobachten.

Aber, sagte ein Jüngling sehr lebhaft, wie selten erreicht der Mensch sein Ziel, selbst das Gute? Das Leben ist so kurz; halb habe ich

vollendet, was ich wollte, und ich verlösche, wie der Stern mitten in seinem Fluge durch den Himmel.

Mußt du denn vollenden? fragte ein Mädchen eifrig. — Die Frage eines Weibes, antwortete der Jüngling, das nichts vollendet, weil es nicht Muth genug hat, etwas zu unternehmen. — Was meinst du mit deiner Frage, Hersilia? sagte der Greis, und legte die Hand auf die Stirn des Mädchens. — Mich dünkt, erwiederte sie sanft, der Mensch kann nichts als wollen, weil nur Wollen in seiner Macht steht. Die Vollendung ist das Werk der Götter. Weiß ich doch nicht einmal, was Vollendung ist. Du sagtest: die Frage eines Weibes; und ich glaube, ihr Männer vollendet so gern, weil ihr den Ruhm des Guten mehr liebt, als das Gute selbst.

Und hat Hersilia nicht Recht? fragte der Greis. Wir Menschen gleichen einem fruchtbaren Regen; jeder von uns ist ein Wassertröpfchen. Nicht ein einzelner Tropfen, so groß er auch ist, macht das Feld fruchtbar; aber jeder, auch der kleinste, trägt dazu bei. Du möchtest gern

die Fluth seyn, die aus der Wolke niederfällt; und bist nur ein Wasserstäubchen, kannst auch nicht mehr seyn. Was ist Vollendung? Die Vollendung des edelsten Plans ist nur der Anfang einer neuen Schöpfung! . . . . Hersilia, setzte der Greis zärtlich hinzu, du hast männlich gesprochen!

Menschlich, mein Vater, fiel Hersilia ein. Und so thue ich alles, was mir die Götter zu thun erlaubt haben, ohne je daran zu denken, was für mich daraus werden soll. Ich erinnre mich eines Weisen aus Sicilien, der einst in Antemnå bei uns war, und der Lehre, die er meinem Bruder gab. Ich habe sie befolgt, und mich wohl dabei befunden. „Das Leichte," sagte er, „unternimm, als sey es schwer, damit nicht ein unerwartetes Hinderniß dir die Lust zur That benehme; das Schwere, als sey es leicht, damit du nicht den Muth verlierest." O der weise, gütige Mann! Mein Bruder war ehrgeitzig; (du kennst ihn mein Vater.) „Sieh," sagte der Fremde, als er mit ihm über den Ruhm sprach: „die Götter haben keine Herolde, die ihre Wohlthaten ausrufen. Frohe Herzen beglückter Menschen —

die allein sind die Herolde ihrer Güte. Und wollen wir Menschen mehr als die ewigen Götter?"

Bei diesen Worten blickte Hersilia gen Himmel, und Romulus sah das Gesicht einer Göttin. Er stand, wie an den Boden gefesselt, heftete starre Blicke auf das Mädchen, und sein Herz schlug zum ersten Mal in dem zarten Gefühl eines sanfteren, wohlwollenden Verlangens.

Jetzt verdrängte Scherz das ernsthaftere Gespräch; und auch von der lächelnden Hersilia konnte Romulus seine Blicke nicht abwenden. Da jetzt mehrere Sabiner sich näherten, so mußte Romulus hinter dem Gebüsche hervortreten; doch blieb er in der Ferne stehen. Hier heftete er, weil er bemerkt wurde, die funkelnden Blicke an den Boden, und hob sie nur, Hersilien in dem Kreise von Mädchen zu suchen. Der Alte schlug den Jünglingen Wettkämpfe vor, und die Mädchen flochten Kränze von Myrten für den Sieger. Romulus stand außerhalb des Kreises. Als der Alte ihn bemerkte, sagte er: du bist ein Fremder; doch unsre Jünglinge werden gern um den

Preis mit dir kämpfen. Nun wendeten alle Mädchen, auch Hersilia, ihre Blicke auf Romulus, der erröthend, mit furchtsamer Bescheidenheit, sich dem Kreise näherte, und sich unter die Jünglinge stellte.

Die Ordnung der Kämpfe wurde von dem Alten bestimmt: erst sollten die Jünglinge den Weg um das lange Thal hin durchlaufen, dann ringen, dann den Wurfspieß werfen. Als die Jünglinge sich von allen Seiten gesammelt hatten, bezeichneten die Mädchen die Laufbahn: sie stellten sich einzeln, in einem weiten Kreise, rings um das Thal her. Nun gab der Alte das Zeichen zum Laufen, und die Jünglinge flogen dicht gedrängt zwischen den Mädchen dahin. Schon in der Hälfte der Bahn waren ein junger Sabiner und Romulus allen Andern zuvorgeeilt. Zwischen ihnen schwankte der Sieg; doch lautes Jauchzen und Zurufen der Mädchen machte dem Sabiner Muth: er kam um einen Schritt eher an das Ziel, als Romulus, und eine Sabinerin gab ihm den Myrtenkranz. Jüngling, sagte der Greis zu Romulus, dir fehlte nichts, als das Zujauch-

zen deiner Landsmänninnen, um den Kranz selbst zu erlangen.

„Mir fehlte,“ erwiederte Romulus, „seine Schnelligkeit.“ Er bot dem Sieger die Hand, und sagte: „wahrlich, vor dir darf man nicht fliehen, edler Sabiner!“ Nun trat er unter die Jünglinge, die nach und nach ankamen. Verbirgst du dich? sagte der Greis, der ihn suchte. Unsere Mädchen wollen den fremden Jüngling sehen, der den schnellsten Sabiner beinahe besiegt hätte. Romulus lächelte, und blieb mitten unter den Andern.

Nun vertheilten sich die Jünglinge paarweise. Hersilia hielt den Kranz des Sieges empor, und alle Augen richteten sich auf einen jungen Sabiner, der im Ringen noch immer den Preis davon getragen hatte. Muthig trat dieser vor den Sieger im Wettlauf hin; aber die Mädchen zeigten ihm den Fremden. Romulus nahm den Kampf an. Lächelnd und mit übermüthigen Blicken ging der Sabiner nachlässig auf ihn zu, um ihn zu Boden zu werfen. Romulus wich ihm aus, und beinahe wäre es ihm gelungen, jenen zu besiegen,

der sich gegen den kräftigen Angriff kaum noch halten konnte.

Jetzt umschlangen sich Beide unauflöslich: Stirn lag an Stirn, die Arme wanden sich langsam und mit der mächtigsten Anstrengung um einander. In diesem Augenblicke stießen sie sich zurück, um sich im andern desto fester zu fassen. Längst war der Kampf der Jünglinge entschieden; nur Romulus und der Sabiner standen noch unbeweglich da, Fuß an Fuß, Arm an Arm, Brust an Brust, und der heiße Schweiß rann ihnen von den Stirnen. Alle waren voll Erwartung. Die Sabiner hatten vergessen, daß einer von ihren Mitbürgern hier kämpfte; sie zitterten, wenn Romulus langsam hintenüber gedrängt wurde, sie zitterten, so oft der Sabiner wankte. Jetzt hob dieser seinen Gegner auf, und es entstand ein Geschrei. Romulus umfaßte ihn von oben, und drückte ihn mit seiner ganzen Last zurück; dann hob er den Sabiner auf: und dennoch standen Beide wieder. Sie ließen los, und flogen aus einander, um Athem zu schöpfen; dann rangen sie wieder mit verdoppelter Stärke. Endlich stürzten sie Beide — Romulus ganz

zu Boden, der Sabiner auf die Kniee. Dieser legte, während daß die Jünglinge und Mädchen das Siegesgeschrei erhoben, langsam und gänzlich erschöpft die Hand vor die bleiche Stirn. Romulus stand auf, als Hersilia sich näherte. Er nahm den Kranz aus ihrer Hand, und setzte ihn auf des Sabiners Locken. Jetzt weckte ein Freudengeschrei den Sieger aus seiner Betäubung, und er sank matt in Romulus Arme.

Jünglinge und Mädchen umgaben die beiden Ringer; aber der Sieger wurde weniger bewundert, als Romulus, der zweimal beinahe gesiegt hatte. Alle fragten einander nach seinem Namen und seinem Vaterlande; doch Niemand kannte ihn. Der Sabiner rief, als er sich erholt hatte, ihm zu: nie habe ich einen Mann wie dich gesehen! — „Und doch wurde ich heute schon zweimal besiegt," antwortete Romulus erröthend.

Der Alte verzögerte den Wettkampf mit dem Wurfspieße, damit die beiden Ringer Zeit hätten, sich zu erholen. Jetzt stellten die Jünglinge sich in lange Reihen, und ein Wurfspieß nach dem andern saus'te durch die

Luft. Auch Romulus hob den gewaltigen Arm. Sein Wurfspieß flog allen andern vor, und keiner erreichte ihn. Er nahm den Kranz aus Hersiliens Händen. Eine hohe Röthe bedeckte sein Gesicht, als er so nahe vor der schönen Jungfrau stand, und ihre Hand die seinige berührte. Dir, Fremder, gehörten alle die Kränze, sagte sie lächelnd. Er wollte antworten; aber seine Lippen konnten nur seufzen.

Der Abend kam näher, und der Alte lud ihn zum Opfermahl ein. Romulus, der sich für einen Volsker ausgab, lagerte sich zwischen den Antemnaten auf den Boden. Neben ihm saß auf der einen Seite der Alte, auf der andern Hersilia. Schon hatten die Mädchen Hymnen auf die Göttin der Liebe gesungen, und jetzt hob, auf des Greises Bitte, auch Hersilia an. Ihr Gesicht wurde ernster, ihr Auge funkelte von heiligem Feuer, als sie die Wunder der Vorwelt, die Wohlthaten der ewigen Götter pries. Sie sang, wie Apollo mit seinen erhabnen Liedern die wilden Menschen gebändigt, sie Geselligkeit gelehrt, und ihre grausamen Herzen mit der Sehnsucht nach Frieden erfüllt habe; dann sang sie

den Ackerbau und die Wohlthätigkeit der Gesetze.

Alles schwieg und horchte in feierlicher Stille; es war, als stände Hersilia betend vor den Altären der Götter, deren Wohlthaten sie pries. Ihre Gesänge waren geendigt, und die Zuhörer jauchzten ihr Beifall zu; nur Romulus nicht. Er sah sie starr an, und auf einmal drangen gewaltsam Thränen aus seinen Augen. Selbst davon überrascht, wollte er sie verbergen; aber seine Empfindung riß ihn hin. „O Hersilia!" rief er laut; „dein Gesang erfüllt dieses Herz mit — Frieden." Bei diesem Worte legte er die Hand auf seine Brust, die vor unruhiger Sehnsucht flog. Hersilia hatte schon längst die Thränen gesehen, die ihr Gesang in seine Augen lockte, und der Blick voll Sehnsucht, den er auf sie warf, als sie geendigt hatte, war ihr mehr als das Zujauchzen der Uebrigen. Sie fühlte in ihrer Seele süße Empfindungen für den Jüngling; und dennoch antwortete sie ihm nur mit einem furchtsamen Erröthen.

Von einer seltsamen Unruhe getrieben, stand Romulus auf, und ging in das Gebüsch.

Er wünschte allein zu seyn, und in demselben Augenblicke sehnte er sich wieder zu der schönen Sabinerin. Kaum hatte er sich unter einer Myrte niedergeworfen, so sprang er schon wieder auf, und ging, mit einem Meere von kämpfenden Empfindungen in seiner Brust, einige Schritte näher zu den Antemnatischen Zelten. Solche Gefühle hatte er nie gehabt; eine unbekannte Sehnsucht machte ihn so weich, so sanft, daß er selbst davor erschrak. „Wie ist mir?" rief er, sich ermannend, und stieß den schweren Wurfspieß in den Boden. „Diese Sehnsucht, diese unmännliche Erweichung bei dem Gesange eines Mädchens! Ist es möglich?" Er wollte seine Empfindungen wie einen schreckenden Traum verscheuchen, und rief sein Hirtenvolk und seine künftigen Unternehmungen vor seine Seele. Doch immer stand das Bild der schönen Hersilia auf seinen Höhen, und er drückte den Kranz, den sie ihm gegeben hatte, mit hoher Empfindung an seine Brust. „Nein!" rief er, „nimmermehr!" und schon eilte er zurück, weil er Hersiliens Stimme zu hören glaubte.

Als der Abend tiefer hernieder sank, und

Stille das ganze Thal bedeckte, lehnte sich Romulus an eine Myrte, nahe bei den Zelten der Antemnaten, an die er gefesselt war. So wie er ein Geräusch hörte, richtete er sich auf, weil es ihm Hersilien anzukündigen schien. Sie kam nicht; und erst als der Morgen über den Höhen, auf denen der Anio entspringt, hervorleuchtete, entschlummerte er in unruhigen Träumen.

Kaum war die Sonne aufgegangen, so weckten ihn lauter Flötenschall und freudige Stimmen vieler Menschen; denn heute war das Fest der lieblichen Göttin. So eben verließen die Antemnatinnen ihre Zelte, um sich mit den übrigen Sabinerinnen zu vereinigen. Romulus eilte mit fliegender Brust dahin, wo Hersilia stand, die ihn mit einem freundlichen Blicke grüßte. Von allen Seiten näherten sich die Jungfrauen, bei sanften Flötentönen und Gesängen, mit Myrtenkränzen in den wallenden Locken, in weißen langen Opfergewändern, und mit frommer, heiliger Freude in den Gesichtern. Sie trugen in Körben Mehl, Oliven und Blumen, der Göttin zu opfern. Schon dampfte der Altar, und Herolde gebo-

ten mit langsamer lauter Stimme allen Unheiligen, sich zu entfernen, und allen Fremden, den Umkreis des Tempels nicht zu betreten.

Die Jungfrauen näherten sich jetzt, unter einem feierlichen Hymnus der Priester. Romulus ging neben Hersilien, und hob nur von Zeit zu Zeit den Blick vom Boden auf, sie zu sehen. Jetzt betraten die Mädchen die hohen Stufen des Tempels, und bildeten einen weiten Halbkreis unter dem Säulengange. Bei tiefer Stille begleiteten ferne, leise Flötentöne das Gebet des Priesters; es war, als ob die ganze Natur das Fest der Göttin feierte. Nun trugen die Jungfrauen ihre Geschenke in den Tempel, und der Priester enthüllte das Bild der Göttin. Dann hoben die Opfergesänge und die feierlichen Tänze an. Die Mädchen schwebten in langen Reihen, Hand in Hand geschlungen, und die Flöten begleiteten ihren Tanz; doch nicht lange, so standen sie wieder, und sangen liebliche Hymnen.

Als sie Weihrauch auf dem Altare geopfert hatten, brachte der Priester die geweihte Urne. Die Jungfrauen kränzten sie mit Myrten und

Rosen, und tanzten dann in doppelten Reihen an den heiligen Quell, um sie zu füllen. Nun kehrten sie in den Tempel zurück, wuschen die Bildsäule der Göttin mit dem heiligen Wasser, und kränzten sie mit Myrtenzweigen. Langsam verließen sie endlich den Tempel, und auf dem freien Platze vor demselben hoben aufs neue Tänze an.

Die Jünglinge umgaben die tanzenden Mädchen in einem immer engeren Kreise. Nur Romulus blieb entfernt auf einer Stufe des Tempels stehen, und sein Blick folgte unablässig der schwebenden Hersilia. Sie bemerkte ihn, und wenn sie vom Tanze ruhete, begegnete ihr Blick sehr oft dem seinigen. Als die Opfertänze vollendet waren, nahmen die Jünglinge die Hände der Jungfrauen. Sie theilten sich in verschiedne Gruppen, von denen jede bis zu ihren Zelten tanzte. Jetzt vereinigten sich auch fremde Jünglinge mit den Sabinern. Romulus folgte langsam den Antemnaten. Hersilia sah zuweilen zurück, als ob sie ihn suchte; aber er näherte sich nicht, so sehr auch sein Herz ihn dazu antrieb. Erst vor den Zelten der Mädchen ging er langsam zu dem Alten,

der ihm winkte. Hersilia trat an dessen Seite, und nach einigen Worten sagte sie: mich dünkt, du allein bist heute nicht fröhlich gewesen.

„Und doch," sagte er leise, „war ich nie so glücklich, als seitdem ich dich gesprochen habe." Verwirrt und beschämt schlug er sogleich die Augen nieder, und sah nicht, wie Hersilia erröthete, und wie der Alte lächelte. Dieser faßte Romulus Hand, und sagte: du bist heute mein Gast, Fremdling, und, bei den Göttern! ich wünschte, du gehörtest zu den Antemnaten. Wünschest du das nicht auch, Hersilia? Und wenn ich deine Worte verstanden habe, Jüngling, so ist es wohl auch dein Wunsch.

„Ich wünschte," erwiederte Romulus bestürzt, „Hersilia wäre von meinem Volke. Ja, schöne Sabinerin, nie habe ich einen solchen Wunsch gehabt, als gestern und heute." — Wie leicht, Jüngling, sagte der Greis sehr ernst, könntest du ihn erfüllen!... Geh mit uns nach Antemnä; wir bedürfen Männer. Hersilia blickte bei diesen Worten schnell auf, und sah den Jüngling erwartend an. Romulus erröthete, und seine Brust klopfte. Der Gedanke an das Glück, mit diesem Mädchen leben

zu können, flog stürmend durch seine ganze Seele; und er erschrak vor diesem Gedanken. Es ist mein Ernst, edler Jüngling, fing der Alte wieder an. Werde ein Bürger von Antemnä; jede Stadt wird dich mit Frohlocken aufnehmen. Romulus wendete sich traurig ab; dann warf er einen Blick auf Hersilien, die ihn wehmüthig lächelnd anblickte. „Ich kann nicht!" seufzte er leise. — Beinahe möchte ich wünschen, sagte der Sabiner, du hättest keine Eltern mehr. Freilich, mein Sohn, du hast Recht.

„Ich habe meine Eltern nie gekannt," sagte Romulus: „ich bin allein auf der Erde; und jetzt erst fühle ich, wie schrecklich allein!"

Jüngling, was kann dich also abhalten, zu uns zu ziehen? was abhalten, mein Mitbürger, mein Sohn zu werden? Ich bin Hersiliens Oheim, und habe keine Kinder. Werde mein Sohn; ich will dein Vater seyn.

„Ich kann nicht!" seufzte Romulus noch leiser. — Und warum nicht? Du bist allein auf der Erde, sagst du; das heißt: ohne Gattin, ohne Eltern; und du könntest nicht? Jüngling, wenn nun (er faßte Hersiliens zit-

ternde Hand) wenn nun dieses Mädchen der Preis wäre? wenn Hersilia, um ihrem Vaterlande den tapfersten Jüngling zu geben, dir ihre Liebe anböte! Hersiliens Auge floß in Thränen; sie beugte das Gesicht auf ihres Oheims Schulter, ohne ihm die Hand zu entziehen.

„O, ihr Götter!" seufzte Romulus schmerzlich. Zitternd fuhr er dann fort: „ja, jetzt weiß ich, was Liebe ist. Dieser Preis . . . o ihr Götter! aber dennoch kann ich nicht." Er legte die Hände vor das bleiche Gesicht.

Und warum könntest du nicht? fragte der Alte finster.

„Ich habe ein Vaterland, und Mitbürger, die Glück von mir erwarten... O Hersilia! . . . ich werde unglücklich seyn, aber nicht ungerecht. Hersilia, wenn du vergessen könntest, daß du eine Sabinerin bist! Ich darf nicht vergessen, wer ich bin."

Hersilia hob sich langsam von der Schulter ihres Oheims auf, und sah den Jüngling heiter an. Warum soll ich nicht gestehen, was ich fühle? sagte sie, halb zu ihrem Oheim gewendet. Dann fuhr sie zu Romulus fort: Ge-

stern und heute habe ich dich unter den Jünglingen ausgezeichnet, deine Tapferkeit geehrt, und die stille Größe, mit der du alles thatest, bewundert. Meinem guten Oheim machte ich aus diesen Empfindungen kein Geheimniß; und jetzt gesteh' ich sie dir, weil du auch mich auszuzeichnen scheinst. Dich ruft dein Vaterland, mich eine härtere Pflicht. Laß uns von jetzt an vergessen, was möglich gewesen wäre, wenn ein Zufall es gewollt hätte. Ich ehre in dir den tapfern Volsker; du achtest in mir eine stille Sabinerin. Sie reichte ihm die Hand, und dann sprach sie von dem heutigen Feste.

Romulus blieb den ganzen Tag bei Hersilien und ihrem Oheim vor den Zelten. Mit jedem Augenblicke drückten des Mädchens Unschuld, Schönheit und stille Seelengröße den Pfeil der Liebe tiefer in sein Herz; mit jedem Augenblicke wurde er stiller und trauernder. Am Abend nahm ihn der Alte bei Seite, und versprach ihm Hersilien zur Gattin, wenn er nach Antemnä ziehen wollte. Romulus antwortete schmerzlich: „ich kann nicht! . . . Aber warum soll Hersilia nicht mir folgen?"

Ein geheimer Göttersprruch gebot ihrem Va-

ter, seine Tochter einem Fremden zu geben, der Antemnä zu seinem Wohnorte wähle. An ihre Hand hat das Schicksal das Heil der Sabiner geknüpft. In Antemnä, befahlen die Götter, soll Hersilia bleiben; doch kein Sabiner werde ihr Gemahl. Wohin sie ginge, dahin brächte sie den Segen, den die Götter den Sabinern bestimmt hatten. In dunkeln Worten verkündigte der Götterspruch noch, daß sie die Königin eines mächtigen Volkes werden soll; und schon fängt er an in Erfüllung zu gehen. Hersilia hatte drei Brüder; aber alle starben schnell nach einander. Wer anders wird nach Hersilius Tode den Thron von Antemnä besteigen, als ihr Gemahl? Jüngling, du scheinst mir der Fremde zu seyn, von dem die Götter reden. Hersiliens Herz flog dir entgegen; und versteh' ich deine Blicke, deine Worte, so liebst auch du Hersilien. Die Götter haben dich hierher geführt; dein und Hersiliens Herz bestätigen, erfüllen den Götterspruch. Der Thron von Antemnä ruft dich; Hersiliens Liebe schenkt ihn dir. Die Götter wollen; und du?

„Und ich? ich?" sagte Romulus glühend. „Ich liebe Hersilien; und ist die heiligste Liebe

ein Ruf der Götter, so haben sie gesprochen, so . . . so . . ." — Er wurde nachdenkend. „Ist denn," setzte er zitternd und furchtsam hinzu, „Liebe allein die Stimme der Götter? Darf sie von mir fordern, was ich nicht sollte?" Er legte die Hand an die Stirn, und entfernte sich langsam in das Gebüsch, das an die Zelte stieß.

Schon bedeckte die Mitternacht die Erde, und noch immer saß er, von Zweifeln hin und her getrieben. Hier breitete die schöne Hersilia ihm die Arme entgegen, und für seinen Ehrgeitz stand der Thron der Sabiner da, den er nicht mit Blut erkaufen durfte, den die Liebe ihm anbot; dort sah er mit strebender Unruhe das Hirtenvölkchen, unter dem er aufgewachsen war, das von ihm Glück, Ruhe und Zufriedenheit erwartete, dem er Gesetze und Ackerbau versprochen hatte. Sollte er die Unglücklichen, die er so glücklich machen konnte, verlassen? . . . Aber einige rauhe waldige Höhen, nur von wenigen Hütten besetzt, ein armes Volk, das nur aus Liebe ihm gehorchte — gegen die fruchtbaren Gefilde von Antemnä, gegen die bevölkerte Stadt, gegen die reichen

Sabiner, und — gegen Hersilien! „O, ihr Götter!" rief er traurig. Doch seine Seele hatte den großen Plan gefaßt, durch menschliche Gesetze, durch gütige wohlthätige Rechte der Schutzgott seines rauhen, wilden Völkchens zu werden. Er allein konnte es glücklich machen; und nun sollte er es verlassen, um für sein eignes Glück zu sorgen? Er sollte sehen, daß seine Hirten, die ihn liebten, wieder in ihre rohen Sitten zurückfielen, wieder zu Räubern, zum Abscheu anderer Völker, selbst der Antemnaten, würden? daß Alba, daß Antemnå sie von der Erde vertilgten? Und das alles, um an Hersiliens Seite zu leben?

„Hersilia!" rief er, und breitete die Arme aus. „Nein, ich darf nicht glücklich seyn; ich muß dir, dir, meinem Glücke, entsagen!" Er versank aufs neue in Zweifel, suchte die Liebe mit der Pflicht zu vereinigen, und kam auf den Gedanken, seine Hirten und die Antemnaten zu Einem Volke zu machen. Schon sprang er mit hoher Freude auf; aber jetzt fiel ihm ein, was ihm der Oberpriester Julus über seine Hirten gesagt hatte: „die Hirten werden ohne dich Gesetze bekommen; doch nur

solche, die ihnen Noth oder Verbrechen aufdringen, die Gesetze der Tusker, der Sabiner, oder irgend eines andern von den Völkern rings umher. Aber das ist das Hohe, das Göttliche in deiner Lage, Romulus, daß du ihnen Gesetze der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, der Liebe geben kannst: Gesetze, welche nicht die Noth aufzwingt, sondern die Weisheit billigt, und welche den Grund zu dem höchsten Glücke deines Volkes und einer ganzen Nachwelt legen. Das kannst du, Romulus, rief der Greis: auf einen so erhabenen Standpunkt haben die Götter dich gestellt; und wehe, wehe dir, wenn du das Göttliche in deiner Lage übersehen, wenn du den Zeitpunkt, der nur Einmal kommt, aus Herrschsucht, Trägheit, oder aus irgend einem andern Grunde, versäumen könntest!

Romulus war aufgesprungen, als der Greis das sagte, hatte sich in seine Arme geworfen, und an seinem Herzen gerufen: nein! nimmermehr, heiliger Priester, werde ich vergessen, was du mir sagst. Legte ganz Italien, legten alle Völker der Erde mir ihre Diademe zu Füßen, und könnten meine Hirten mir nichts

als Elend, Vergessenheit von den Menschen, und Thränen anbieten: dennoch bliebe ich unter ihnen, und würde ihr Wohlthäter.

Mit finstrer Stirn, mit unwilligem Blicke saß Romulus da, als er sich jetzt dessen erinnerte, und in seiner Seele stieg der geheime Wunsch auf, daß er den Priester nie gesehen haben möchte. Doch sogleich erröthete er vor diesem unedlen Wunsche, und flisterte leise zu sich selbst: ist es möglich? kann mein Herz so verächtlich seyn? War denn mein Glaube an mich selbst, das Zutrauen des edlen Greises zu meiner Stärke, so völlig ungegründet?" Er sprang auf, hob beide Hände zu dem bestirnten Himmel, und rief: „ihr Götter! ich will gerecht seyn; nichts weiter, als gerecht. Möge Elend und Schmerz auf meine Scheitel fallen . . . o, Hersilia, ich muß!" Dieser Entschluß hob seinen Muth, seinen Glauben an sich selbst. Mit hoher Ruhe der Seele, die selbst seinen Schmerz zu einem Genusse machte, warf er sich auf seinen Mantel, und entschlief.

Zehn Schritte weit von ihm stand Hersilia, die sein ganzes Selbstgespräch gehört hatte. Sie war ihm gefolgt, weil ihr Oheim ihr sag-

te, daß der Jüngling nur noch mit einigen Zweifeln kämpfe, und weil sie ihm in vollem Vertrauen ihre Empfindungen gestehen wollte. Nun hatte sie den Jüngling gehört; nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst ging sie ruhig zu dem Zelte ihres Oheims zurück, und sagte lächelnd: der Fremde ist ein sehr edler Mann; allein die Götter haben den Thron von Antemnä einem Andern bestimmt. — „Und dein Herz, Hersilia?" fragte ihr Oheim. — Meine Hand gehört dem künftigen Könige von Antemnä. — „Und dein Herz?" fragte er noch einmal. — Wird endlich schweigen, oder — brechen. Der Oheim drückte sie an seine Brust, und sagte: „ich liebe die Entschlossenheit auch an einem Weibe. So wirst du den Fremden bald vergessen." — Nein, theurer Oheim, das wünsche ich nicht einmal. Ich werde den Jüngling nie vergessen, der für die Tugend mein Herz hingab. Sie entschlüpfte in ihr Zelt, ohne dem Oheim mehr zu entdecken.

Am folgenden Morgen brachen die Sabinerinnen auf. Die Antemnatinnen gingen, nur von wenigen Jünglingen begleitet, in dem

Thale an dem Anio hinab. Romulus sah sie aufbrechen, und schnell stieg der Gedanke an seine Hirten, die im Walde am Anio auf ihn warteten, in seiner Seele auf. Der Raub der Sabinerinnen war beschlossen, und die geliebte Hersilia wurde sein. Aber — die Mädchen sollten ja nur zu Geisseln für die Erstattung der Heerden dienen, welche die Antemnaten geraubt hatten! . . . Er bekam zwar Hersilien; allein er verwickelte seine Hirten in einen Krieg, den er so gern vermeiden wollte. Noch immer in Zweifel, was er zu thun hätte, folgte er den Antemnatinnen von weitem. Gegen Abend gingen die Jungfrauen in ein dunkles Thal am Anio, durch das der Weg nach Tibur führte. Nun beschloß er, auf den Hügeln um Tibur weg zu gehen, seine Hirten in dem Walde, den er ihnen zum Angriffe bestimmt hatte, aufzusuchen, und mit ihnen zurückzukehren, ohne wieder bei Hersilien und den Jungfrauen gewesen zu seyn. Als er aus dem Thale auf den Hügel trat, hörte er auf einmal das laute Geschrei der Mädchen. Er ging eilig wieder in das Thal hinunter, und sah, daß Silius und seine Hirten auf die Sabinerinnen hinab

stürzten. Der Nahme: Romulus! war ihr Feldgeschrei; und schon hatten sie von allen Seiten die Mädchen und die wenigen Jünglinge umgeben.

Doch jetzt eilte Romulus von der Höhe hinab, vor die zitternden Mädchen, und rief gebietend: „wage es keiner, seine Hand an diese Jungfrauen zu legen!“ Die Hirten erkannten ihn, und standen mit Ehrfurcht da. Silius, der eine List, oder eine nützliche Großmuth Romulus vermuthete, zog sich mit ihnen zurück, ohne durch irgend etwas zu verrathen, daß er Romulus kennte. Dieser sah den Hirten nach, bis er sie aus dem Gesichte verlor; dann wendete er sich lächelnd zu dem Alten, und sagte: ich will euch bis vor Antemnä begleiten.

Die Mädchen, die Jünglinge und der Greis — Alle hefteten erstaunte Blicke auf Romulus. Hersilia trat vor ihn hin, und fragte: bist du ein Gott, daß ganze Schaaren vor dir zittern, wenn sie dich erblicken? daß selbst dieser kühne, grausame Romulus, der keine Furcht und kein Erbarmen kennt, dich ehrt? Wer bist du? — „Nur ein Mensch, Hersilia, der für

dein Wohl nichts scheuet: selbst den Tod nicht."

Der Alte drang darauf, man sollte die Nacht in Tibur zubringen. Alle wollten dahin; nur Hersilia sagte: in deiner Gesellschaft fürchte ich nichts mehr. — „Aber doch dein eigenes Herz, Mädchen!" flisterte ihr Oheim ihr zu. — Auch das nicht, antwortete sie laut; denn ich fürchte ihn selbst nicht.

Die Zelte wurden unter den Mauern von Tibur aufgeschlagen, und hier erfuhren die Sabiner, daß Romulus und die Hirten schon seit vorgestern in den Wäldern auf sie gewartet hätten, um die Jungfrauen zu rauben. Die Bürger von Tibur fürchteten noch immer den Raub der Mädchen, und erboten sich, ihnen eine bewaffnete Schaar zur Begleitung mitzugeben; denn das Gerücht sagte: ein Theil der Hirten stehe bei Antemnä selbst.

Die furchtsamen Mädchen, welche sich schon in den Händen des kühnen Romulus zu sehen glaubten, nahmen das Anerbieten der Tiburtiner dankbar an; und dadurch wurde die Reise bis auf den Mittag des folgenden Tages verzögert. Hersilia aber sagte zu ihrem Oheim:

mir wirst du doch erlauben, ein Gelübde zu erfüllen, das ich einer Unglücklichen gethan habe? — „Welches?" — Die Grotte Neptuns jenseits Tibur zu besuchen.

„Hersilia! eben in diesen Klippen, in diesen mit Wald bewachsenen Höhen, ist die Gefahr am größten."

So nahe bei Tibur? erwiederte sie lächelnd. Wenn du willst, lieber Vater, so begleitet ihr mich, du und dieser edle Fremde.

Romulus versprach mit Freude, ihr Begleiter und Beschützer zu seyn. Der Alte wollte ihr nicht erlauben, zu gehen. Da sagte sie ihm einige Worte leise, und setzte dann laut hinzu: ich schwor es ihr bei allen Göttern, bei dem Heile des Sabinischen Landes. Sie würde verzweifeln, wenn ich mein Versprechen nicht erfüllte. Der Alte willigte ein, und versprach, daß er sie mit Romulus begleiten wollte, sobald die Sonne aufgegangen wäre. Die Tiburtiner — denn die Heerstraße ging nahe an der Grotte Neptuns weg — sollten sie da finden.

Am folgenden Morgen, früh beim Aufgange der Sonne, gingen Hersilia, Romulus und

der Alte an den Mauern von Tibur weg, und dann auf die Höhe. An dem Abhange des hohen Hügels, auf welchem der Tempel der Sybille steht, schauten sie in das enge Thal hinab. Das donnernde Getöse des Anio, der hier von den hohen Felsen in das Thal hinab stürzt, zog ihre Blicke an sich, und sie sahen mit Staunen den furchtbaren Sturz des Stroms in die Tiefe *).

Der Priester der Sybille trat heran, und zeigte ihnen einen steilen Fußsteig, durch den sie in das Thal zu den kleinern Wasserfällen, und dann ganz leicht zu der Grotte Neptuns kommen könnten. Der Weg zwischen den hohen Felsen war für den Alten zu mühsam; und da der Priester versicherte, daß hier keine Gefahr von Räubern sey, und daß an dieser Höhe die übrigen Sabiner weg ziehen müßten, so ließ der Alte seine Nichte mit dem Jüngling allein den Felsen hinuntersteigen, und blieb bei dem Priester. Romulus und Hersilia gingen den Felsen hinab, in dem engen Thale weg; dann bogen sie in ein nahes Thal

*) Die berühmte Kaskade des Anio, jetzt Teverone.

voll Gebüsch, und gingen schweigend und erwartend dem Wasserfall entgegen, der wie ein schrecklicher Sturmwind tönte und immer näher zu kommen schien. Endlich traten sie aus dem dichten Gebüsch hervor. Vor ihnen wälzte sich das Wasser von der Höhe herab, wurde auf einem Felsenhügel zu Staub zerschlagen, und stürzte so, wie eine Wolke, die ein Sturmwind treibt, hinab in ein klippenvolles Becken. Hoch schlugen die Wellen, rollten über die Wände hinweg, tobten zerstörend in einander, und stürzten dann in den reißenden Anio, der donnernd in der Ebne dahin rauschte.

Ernst standen Beide vor dem erhabenen Schauspiel da, einander vergessend, und die Blicke nur auf den Sturz des Wassers heftend. Hersilia, mit fest gefaltenen Händen, und frommer Ehrfurcht in den schönen Augen, dachte an die mächtigen Götter; Romulus war unruhig, als sollte er sich hineinstürzen in die Zerstörung. Beide scheuten sich, laut zu athmen. Auf einmal trat hinter ihnen aus einer Wolke, die der Wind zerriß, die Morgensonne hervor. Nun umtanzten tausend Regenbogen den Wasserfall und en bewegten Was-

serrauch. O, ihr Götter! rief Hersilia freudig, und lehnte sich, hingerissen von der Herrlichkeit des Anblickes, an Romulus Brust. Er umfaßte sie; und so, eins an des andern Herz gedrückt, staunten sie die tanzenden Regenbogen an.

Die Sonne verhüllte sich wieder, und Hersilia bemerkte erröthend, daß sie in Romulus Armen lag. O, ihr Götter! wie schön! sagte sie, und machte sich sanft von ihm los, als wollte sie ihm den Wasserfall zeigen. Romulus wiederholte leise: wie schön! und seine Arme sanken nach und nach, als wollte er ihr verbergen, daß er sie umfaßt hatte. Lange standen sie noch da, Beide erröthend, Beide die Blicke an den Boden heftend, bis Hersilia leise sagte: nun laß uns gehen. — Sie suchte den Weg, der zu der Grotte Neptuns bringen könnte. Romulus führte sie die ihm bekannten Pfade durch Klippen und Felsen hinauf; und nach einem langen, mühsamen Wege erreichten sie die Grotte.

Welch ein neuer Anblick! Die Sonne blickte jetzt hoch vom Himmel durch die Oeffnung in der Decke des Gewölbes, und er-

leuchtete den Wasserstrahl, der von oben hinabschießt. Hersilia warf, als sie in die Grotte trat, die funkelnden Blicke nach allen Seiten. O, ich erkenne dich! rief sie in einem zärtlichen Tone. Ja, ja; du bist der glückliche Aufenthalt! Hier, hier! sagte sie, und Thränen drangen aus ihren Augen hervor. Romulus sah verwundert auf das Mädchen, das mitten in dem Gewölbe die Arme ausbreitete, als wollte sie es umfassen. Ja, rief sie aufs neue: dies ist der Sitz, dies ist er! Sie knieete vor einem Steine nieder, der aus dem Felsen hervorsprang, und weinte heiße Thränen. Romulus hob sie auf, und sagte sanft: „Hersilia, was ist dir?" — Diese Grotte, antwortete sie, war einst der Aufenthalt der zärtlichsten Liebe. Ein Mädchen, meine Freundin, lebte hier. Ach, sie und ihr Geliebter sind dahin! Und hier, (auf die kleinere Grotte zeigend, wo Romulus den Unglücklichen angetroffen hatte) hier ist der Eingang zu ihrer glücklichen Verborgenheit. Sie erblickte das Lager in der kleineren Grotte, die nur ein dämmerndes Licht erhellte. Aber was ist das? fragte sie. — „Es war vor einigen Tagen

mein Lager," antwortete Romulus. — Dein Lager? — „Mich überraschte hier die Nacht; ich fand die Grotte."

Hier also, unterbrach ihn Hersilia, hier lebtest du, hier warst du so glücklich! Sie nahm einen Kranz von Immergrün aus ihrem Haar, drückte ihn an ihre Brust, und legte ihn dann auf einen in den Felsen gearbeiteten Sitz. Nun zog sie eine schöne Locke aus ihrem Busen hervor, legte sie daneben, setzte sich wehmüthig auf ein Felsstück, lehnte die Stirn an, und weinte sanfte Thränen. „Dies also . . .?" fragte Romulus. Dies war, antwortete Hersilia, das Heiligthum der zärtlichsten Treue, der Zufluchtsort der verfolgten Liebe; und jetzt! o ihr Götter! — Sie stand auf. Romulus umfaßte sie, und sagte, überwallend: „er war es? O, Hersilia, er ist noch das Heiligthum der zärtlichsten, und auch der unglücklichsten Liebe. Hier, bei diesem dunkeln Aufenthalte des Glücks, schwör' ich dir, daß ich dich unaussprechlich liebe. Ich weiß von deinem Oheim, welch ein Geschick dich an Antemnä bindet: ein drohender Götterspruch . . ."

Das weißt du? fragte Hersilia. Wohl denn, Jüngling; so weißt du auch, daß ich dich liebe. Nun sage mir: was bindet dich so fest an dein Vaterland?

„Mehr als ein räthselhafter Götterspruch, theure Hersilia: das Gebot meines eigenen Herzens, ein deutlicher Ruf der Weisheit, der Gerechtigkeit. Aber . . . Nie wußte ich, was Liebe ist. Dich mußte ich sehen, um mit ihr zugleich den Schmerz der unglücklichen Liebe kennen zu lernen."

Der unglücklichen Liebe? sagte Hersilia stockend, breitete ihre Arme aus, und sank, mit Thränen in den Augen, an seine Brust. Er fühlte ihr Herz an dem seinigen schlagen, und seine Lippen berührten die ihrigen. Ich bin glücklich! seufzte Hersilia langsam. Dann richtete sie sich auf, und sagte muthig: mein Geliebter, das Schicksal kann unsre Hände trennen, doch nicht unsre Herzen. Hier schwör' ich dir ewige Treue. Ich werde nicht anders dein, als wenn du zu meinem Volke gehörst; aber nie werd' ich eines Andern. Romulus sank, mit nie gefühltem Entzücken in der Brust, vor ihr nieder, und sie schworen einander ewige Liebe, ewige Treue.

Da saßen nun auf dem Felsen, wo Hersiliens Freundin so glücklich gewesen war, wieder zwei selige Wesen. Hersilia schlang mit Unschuld und Vertrauen ihren Arm um seinen Hals, und erzählte ihm, wie sein Anblick, seine Tapferkeit auf sie gewirkt, wie der leise Wunsch, er möchte der ihr von den Göttern bestimmte Fremde seyn, ihr Herz gewaltsam bewegt, und mit welchen frohen Gefühlen sie seine wohlwollenden Blicke gesehen habe. Romulus hörte diese unschuldigen, kleinen Erzählungen, und sie versetzten das Herz, das sonst nur durch hohe Thaten in Bewegung kam, in die freudigste Wallung. Er hatte Thränen der innigsten Rührung in den Augen; und dennoch, mitten unter diesen Thränen, mitten unter dieser Erweichung seines Herzens, unter diesem Zergehen seiner harten Stärke, fühlte er sich fester, entschlossener, muthiger als je, alles zu wagen, alles zu vermögen.

„Liebe," sagte er, und drückte Hersilien an seine Brust, „Liebe ist der himmlische Lohn, den die Götter der Tugend geben, und die mächtigste Kraft im Menschen. Laß die Götter über uns walten, Hersilia! Ich bin

dennoch glücklich, jetzt und immer glücklich. Deine Liebe ist das höchste Entzücken meines Lebens, und hätte ich dich heute zum letzten Male gesehen! . . . Gieb mir ein Andenken dieser Stunde, meine Hersilia."

Sie schenkte ihm ihren, von Thränen feuchten Schleier. Er verbarg ihn auf seine Brust, und gab ihr dagegen seinen Becher von Lindenholz, in den zwei nackte Knaben geschnitzt waren, welche eine Wölfin säugte. Hersilia betrachtete den Becher. „Der eine dieser Knaben," sagte Romulus, „bin ich. Diese Wölfin war meine Mutter." — Wie? deine Mutter? fragte sie; und in diesem Augenblick tönten die Hörner der vorüberziehenden Sabiner. Hersilia! rief der Alte, und eilig sank sie noch einmal an die Brust des Geliebten. Ewige Treue! rief sie; ewige Treue! er; und Beide traten nun ruhig, heiter, wie zwei Götterwesen, aus der Grotte hervor. „Wann seh' ich dich wieder, Hersilia?" fragte Romulus. Sie antwortete: über ein Jahr, bei dem Feste der holden Venus.

Der Alte betrachtete sie Beide. Jüngling, sagte er froh, aus den funkelnden Augen seine

Liebe ahnend; du gehst mit uns nach Antemnä. — Er geht in sein Vaterland, antwortete Hersilia ruhig.

Der Alte schwieg, über seine getäuschte Hoffnung trauernd.

Bis nach Antemnä begleitete Romulus die Sabinerinnen. Dann drückte er Herstliens Hand, sagte laut: lebt wohl! und verlor sich in das Gebüsch. — Hersilia sah ihm nach; dann ging sie still an der Seite ihres Oheims den Weg nach Antemnä. Die Götter, sagte sie hoffend, werden gerecht seyn. Glaubst du das nicht auch, lieber Oheim? Der Alte blieb traurig, und schwieg.

Romulus ging langsam durch die Wälder am Ufer der Tiber hinab. Er fühlte sich anders, besser, edler, muthiger als vorher; denn die Liebe, die er sonst Weichlichkeit schalt, hatte seinem Herzen eine unbezwingliche Kraft gegeben. Jetzt sann er nach, wie er seinen edlen Plan mit seiner Liebe vereinigen könnte. Noch sah er ringsum Dunkel und Unmöglichkeit. Aber — Hersilia liebte ihn, und er sollte sie am nächsten Feste der Venus wiedersehen. Fröhlich kam er auf seinen Hügeln an,

und

und Silius war der erste, der ihn bewillkommte. Romulus umfaßte ihn, und rief: „o Silius! wie konntest du den Tod deiner Ilia überleben?" Silius erstaunte, als er den harten Jüngling auf einmal so verändert sah, und drang in ihn, seine Begebenheiten bei dem Feste der Venus zu erzählen, und ihm zu sagen, weshalb die Hirten die Sabinischen Mädchen nicht hätten rauben dürfen. Romulus konnte das theure Geheimniß seiner Liebe nicht verrathen, und schwieg. Aber Silius wußte es bald aus der Sanftheit des Jünglings, aus seiner frohen Theilnahme an den Spielen der Hirten und Mädchen, aus dem gütigen Mitleiden, das er bei allen Aeußerungen milder Menschlichkeit, bei jeder zarten Schwäche eines fühlenden Herzens bezeigte, aus der großen Aufmerksamkeit, mit der er jetzt Silius Erzählungen von seiner Liebe anhörte.

Romulus zog nun nicht mehr die gefühllosesten unter den Hirten vor; er besuchte von jetzt an die Hütten junger Eheleute, und sah mit stiller Freude den Säugling an dem Busen der zärtlichen Mutter hangen. Die furchtsame Liebe der Mutter, die Angst des Gelieb-

ten, die frohen Spiele gegenseitiger Zärtlichkeit, waren ihm jetzt ehrwürdig. Sonst lag er unthätig auf dem steilen Felsen *), der schroff von Saturnus Hügel herabhängt, und floh die Spiele der unschuldigen Kinder, die schönen, von hohen Buchen beschatteten Thäler; jetzt saß er auf einer Wiese unter den Kindern, zog das sanfteste, holdeste Mädchen hervor, liebkoste ihm, und half ihm sein verirrtes Lämmchen suchen. Jetzt wurde die Verbindung eines Hirten mit seiner Geliebten ein Fest, an welchem jede Hütte Theil nahm. Romulus erschien dann, mit Myrten bekränzt, unter den Jünglingen, und ließ Opfer schlachten, den Segen der Götter über das junge Paar zu erflehen. Sanfte Flöten, und noch sanftere Gesänge tönten jetzt in den Wäldern, worin man sonst nur die rauhen Töne des Kriegshorns und Gesänge an den Mars gehört hatte; die Mädchen zeigten sich jetzt nicht mehr mit Waffen, sondern mit Blumenkränzen geschmückt. Jetzt breitete die Liebe ihren verschönernden Hauch über die Höhen aus: jede Brust athmete freier, jedes Herz fühlte

*) Nachher der Tarpejische Felsen.

menschlicher. Die Greise dankten dem Jüngling, der in schönen Bildern ihre glückliche Jugend noch einmal hervor rief; die Mütter brachten ihm mit liebevollem Herzen ihre Kinder, daß er sie segnen möchte. Zwar blieben Waffenübungen noch immer die Beschäftigung der Hirten; aber Romulus machte sie ehrwürdig und heilig.

Er errichtete mitten zwischen den Hütten seiner Hirten der Göttin der Liebe einen Altar, und der Priester Julus kam aus seinem heiligen Hain, diesen Altar zu weihen. Als es geschehen war, traten alle Ehegatten, mit ihren Kindern auf den Armen und um sich her, und mit Kränzen von Immergrün in den Locken, hinan, und opferten Blumen und ein Paar weiße Haustauben. Der alte Priester breitete die Hände zu der Göttin aus, und rief: fülle die Herzen der Menschen, gütige Göttin, mit Treue und Liebe, mache die Kinder dankbar und gehorsam! So betete er, und segnete dann die Kinder, welche die Eltern ihm hinreichten. Nun traten die Jungfrauen um den Altar, und weiheten der Göttin ein weißes Lamm, das Zeichen stiller Unschuld. Dann ka-

men die Jünglinge, Romulus an ihrer Spitze, und legten ihre Waffen am Fuße des Altares hin. Der Priester weihete die Waffen, und die Jünglinge nahmen sie dann aus den Händen der Mädchen, der Greise und der Kinder wieder. Nehmt die Waffen! rief der Priester; tragt sie zum Schutz aller Unglücklichen, zum Schutz eurer Greise, eurer Weiber, eurer Jungfrauen und eurer Kinder! . . . Nicht zum Zerstören, nicht zum Raube, nicht zum Erobern, sondern zum Schutz gaben die Götter dem Sterblichen das Eisen. Tragt es, und ehrt die rächenden Götter! So sprach der Greis, und weihete der Göttin eine Lanze, ein Schwert und einen Schild, mit der Aufschrift: „Schutz der Unglücklichen, der Greise, der Weiber, der Kinder." Ein froher Tanz beschloß dann das Fest der reinen Menschlichkeit.

So arbeitete Romulus, nach dem Rathe des weisen Julus, still an dem großen Plane, ein gerechtes, muthiges, tapfres, menschliches, und darum glückliches Volk zu stiften. Seinen raschen, zufahrenden Eifer, der alles in einem Augenblicke vollenden wollte, mäßigte Julus, und Romulus war verständig genug, dem kal-

ten Nachdenken des Greises zu folgen. Gesetze, sagte dieser dem ungeduldigen Jünglinge — Gesetze sind es nicht, welche ein Volk beglücken, sondern der Geist, die Sitten des Volkes, welche ihnen willigen Gehorsam verschaffen. Es ist nicht schwer, Romulus, einem Volke gute Gesetze zu geben. Selbst ein Bösewicht würde, wenn ihn ein Volk dazu aufforderte, es können: denn die Stimme der ewigen Götter spricht in jedes Menschen Brust, wenn nicht Leidenschaft sie betäubt; aber schwer ist es, einem Volke Gesetze zu geben, die für dasselbe passen, mit seinen Sitten, seinen Neigungen und Wünschen übereinstimmen, und es dennoch zu der Tugend bilden. Das Schwerste von allem ist, einem Volke Empfänglichkeit für weise Gesetze beizubringen.

Romulus schüttelte mißbilligend den Kopf. „Es giebt," hob er an, „nur Eine menschliche Tugend: Gerechtigkeit. Das sagtest du mir oft; und so müßten ja auch nur einerlei gute Gesetze für die Menschen möglich seyn!" Du hast Recht, mein Sohn. Es ist nur Ein Gesetz: Gerechtigkeit, wie nur Eine Tugend; und um diese Tugend, um dieses Gesetz über die

Erde, unter allen Völkern, in allen menschlichen Herzen auszubreiten und heilig zu machen, arbeiten die Weisen aller Nationen; dahin streben die Zeiten und die Ereignisse; zu diesem Ziele führen die unsterblichen Götter das Geschlecht der Menschen. Wehe dem Thoren, der dies Ziel verkennt! wehe dem Unmenschen, der es verbirgt, der sich erkühnt, die Menschheit auf dem Wege dahin aufhalten zu wollen! Er stellt sich den rächenden Göttern, dem allmächtigen Genius des menschlichen Geschlechts, dem ewigen, unaufhaltbaren Schicksale entgegen. Unwissend und wider Willen ebnet er den Weg zur Vollendung, und die Verwünschungen der Nachwelt werden ihn strafen! . . . Jüngling, Gerechtigkeit ist das Ziel, zu dem du deine Hirten führen willst; aber ist das Ziel, wo der Siegeskranz hängt, schon beim Auslaufen erreicht? Soll man mit Einem Schritte zum Ziele gelangen? soll man gar nicht auslaufen, weil es nur nach und nach zu erreichen ist? . . . Wolltest du einem Wüthenden, der einen Unschuldigen verfolgt, um ihn zu ermorden — wolltest du dem nicht erst das Schwert entreißen, und nur dann, wenn er fähig ist, dich zu hö-

ren, ihm sagen, daß der Verfolgte unschuldig war? . . . Eben so ist es mit deinen Hirten. Nimm ihnen erst ihre heftigen Leidenschaften, ihre Rohheit; eher werden sie nicht begreifen, was Tugend ist. Gieb ihnen mildere Sitten; bilde sie zu treuen, menschlichen Gatten; errette das Weib von dem Joche der unwürdigen Sklaverei, worin die Rohheit fast aller Völker es hält. Laß deine Hirten erst gute, menschliche Hausväter seyn, knüpfe zwischen Reichen und Armen ein sanftes Band gegenseitigen Schutzes und gegenseitiger Hülfe; laß sie erst die Menschlichkeit darum lieben, weil sie ihnen wohlthut. Lehre sie die Tugend in Festen, in Spielen; laß sie die strafenden Götter scheuen, wenn sie die Gerechtigkeit noch nicht zu ehren verstehen. Der Fremde sey unter dem Schutze der rächenden Gottheit, wenn er noch nicht durch die Tugend deiner Hirten beschützet ist. Der Unglückliche fliehe zu den Altären, so lange er nicht mit Sicherheit zu den Menschen fliehen kann. Laß die Ewigen strafende Zeugen der Eide, der Bündnisse seyn, so lange noch nicht die Gerechtigkeit des Schwörenden sie sichert. Gieb deinem Volke

Gesetze, die es weiter zu dem hohen Ziele der Menschheit führen. Freue dich der Blüthe an dem jungen Baume, den du pflanztest, und überlaß der Nachwelt die reichlichen Früchte. Traure nicht, daß Blüthen nicht sogleich Früchte sind. O Jüngling, es ist Tugend, die Menschheit, ja auch nur Einen Menschen, dem Ziele der Vollendung zuzuführen: — der Vollendung, die wir in dem ernstesten Nachdenken, in den heiligsten Träumen ahnen; der Vollendung, in der die Menschen gerecht seyn werden, wie die Götter.

„Und wüßtest du, mein Vater, was ich für diese Blüthen, deren Früchte erst die Nachwelt genießen soll, aufopfere!"

Blüthe oder Frucht! Es giebt für dich nur Eine Tugend: Gerechtigkeit. Was opferst du auf? Tausend Verbrechen, in welche deine Herrschsucht dich gestürzt haben würde. Jüngling, du hättest die Latiner unterjocht. In Latien herrschen, oder ein edles Volk stiften — wenn du zweifeln könntest, was du wählen sollst, so hättest du mich nicht verstanden, und ich die Weisheit der Götter an einen Thoren verschwendet.

„Nein," rief Romulus eifrig; „Alba ist das Opfer nicht, das ich meine. Glaubst du, ich hätte hier nicht einen Thron verachten lernen, auf den nur ein Verbrechen mich heben könnte? O, wie unwürdig muß ich dir dann noch scheinen! Es ist ein anderes Opfer, das ich der Tugend bringe. O, mein Vater, ich könnte glücklich seyn, glücklich, wie du, in den Armen der treusten Liebe, in den Armen eines geliebten Weibes."

Der Greis schüttelte sanft den Kopf; die Worte Liebe und Treue entwaffneten seinen Eifer. Er faßte Romulus Hand, und ging mit ihm zu der Stelle, wo Lavinia's Hütte gestanden hatte. Hier, sagte er, überwand Lavinia, um gerecht zu seyn, die mütterliche Liebe, die stärker ist, als jede andre; und hier, Jüngling, sage mir, wie groß dein Opfer ist.

Romulus erzählte ihm seine Begebenheit bei dem Feste der Venus, und schilderte seine Liebe zu Hersilien. Der Greis umarmte ihn mit zärtlichem Erstaunen. Sieh, Romulus, ich könnte dir sagen: Liebe sey eine Leidenschaft wie die Ehrsucht, und du habest nicht mehr gethan, als da du den Wunsch aufopfertest,

Alba zu erobern; ich könnte dir sagen, die Tugend fordere von dem Menschen Alles, und wenn er ihr Ein Gut vorziehe, so sey es nicht besser, als wäre er gar nicht tugendhaft. Aber nein! Verbirg mir diese Thränen nicht. Ich will die meinigen mit ihnen vermischen. Einem Thron entsagen, ist wenig; aber einem Herzen, das uns liebt . . . Romulus, die Nachwelt nenne deinen Namen mit Ehrfurcht! Du bist würdig, der Stifter eines großen Volkes zu werden. Komm an meine Brust, edler Jüngling! Ja, du verdienst, an diesem Herzen zu liegen. Romulus, ich weiß, was ein solches Opfer kostet; denn ich selbst brachte es einst der Tugend. In deinem Alter gab ich ein heiß geliebtes Mädchen auf. Jahre lang blutete die Wunde; doch ich sah die Geliebte als Mutter von sechs Kindern wieder. Der Anblick, die volle Gewißheit ihres Glückes, machte mich ruhig. Ich fürchtete, die Quellen meiner Liebe wären vertrocknet; doch, ich sah meine Gattin, und wurde glücklich. Auch du, Romulus, wirst vergessen und glücklich werden; dein Herz wird dich belohnen.

Romulus glaubte das nicht; er fühlte seine Liebe so lebendig, so innig, und hatte nicht einmal den Wunsch, Hersilien vergessen zu können. Traurig ging er wieder auf seine Höhen, zu den Hirten, die er liebte, die ihn liebten; und dennoch war er allein. Einem Gotte gleich, nahm er Theil an dem Glücke, das unter seinen Bemühungen hervorwuchs, ohne es selbst zu genießen. Mit Frohlocken sah er die hohen Eichen unter den Schlägen des Beiles sinken, den heiligen Pflug die fruchtbaren Furchen in den Wäldern ziehen, und die lachende Saat in den Thälern her- vorsprossen. Immer milder wurden die rohen Hirten, und schon waren sie gänzlich mit den Künsten des Friedens beschäftigt. Zufriedenheit und Sicherheit der Nahrung gaben allen Herzen Muth und Güte; und nun erhob sich in ihnen auch der große, heilige Gedanke des Vaterlandes. Schon bei dem ersten Erntefeste wollte Ro- mulus seine Hirten versammeln, um ihnen vorzuschlagen, daß sie ihre Hütten neben einander errichten, Mauern umher bauen, Obrigkeiten wählen und nach menschlichen, ge- rechten Gesetzen leben sollten; aber ein Ehr-

geitziger zwang ihn, das Schwert wieder aufzunehmen, das er weggelegt hatte.

Fabius hieß der Jüngling, aus Tuskulum gebürtig *). Er war der Anführer der Männer gewesen, welche die Laurentinischen Mädchen geraubt hatten. Immer war er mit Sieg, oder doch mit Ruhm, aus jedem Kampfe zurückgekehrt; und bei diesem Unternehmen wurde er von Romulus gezwungen, die Waffen niederzulegen. Er wollte an jenem Tage in die Hirten stürzen. Seine Gefährten hielten ihn aber zurück, und entrissen ihm sein Schwert. Nun ging er mit ihnen, die dunkel blitzenden Augen auf den Boden gerichtet, und ohne ein Wort zu sagen, wieder nach Tuskulum. Ein brennender Haß gegen Romulus, der ihn nicht überwunden, der ihn erniedrigt hatte, flammte in seiner Seele. Er kam seit jenem Tage nicht mehr unter seine Mitbürger, saß finster in der fernsten Halle, und dachte nur an seine Schande. Suchten die Jünglinge von Tuskulum ihn auf, und riefen sie ihn zu Waffenübungen, so schmähete

*) Das berühmte Geschlecht der Fabier in Rom stammte aus Tuskulum.

er sie und sich selbst. Wagt ihr es, rief er höhnend, noch einmal die Waffen zu tragen, die euch jener Hirt so schimpflich entrissen hat? Könnt ihr fröhlich seyn, ihr Elenden, da drückende Schande euch belastet? Wehe euch! denn ihr entrisset mir das Schwert: den Sieg oder den Tod. Könnt ihr euch ohne Erröthen euren Mitbürgern zeigen, so lange dieser Romulus noch lebt, der uns wie Knaben nach Hause schickte? O schändlich, schändlich! Nein, bei den hohen Göttern! ich habe auf der weiten Erde keinen Feind, als diesen vermessenen Hirten, der mir meinen Ruhm genommen hat. Geht! Ihr seid Feigherzige, die es verdienten, nackend nach Hause zurückzukehren und von den Laurentinischen Mädchen mit Ruthen gepeitscht zu werden; denn dieser Romulus lebt noch, seine Hütte steht, und seine Heerden weiden bis an den Fuß von Tuskulum!

So sprach der Jüngling, mit Grimme spottend, und erregte in den Seelen seiner Gefährten Erbitterung gegen Romulus. Amulius, der König von Alba, suchte durch seine Freunde in allen Städten Haß gegen die Hirten,

vor denen er zitterte, zu erregen; und in Tuskulum fand sein Rath Gehör. Fabius, einer der reichsten und edelsten Tuskulaner, zeigte sich jeẓt wieder auf dem Markte, hielt eine feurige Rede an seine Mitbürger, und verstand es, auch sie zum Zorne zu reitzen. Die Jünglinge jauchzten ihm Beifall zu, und der Krieg gegen die Hirten wurde beschlossen. Fabius stellte sich an die Spitze seiner Mitbürger, und zog den Felsen hinab, auf welchem Tuskulum liegt, in die Ebne, nach den sechs Hügeln zu, welche die Hirten bewohnten. Die Jünglinge erwarteten am Abend, daß er in die Wälder dringen würde, um Heerden und Menschen zu rauben; aber er befahl, hohe Feuer anzuzünden und alle Kriegeshörner zu blasen.

Nun werden sie ihre Heerden an das Meer hinab treiben! sagten die Jünglinge zu Fabius. — Heerden! erwiederte er kalt; ich will sie nicht; diesen Romulus, meinen Ruhm will ich. Er schickte einen Friedensboten mit dem Oelzweige hinauf zu Romulus, und befahl seinen Männern, sich zu lagern.

Romulus, der die Annäherung der Krieger

schon von fern bemerkt hatte, sammelte, als der Bote kam, so eben seine Hirten auf dem Saturnischen Hügel, und vertheilte sie — hier in die Eingänge der Wälder, dort zum Schutze der Weiber und Heerden. „Du bringst Frieden, Bote?" rief Romulus freudig. Jener antwortete: Frieden sendet dir Fabius, der Anführer der Tuskulaner, wenn Ihr, du, Romulus und deine Hirten, hinabkommt und uns eure Waffen übergeben wollt. — Romulus erröthete; sein Zorn entbrannte, und er fragte bitter lächelnd: „war es nicht Fabius, der mir dort vor Laurentum sein Schwert und seinen Schild übergab?" Ernst und kalt antwortete der Bote: eben der Fabius, soll ich dir von ihm sagen, läßt dir gebieten, ihm deine Waffen zu bringen.

„Sag ihm," antwortete Romulus heftig: „sobald morgen der Tag graue, werde ich ihm meine Waffen bringen." — Und nimmst du den Friedenszweig? fragte der Bote. „Den Frieden? . . . O ihr Götter!" seufzte Romulus. „Geh! Morgen komme ich, Frieden zu nehmen, — oder Krieg."

Am folgenden Morgen, noch vor dem An-

bruch des Tages, ordnete Fabius seine Krieger. Als die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Gipfel der Berge vergoldete, brach Romulus mit seinen Hirten aus dem Walde hervor, und stellte sie auf die Höhen. Ein stattlicher Mann (es war Silius) ging allein, ohne Waffen, die Höhen hinab, und näherte sich, mit Ruhe im Gesichte, den Tuskulanern. Wer ist Fabius? fragte er, als er nicht mehr weit von ihnen war. Fabius trat ihm stolz entgegen.

„Romulus," hob jener ruhig an, „sendet mich, seinen Freund, zu dir, und bittet dich sehnsuchtsvoll um Frieden."

Er bittet? fragte Fabius ein wenig verwirrt. Romulus bittet? bittet um Frieden? Und warum steht er bewaffnet da, wenn er bittet?

„Er bittet um Frieden, weil er es für gerecht hält, um den Frieden auch zu bitten; er steht bewaffnet da, den Frieden, wenn du ihn versagst, zu erkämpfen. Fabius, deine Antwort entscheidet über das Leben von Menschen. Du selbst bist ein Mensch. Bedenke das, und wähle! Romulus bittet."

Er bringe mir seine und seiner Hirten

Waffen; dann bitte er! Wer bittet, bekennt, daß er besiegt ist.

„Nein, Tuskulaner; das eben ist Romulus Sieg, daß er bittet, wo er siegen könnte. Sey ein Mensch, Fabius, und entscheide!"

Er nahm mir einst meine Waffen. Bei den ewigen Göttern! ich will ihn ohne Waffen auf den Knieen vor mir sehen.

Silius ergriff seine Hand, und sagte ernst: „Romulus bittet dich um Frieden; was verlangt dein Ehrgeitz mehr? Jetzt, da noch niemand gesiegt hat, entscheide!"

Fabius rief: zu den Waffen, Tuskulaner! und zu Silius sagte er: geh; ich habe entschieden!

Als Silius mit der Nachricht zurückkam, hob Romulus die Arme auf, und rief: „Heilige Götter! ihr waltet über den Menschen. Gebt den Gerechten Sieg!" Dann warf er den Schild vor die Brust, ergriff den schweren Wurfspieß, und zog an der Spitze der Hirten langsam in die Ebne hinunter. Die Tuskulaner rückten ihm entgegen. Fabius rief: das ist er! das ist Romulus! und eilte auf ihn zu. Romulus stand ruhig erwartend da,

als Fabius ihn wüthend angriff, und als das Geschrei der Krieger, das Aechzen der Verwundeten sein Ohr traf. Er vertheidigte sich mit kaltem Muthe, und gab, immer mit Fabius fechtend, nach allen Seiten hin Befehle. Rechts drängten die Tuskulaner in festen Reihen heran, und die Hirten wichen. Romulus ließ ab von seinem Gegner, und stürzte sich in die Tuskulaner. Fabius eilte ihm nach; er schien keinen andern Feind zu haben als Romulus, der aber immer Feldherr blieb, selbst als jener, um seinen Zorn zu reitzen, ihn schmähete. Wo die beiden Anführer kämpften, blieb der Sieg sehr lange zweifelhaft. Zweimal hatte Romulus Schwert Fabius Schild gespalten, und so eben zischte es zum dritten Male. Fabius wollte zurückspringen, trat auf einen Wurfspieß, und stürzte zu Boden. Ha, ihr Götter! rief er; ich sterbe ungerächt! Romulus ließ das Schwert langsam sinken, und sah ihn schweigend an.

Fabius sprang auf, und sein Angriff wurde noch wüthender; aber Silius hatte, an der Spitze der ehemaligen Räuber, die Reihen der Tuskulaner durchbrochen, und fiel jetzt den

Kämpfenden in den Rücken. Nun verbreitete sich Schrecken in den Reihen der Tuskulaner; sie flohen, und, wüthend vor Zorn, folgte Fabius ihnen langsam nach. Romulus rief die Hirten vom Verfolgen zurück. Die Tuskulaner zogen sich auf eine Höhe. Mit der Hand vor der bleichen Stirn, stand Fabius da; doch auf einmal weckte ihn Silius Stimme aus seinen finstern Träumen. „Fabius!" sagte dieser, eben so ruhig wie vorhin: „Romulus sendet mich zu dir, und bittet dich sehnsuchtsvoll um Frieden." — Fabius wurde noch bleicher. Spottest du? rief er zornig.

„Ich spotte nicht. Romulus bittet dich um Frieden." — Fabius rief mit wildem Tone: sage deinem Freunde, so lange wir, ich und er, noch leben, ist Krieg zwischen uns, bis er mir seine Waffen bringt. Sag ihm das! Zu den Waffen!

„Wohl denn, Unmensch! Dort kommen unsre Gefangenen. Begrabe deine Todten, hole deine Verwundeten. Selbst deine eigne Männer werden sagen: Romulus ist edler als du. Wir wollen Frieden, Fabius; aber wir fürchten den Krieg nicht.

In diesem Augenblicke kamen die Gefangenen. Romulus hatte ihnen ihre Waffen zurückgegeben, und dabei gesagt: solche tapfere Männer müssen nicht unbewehrt in ihre Vaterstadt zurückkehren. Dem Schicksal verdanken wir unsern Sieg, nicht eurer Feigheit. Nehmt die Waffen, und geht. Das erzählten die Gefangenen mit freudiger Rührung, und riefen dann: Frieden! Frieden mit den edlen Hirten! Frieden und Bündniß! — Frieden! hallte es aus dem Munde jedes Tuskulaners wieder. Fabius allein schwieg; er fühlte die Größe seines Feindes, hatte ein Herz, das gleicher Größe fähig war: und nun stand er verdunkelt neben ihm da. Ungewiß, ob er zürnen solle oder bewundern müsse, führte er seine Krieger schweigend nach Tuskulum zurück. Hier empfing ihn der laute Unwille seiner Mitbürger. Romulus Name wurde von jedem genannt, und seine edle Großmuth von seinen Feinden erhoben, Fabius hingegen mit seinem Zuge gegen die Hirten, und seinen Feuern vor dem Lager, höhnend verspottet. Fabius ergrimmte, und haßte nun Romulus noch stärker, als vormals. Doch sein Reichthum brachte das Volk bald auf

seine Seite; es fühlte Romulus Edelmuth nicht mehr, es fühlte nur die Schande, von Hirten besiegt zu seyn, und machte den tapfern Fabius zum Heerführer gegen sie, mit der Gewalt, Krieg und Frieden zu beschließen.

Fabius wollte seinen Feind demüthigen. In dem Waffenschmuck der Hetrurier, deren Sprache er sprechen konnte, und mit gefärbtem Haar, schlich er sich aus Tuskulum, die Höhen und die Wälder der Hirten zu erspähen. Er ging über Alba, über Lavinium, kam in den Hain, den der Oberpriester Julus bewohnte, verirrte sich darin, und sah auf einmal neben einem Gebüsch, mitten unter einer Heerde Schafe, ein schönes Mädchen sitzen. Es war Septimia, eine Enkelin des Priesters. Sie stand, als sie den Fremden erblickte, ohne Furcht, mit holder Freundlichkeit auf. Fabius erstaunte, als er die Jungfrau in dem weißen langen Kleide einer Priesterin, mit der heiligen Binde um die Stirn, auf sich zukommen sah.

Willkommen, sagte sie mit einer Stimme, die alle seine Empfindungen in Bewegung setzte: willkommen, Fremdling, in diesem Haine,

der dem Schutzgotte Latiums heilig ist! Eine gastfreie Hütte erwartet dich.

Fabius antwortete nicht, und betrachtete mit seelenvollen Blicken das holde Mädchen, das vor ihm stand. Ich suche den Weg nach Laurentum, stammelte er endlich. Septimia erröthete vor seinen starren Blicken, und hob die Hand auf, ihm die Hütte ihres Großvaters zu bezeichnen. Aber ich bin ermüdet, fuhr er fort; wenn du es erlaubst, so ruhe ich hier einige Augenblicke, und du lehrst mich dann den Weg, den ich zu gehen habe. — In meines Vaters Hütte wirst du bequemer ruhen, sagte sie. Aber Fabius setzte sich in den Schatten des Gebüsches, wo sie gesessen hatte.

Sie überlegte einen Augenblick, ob sie ihren Großvater rufen sollte. Doch erst bot sie ihm Früchte, die neben ihm im Schatten standen; dann schöpfte sie Milch in einen Becher, und reichte sie ihm hin. Mit der Unschuld eines Kindes gab sie ihm, was sie hatte, und freuete sich, daß er es annahm. Fabius bat sie, sich zu ihm zu setzen; sie that es, und erzählte ihm vertraulich von ihrem Großvater, von ihren Verwandten, von ihren

Beschäftigungen. Fabius horchte auf alles, was sie sagte, als wären es Göttersprüche Apollo's, und antwortete wenig; denn er war in das Anschauen ihrer Schönheit, in das innige Gefühl ihrer reinen, sanften, frommen Seele verloren. O, sagte er auf einmal, mit zärtlicher Stimme, und faßte Septimiens Hand: o, wäre ich dein Bruder, holde Septimia! könnte ich hier ewig neben dir sitzen, und deine Erzählungen, den Wiederhall deiner frommen Seele, hören!

Und warum könntest du das nicht? antwortete das Mädchen, das noch kein Mißtrauen kannte. Du darfst nur morgen wieder hier seyn; mich wirst du finden, sobald die Sonne aufgeht. Denn du . . . Fast möchte ich sagen, ich liebte dich schon wie meinen Bruder. So sprach sie, und mit jedem Augenblicke wurde sie zutraulicher gegen Fabius. Er stand endlich auf, als die Dämmerung niedersank, und faßte ihre Hand. Sie sah ihn heiter an. Ich muß gehen, sagte er seufzend. Lebe wohl, holde Septimia! Nun, so lebe wohl, erwiederte sie; ich will zu den Göttern beten, daß sie dich glücklich machen. — O, wollten die

Götter das, so gäben sie mir viele solche Tage, wie der heutige! Sie sah ihn fröhlich an; und er, hingerissen von ihrer gütigen Freundlichkeit, umfaßte sie, und drückte seine Lippen auf die ihrigen. Er erschrak, als er es gethan hatte; aber Septimia lispelte nur, erröthend und freundlich: du sagst doch nicht auf immer Lebewohl?

Da rief er entzückt: Septimia, das sprach ein guter Gott aus dir! Nein, nicht auf immer; und wollen die Götter mein Heil, so seh' ich dich bald, um dich nie wieder zu verlassen. —

Sein Auge wurde naß, und sie sagte tröstend: o, die Götter sind gütig, wenn du selbst gut bist. Aber nun . . . — Sie rief ihre Schafe zusammen, und sagte dann Lebewohl, und immer wieder Lebewohl. Fabius ging langsam und mit schwerem Herzen den Weg, den sie ihm zeigte; und Septimia sah ihm nach, bis ihn der Wald ihren Augen entzog.

Er konnte bald nicht weiter, und warf sich unter eine Eiche, um seinen Gedanken nachzuhängen. Endlich sprang er wieder auf, um

zu gehen; aber Septimia hielt ihn in dem Zauberkreise ihrer Liebe fest. Er kehrte zurück, legte sich auf der Stelle nieder, wo er mit dem Mädchen gesessen hatte, und entschlief unter Wünschen, frohen Hoffnungen und den süßesten Empfindungen. Als er erwachte, sah er dem holden Mädchen mit Vertrauen entgegen. Sie kam langsam, und ihr Kopf hing auf der Brust, als wäre sie in tiefen Gedanken. Endlich hob sie das Gesicht auf, ging schneller, und rief mit freudigem Schrecken: „da bist du ja! da bist du!"

Siehst du es gern, daß ich hier bin? fragte Fabius, und reichte ihr die Hand. Sie stand verwirrt, erröthend da, und zögerte mit der Antwort. Fabius fragte noch einmal; da erwiederte das Mädchen, und wendete sich mit dem Gesichte zurück, als spräche sie mit Jemanden hinter sich: „kann ich denn nun sagen, ich sehe dich nicht gern? Es freuet mich, daß du hier bist; ich habe gewünscht, ja ich habe gehofft, dich hier zu finden. Sie werden freilich wieder über mich lachen!"

Lachen? Wer hat über dich gelacht? — „Mein Großvater nicht; der streichelte mir

nur lächelnd die Wange, als ich gestern von dir, und von unsern Gesprächen erzählte. Aber meine Mutter und meine Verwandtinnen lachten über meine . . . Einfalt." (Sie erröthete bei dem Worte.) „Mein Großvater sagte, ich hätte dich zu ihm führen müssen. Auch wollte ich das; aber wir vergaßen es Beide. Doch heute will ich es nicht vergessen."

Und dennoch hätte sie es beinahe wieder vergessen. Fabius setzte sich erst auf einen Augenblick zu ihr, damit sie ausruhen sollte; und nun plauderten sie wieder, wie gestern. Der Tag war dahin, wie eine Minute, und Septimia dachte nicht eher wieder an ihren Vorsatz, als bis sie in der Ferne die Flötentöne ihrer Verwandten hörte. Aber nun drang sie auch ernstlich in Fabius, daß er mit zu ihren Verwandten gehen sollte. Ja, Septimia, sagte der Jüngling, und drückte ihr die Hand: ja, ich gehe mit dir zu deinem ehrwürdigen Großvater, und bitte ihn, mich in seine Familie aufzunehmen; bitte ihn, . . . bitte dich, geliebtes Mädchen, mich zu dem glücklichsten Sterblichen zu machen, — meine Gattin zu werden.

„Gattin!" rief Septimia bestürzt, und wich zurück. „O nein, nein! Was würden sie sagen! Ich müßte schamroth dastehn. Geh nur heute nicht zu ihm! nicht mit mir!" — Septimia, hob Fabius an, die Götter sind gut, sagtest du gestern: willst du nicht gut seyn, wie die Götter? O, wenn du mich liebtest, wenn du die Empfindung, die in meiner Seele für dich lebt, mit mir theiltest? Septimia, ich frage dich, hier vor den Blikken des Himmels: liebst du mich? willst du die Meinige seyn? Er faßte ihre Hand, und benetzte sie mit Thränen. „Ja," antwortete Septimia schnell; „ich liebe dich, und will alles, was du willst. Nur laß mich keine Thränen sehen; sonst muß ich vor Schmerz sterben."

So komm mit mir zu deinem Großvater, geliebte Septimia. Sie erröthete, lehnte sich dann an seine Schulter, und sagte leise: „ja, ich liebe dich. Aber komm morgen, oder geh wenigstens nicht mit mir. Sie werden lachen; und was soll ich sagen, wenn es nun gar wahr ist!" — Was soll denn wahr seyn? — „Daß ich dich liebe; denn das sagten sie,

und lachten, als ich gestern von dir erzählte. Mädchen, du liebst den Fremden, sagte meine Mutter. Sie liebt ihn! rief meine Schwester lachend; so spricht man nicht von einem Manne, den man nicht liebt. Ach, jetzt seh' ich wohl, daß sie Recht hatten; aber gestern wußte ich es nicht, und stritt dagegen. Ich glaubte meiner Sache gewiß zu seyn; denn mein Großvater legte mir die Hand an die Wange, und sagte: die aufrichtige, unschuldige Seele! Und nun soll ich mit dir gehen, und sagen, daß ich . . . Ja, ich liebe dich, theurer Jüngling."

Dann will ich morgen kommen, sagte Fabius, und drückte in zitternder Freude ihre Hände an seine Brust, die ein wehmüthiges Entzücken füllte.

„Ach," seufzte Septimia nun wieder; „und wenn sie mich nun diesen Abend fragen: dann werde ich erröthen. Und sie wissen meine geheimsten Gedanken! Dann wird meine Mutter sagen: liebes Kind, verhehle deiner Mutter nichts. Mein Großvater wird mich lächelnd ansehen; und darf ich dann schweigen? Ich werde alles erzählen. O Götter! wie könnte ich die Freude, daß ich so glücklich bin, in mei-

ner Brust verschließen!" — Sie streckte erröthend die Hand aus, und Fabius verstand sie.

Zitternd und langsam ging sie neben ihm her durch das Gebüsch; noch langsamer, und noch stärker zitternd, als sie das Haus ihres Großvaters erblickte. Auf einmal sah sie alle ihre Verwandten auf dem Hügel, wo Laviniens Hütte gestanden hatte. Furchtsam ging sie vorwärts, und es rollten Thränen über ihre Wangen; aber sie hielt die Hand ihres Geliebten noch fester.

Der Greis kam dem Fremden entgegen. Septimia warf sich an das Herz ihrer Mutter, die hohe Röthe ihrer Wangen zu verbergen. Der Greis führte Fabius in die Laube. Alle gingen ihm entgegen, und boten ihm die Hände. Septimia blieb an dem Herzen ihrer Mutter. „Du bist der Fremde," fragte der Greis, „von dem Septimia uns gestern erzählt hat?"

Der bin ich, ehrwürdiger Greis. Ich sah gestern deine edle Enkelin. Gütige, segensreiche, wohlthätige Götter ließen mich sie finden, wenn du, mein Vater, meinen Wunsch erfüllst; das grausamste Geschick zeigte sie mir, wenn du ihn verweigerst.

„Und dieser Wunsch?" fragte der Greis mit sanftem Tone. (Septimia schluchzte laut an dem Busen ihrer Mutter.) — Gieb mir Septimien, die ich so innig liebe, zum Weibe. — „Jüngling," sagte der Greis mit Ernst; „du sahst Septimien einige Stunden: kennst du ihr Herz schon?"

Zwei Tage sah ich sie; und eine Minute, ein Blick aus diesen frommen Augen, ein Wort aus diesen holdseligen Lippen, ein Seufzer aus diesem reinen, fröhlichen Herzen, wäre genug, Septimiens Geist, ihre Unschuld, ihre Liebe kennen zu lernen. Sie liebt mich, und ich kenne sie: gieb sie mir.

Da flog Septimia auf von ihrer Mutter Herzen, und rief, sanft weinend: ich liebe ihn! Er kennt mich, wie ihr Alle mich kennt.

„Kennst du denn ihn, Septimia?" fragte der Greis, und legte segnend die Hand auf ihre Stirn. — Er ist ein edler Mann, erwiederte sie leise: nicht wahr, Fremdling?

„Du nennst ihn da bei einem sehr vertraulichen Nahmen!" sagte der Greis lächelnd. „Nun, Fremdling," fuhr er fort: „wer bist du? woher?"

Ich bin aus Tuskulum, und heiße Fabius, antwortete der Jüngling. — Fabius? riefen jetzt alle mit Erstaunen. Selbst Septima rief: Fabius! und wurde bleich. Befremdet sah der Jüngling bei seinem Nahmen die Zeichen der Kälte und eines geheimen Unwillens auf jedem Gesichte entstehen.

„Fabius aus Tuskulum?" fragte der Greis noch einmal sehr sanft: „der Fabius, ... der Sohn des Feldherrn Lucius Fabius?" Septimia wurde noch blasser, als er antwortete: eben derselbe! Ihr Alle, hob der Jüngling nun an, erschreckt bei meinem Nahmen. Selbst du, Septimia, bist bleich geworden, und zitterst. Ich bitte Euch, redet! Geliebte, theure Septimia, rede, wenn du mich liebst!

Der Greis zog den Jüngling neben sich nieder auf den Rasen, und sagte: „laß mich vor allem Andern Septimiens Auge trocknen, Fabius. Diese Thränen sind die ersten, die der Schmerz ihr auspreßt." Er drückte Septimien zärtlich an seine Brust, und sagte: „weine, mein Kind; wir wollen mit dir weinen, wenn es seyn muß. Aber vergiß nicht, daß die Götter die Schicksale der Menschen

leiten! Und ist denn alles verloren?" Er trocknete ihre Augen; dann führte er sie zu ihrer Mutter, die sie an ihren Busen aufnahm. Der Greis setzte sich zu Fabius. „Es gehört," hob er an, „ein Jüngling zu meiner Familie, den ich mit Stolz Sohn, den alle die Menschen, die du hier siehst, Sohn, Bruder oder Freund nennen; den wir Alle innig lieben — ein sehr edler Jüngling, mit einem Herzen voll Tugend, mit einer Seele voll göttlicher Entwürfe; und dieser Jüngling ist — Septimiens Bruder."

Wo ist dieser Bruder? fragte Fabius. — Der Greis fuhr fort: „Septimia liebt ihn wie einen Bruder; sie ehrt ihn wie ihren Vater. Dieser Jüngling, den wir Alle lieben, heißt . . . Romulus." O ihr Götter! rief Fabius, und sprang auf. — „Du hassest ihn," fuhr der Greis fort; „und hassest einen edlen Menschen. Fabius, du forderst Septimiens Hand. Sie ist dein, sobald Romulus sie dir giebt."

Romulus Schwester! — „Nicht durch Geburt," unterbrach ihn der Greis; „Septimia liebt ihn wie ihren Bruder."

Bleich

Bleich und stumm stand Fabius da, und hielt die Hand vor das Gesicht. O, ihr Götter! sagte er dann: so sollte ich dennoch zu den Füßen des Menschen flehen, der mich mit Schande beladen hat? . . . Septimia, ich liebe dich von ganzer Seele. O — er kniete vor ihr nieder, und ergriff ihre zitternde Hand — o, wenn du mich liebtest, wie ich dich liebe! Himmel, so soll ich dein Herz von einem Fremden erbetteln? Septimia! meine Liebe sollte nicht so stark seyn, wie die Freundschaft jenes Hirten? Deine Freundschaft für ihn könnte mehr, als deine Liebe für mich? Bei den Göttern, dann liebst du mich nicht! Für dies Herz, für diese Hand, die ich mit tausend Leben erkaufen wollte, sollte ich einem Andern danken als dir? Bei den hohen Göttern, nein! bei meiner Liebe zu dir, nein! Hier stehe ich, und tausendfachen Tod schwöre ich dem, der sich zwischen unsere Herzen drängen will. Nur von dir will ich dich haben; nur du sollst mir deine Hand geben, Septimia!

Septimia richtete sich auf, und sah ihn zärtlich an. Liebst du mich? fragte er heftig.

Unaussprechlich! seufzte sie. — So wähle zwischen mir und diesem verhaßten Menschen. Septimia sank schluchzend wieder in die Arme ihrer Mutter. Der Priester hob Fabius vom Boden auf, und fragte ihn: kannst du mich hören? — Fabius sah ihn bitter lächelnd an. — So höre denn! Ich begreife nicht, wie du dieses Romulus Freund nicht bist. Ihr waret, glaub' ich, geboren, Waffenbrüder zu seyn und gemeinschaftlich edle Thaten zu thun. Fabius, Septimia liebt dich. Sie wird unglücklich seyn, so lange sie athmet, wenn sie nicht dein wird. Aber . . . Wohl, sie sey dein, wenn sie selbst will! Du sollst sie dann nicht dem edlen Romulus verdanken. Septimia, wähle selbst! bestimme dein Schicksal! Willst du dem Manne gehören, der den edelsten, gerechtesten aller Menschen haßt? dem Manne, der wie ein verderbendes Gewitter vernichten möchte, was Romulus für die Menschheit thun wird? Rede, Septimia! willst du Fabius Gattin seyn? Wähle!

Septimia! rief Fabius: höre die Stimme meiner Liebe! Geliebte Septimia, willst du die Meinige werden?

Sie antwortete mit sterbender Stimme: Sobald du Romulus Freund bist! und sie bestätigte ihre Entscheidung durch eine Ohnmacht. Hörst du? fragte der Greis. — Ich höre! erwiederte Fabius mit stiller Erbitterung. Sie hat meine Verzweiflung und meine Rache entschieden. (Er berührte Septimiens Wange, und bebte.) So kalt? . . . Verstoßen! Ich Unglücklicher! Er küßte Septimien; dann sah er mit Stolz rings umher, legte die Hand an die Stirn, und ging, mit Zorn und Verzweiflung der hoffnungslosen Liebe im Herzen.

Noch in der Nacht kam er bei Laurentum, und am Morgen bei Romulus Höhen vorüber. Er hatte vergessen, daß er diese ausspähen wollte, warf nur dunkel glühende Blicke in die Wälder, und eilte weiter nach Tuskulum. Hier empfing ihn eine schreckliche Nachricht: heute hatte man den Frieden mit den Hirten feierlich geschlossen. Silius war an eben dem Tage, da Fabius abreiste, in Tuskulum gewesen; eine Rede voll Kraft und hoher Einfalt, die er hielt, Fabius Feinde, ein Ueberfall der Sabiner, die noch mit ihrer Macht vor Tuskulum lagen, hatten die Herzen des Volkes zum Frie-

den gestimmt. Fabius hörte die Nachricht, lächelte bitter, und ging in seine Wohnung. Das Volk rief ihn auf, gegen die Sabiner zu ziehen; er wollte aber nicht: Romulus war das Ziel seiner erwachten Leidenschaften.

Einsam übersann er seinen blutigen Plan, und mit furchtbaren Schwüren band er seine vertrauteren Freunde an seine Rache. Da meldete sein Sklav am Abend einen Mann, der ihn allein zu sprechen verlangte. Fabius hieß ihn kommen, warf einen finstern Blick auf die hohe Gestalt des Fremden, und fragte: wer bist du? Der Fremde schlug den Mantel zurück, der ihn noch verhüllte, und antwortete: „ich bin Romulus!" Erschüttert sprang Fabius auf, und wurde verlegen, als er den Jüngling ruhig und heiter vor sich stehen sah. Nach einem kurzen Schweigen rief er: du wagst es, Unglücklicher, du wagst es . . .? — „Zu dir zu kommen, und ohne Waffen, wie du siehst. Ich wage es, weil ich bei dem edlen Fabius bin. Der Zufall hat dich zu meinem Feinde gemacht; laß uns verbessern, was er verdarb. Der Friede ist geschlossen, und ich bitte auch noch jetzt um deine Freundschaft."

Das Wort „Friede" erinnerte Fabius an alle seine zerstörten Hoffnungen. Zornig rief er: Elender, dich schützt dieser Altar; aber reitze mich nicht länger mit deinem Spotte! Ich könnte sonst vergessen, welche Rechte dir mein Dach giebt. Geh! Ich hasse dich, und werde immer dein unversöhnlichster Feind seyn. Geh; oder ich rufe meine Sklaven, daß sie dich hinaus treiben. Was stehst du noch da? Hoffe nicht, daß ich jemals . . .

„Ich hoffe nichts mehr," sagte Romulus ruhig; „mich täuschte der Ruf deiner Größe. Nein, du bist nicht groß, nicht einmal tapfer; und eben darum bist du, was du allein seyn kannst, neidisch. So laß uns denn Feinde seyn, wenn es dich so besser dünkt! Doch ehe wir scheiden, bin ich dir noch eine Gerechtigkeit schuldig." Er öffnete die Thür, und es trat ein Mädchen verschleiert herein. Romulus nahm ihr den Schleier von der Stirn. Es war Septimia, aber mit bleicher Wange, mit verweinten Augen. Sie warf einen traurigen, zagenden Blick auf Fabius, und dieser sagte, tief erschüttert: Septimia! was soll das?

„Sie liebt dich," hob Romulus ruhig an;

und du liebst sie. Ihre Anverwandten verweigerten dir die Hand des Mädchens, weil du mein Feind bist. Aber was hat unsre Feindschaft mit eurer Liebe zu schaffen? Septimia selbst glaubte, ihre Freundschaft für mich sey stärker, als ihre Liebe zu dir. Sie irrte sich. Sieh die bleiche Wange, die verweinten Augen! Das wirkte die Trennung von dir schon in wenigen Tagen. Sie hat mit ihrer Liebe gerungen; aber der Schmerz war ihrer Kraft zu mächtig. Ihre Eltern wollen lieber die Tochter glücklich, als mich sicher wissen. Septimia widerstand dem mächtigeren Gefühle ihres Herzens und der Natur nicht länger; sie verließ ihre Eltern, um sich in deine Arme zu werfen. Ich, der ich die Ursache ihres Grames war, ich begleitete sie hieher. Sie ist jetzt dein, Fabius, und du bist ihr alles: Vater, Verwandter, Freund; denn uns, ihre Eltern und mich, wiederzusehen, hat sie wohl keine Hoffnung."

Fabius stand wie erstarrt, und heftete seine Blicke auf die geliebte Septimia. Sie hüllte ihr weinendes Auge in ihren Schleier, bebte, schluchzte, und hob von Zeit zu Zeit das Ge-

sicht, um einen Blick auf Fabius zu werfen. Dieser Anblick rührte nach und nach sein Herz; er näherte sich dem Mädchen, und sagte in dem Tone der zärtlichsten Liebe: Septimia! — Stumm und langsam legte sie ihre Stirn auf seine Schulter, und die zitternden Arme umfaßten ihn.

Septimia, fragte Fabius zweifelnd, als er einen Blick auf Romulus geworfen hatte: du willst mein seyn? — Ja! seufzte sie leise. — Hast du freiwillig mich gewählt? — Ach, ich wäre gestorben, wenn ich dich nicht wieder gesehen hätte! — Und bist du ganz, ungetheilt, die Meinige? — Sie schmiegte sich, zärtlich ihn umschlingend, in seine Arme, und seufzte: ja! — Und willst du gänzlich aufhören etwas anderes zu seyn, als Fabius Weib? — Ach, ich liebe ja dich allein! —

Und willst du, fragte er nun schnell, mit hoch bewegter Stimme — willst du diesen Menschen hassen, Septimia, diesen Romulus?

Fabius! rief sie zitternd und furchtsam: ach, darf ich, kann ich den hassen, der mir das Glück meines Lebens, dich, gegeben hat? Ich will ihn nie wiedersehen, wenn du es verbie-

test; aber ihn hassen? . . . Meine Thränen, mein Schmerz hätten meine Verwandten nicht bewegt; Romulus Bitten vermochten es. Ach, geliebter Fabius!

Romulus trat auf Fabius zu, und sagte empfindlich: „Fabius, was liebst du an dieser holden Jungfrau? Doch wohl ihre reine Seele voll Liebe, voll Güte für alles, die niemals Haß gegen irgend etwas gefühlt hat. Ist es edelmüthig, daß du Haß in diesem liebenden Herzen erregen willst? Sey mein Feind, wenn du es seyn mußt; wirf auf mich alle bittern Empfindungen deiner Seele: aber für das sanfte, zarte Herz dieses Mädchens bewahre deine Tugenden auf! . . . Ihr Herz blutet noch von dem Lebewohl, das sie ihren Eltern auf ewig sagte; und dennoch giebt sie es dir hin. Fabius, entweihe diesen heiligen Augenblick nicht durch Unnatürlichkeit! Septimiens Eltern zitterten. Sein Stolz, seine unbiegsame Härte, sagten sie weinend, wird das zarte Herz des Mädchens zerdrücken. Fabius ist ein edler Mensch, erwiederte ich ihnen. Da übergaben sie mir das Mädchen mit Segen und Wünschen. Ich bürgte für dein Herz; laß mich nun nicht zu Schanden werden!

Fabius schlug den finstern Blick zu Boden. Septimia lehnte sich an seine Brust, und rief mit lauter Stimme: Fabius, sey hart; nur liebe mich! Mit diesen Worten sank sie vor ihm nieder. Da brach Fabius Stolz unter ihren siegenden Thränen. Er hob sie auf, drückte sie an seine Brust, und sagte zärtlich: meine sanfte, unschuldige Septimia; ja, ich liebe dich unaussprechlich. Sey glücklich! Keine Thräne soll mehr dein Auge benetzen. Nicht auf immer hast du deinen Eltern Lebewohl gesagt. Du sollst ihre Tochter bleiben, und sie wiedersehen, oft sehen. Sie werden auch mich lieben; ich will ihr Sohn seyn. — Septimia wollte reden; aber Freudenthränen hemmten ihre Worte, und sie konnte nur dem Geliebten die Hände drücken.

Fabius warf einen Blick auf Romulus, der sich mit einer sanften Rührung näherte; und sein Auge wurde finster. Romulus, hob er an; ich bin dein Feind, und fürchte, es zu bleiben, so lange ich lebe. Meine Septimia ist deine Freundin . . . — „Du fürchtest, wir möchten Feinde bleiben," erwiederte Romulus; „ich fürchte das jetzt nicht mehr: denn du bist ein

edler Mann. Nun aber laßt mich gehen. Lebe wohl, glückliche Septimia!" — Septimia sah Fabius ins Gesicht. Er lächelte, und sie bot ihrem Freunde die Hand. „Lebe wohl, Fabius," sagte Romulus dann. „Wir waren Feinde. Der Tag wird kommen, da ich dich meinen Freund nenne. Lebe wohl!" Fabius stand finster da; endlich reichte er schweigend Romulus die Rechte. Wenn der Tag kommt, sagte er leise, und wollte fortfahren.

„Er ist gekommen!" rief Romulus, und drückte ihn an seine Brust. Septimia umarmte sie Beide. Fabius stand wieder schweigend da; endlich sagte er: ich weiß nicht, Romulus, welch ein Geschick dich und mich beherrscht. Soll ich dir denn alles verdanken: das Leben, meine Septimia, und nun deine Freundschaft? Mich dünkt, ich würde gern dein Freund seyn, wenn ich dir irgend einen Dienst geleistet hätte. Romulus, laß mich zu mir selbst kommen. Ich fühle nur zu sehr, daß ich dich unendlich lieben oder unendlich hassen werde. Lebe wohl! Ich bitte dich, geh! Wir sehen uns wieder, als Freunde oder . . . —

„Lebe wohl," sagte Romulus ernst, und

war in einem Augenblicke verschwunden. Fabius stand noch lange beschämt da, und heftete seine Augen auf die Thür. Ja, Romulus! rief er jetzt: ich liebe dich! — Und nun, von allem Hasse, von aller Beschämung frei, mit heitrem, freudigem Herzen, sank er Septimien zu Füßen, bat sie um Verzeihung für seine Härte, schwor ihr, Romulus Freund zu seyn; und in diesen sanfteren, bessern Empfindungen war er bald aufs innigste mit ihr vereinigt.

Nach einigen Tagen rief er auf einmal, wie entzückt: bei den Göttern! ich war ein Thor. Ich beherrsche Tuskulum; Romulus die tapfern Hirten. Was ist sein Plan? was will er? Ohne Zweifel, was ich selbst will. Ach, Septimia, welch eine herrliche Aussicht öffnet sich durch die Freundschaft mit diesem Romulus meinen Blicken! Mein Ziel ist das Scepter über Tuskulum; Romulus will die freien Hirten beherrschen. Sind wir Freunde, halten wir zusammen — wer wird mich hindern, den Thron zu besteigen?

Septimia fragte: „macht dich das Gesetz zum Könige, Fabius?" — Nein; aber mein

Reichthum, meine Freunde, mein Muth. — „Dann würde Romulus dich hindern, ungerecht zu seyn." — Septimia erzählte nun, was sie von Romulus wußte, was sie von seinen edlen Planen, von seinen Unterredungen mit ihrem Großvater gehört hatte. Sie wußte nicht viel; allein was sie sagte, war für Fabius genug, Romulus Plane zu ahnen. Er legte tiefsinnig die Hand an die Stirn; ihm fielen die bedeutenden Worte wieder ein, die der Priester Julus ihm vor einigen Tagen gesagt hatte. Was er von Romulus vermuthete, setzte ihn in Erstaunen, und erfüllte sein Herz mit Bewunderung; aber in diese Empfindungen mischte sich eine Art von Unmuth: er fühlte sich neben Romulus erniedrigt, und glaubte, dieser suche seine Freundschaft nur, um ihn wie einen starken Faden in seinem Gewebe zu brauchen. Nein, Septimia, sagte er; Romulus liebt die Menschen nicht: er will sie alle beherrschen, wie ein Gott. Bei den Göttern, er achtete mich nicht genug, um mich zu hassen! Nein, ich kann den nicht lieben, der mehr seyn will, als ein Mensch.

Septimia erzählte ihm nun zwar, wie gut,

wie edel Romulus wäre, und wie theilnehmend an allen menschlichen Empfindungen; allein ihre Erzählungen löschten in seinem Herzen den Eindruck nicht aus, den Romulus Verfahren mit ihm gemacht hatte. Fabius wollte sich zu Romulus empor heben, oder (das dachte er jedesmal erröthend) — ihn zu sich herabziehen. Er bewunderte den Jüngling, und fand dessen Plane erhaben; doch er liebte sie nicht, weil Romulus ihm keinen Theil an der Ausführung zu gönnen schien.

Viertes Buch.

Mit hoher Wonne, wie die Himmlischen sie fühlen, sah Romulus, daß seine Wünsche sich immer mehr der Erfüllung näherten. Der Friede mit Tuskulum war geschlossen, der ehrgeitzige Fabius versöhnt. Voll Freude warf er sich, als er von Tuskulum zurückkam, in Silius Arme, und sagte: „endlich steht uns der ehrgeitzige Tuskulaner nicht mehr im Wege. Wie schwer ist es, eine Thorheit wieder gut zu machen!" — Eine Thorheit? fragte Silius. — „Ja, eine Thorheit; eine jugendliche, prahlerische Thorheit. Ich besiegte diesen Fabius, als er die Laurentinischen Mädchen geraubt hatte. Schon dieser Sieg mußte den Ehrgeitzigen kränken; aber ich fügte auch noch Verachtung hinzu, wollte ihn auch erniedrigen. Es gelang mir; und so machte ich ihn zu meinem bittersten Feinde. O Silius, wann wer-

de ich im Glücke meinen Stolz beherrschen lernen! . . . Er ist versöhnt, und ich hoffe, nun soll er uns helfen, anstatt uns zu hindern. Wer aber wird den unversöhnlichsten meiner Feinde, Amulius, mit mir versöhnen?" — Versöhnen? rief Silius; Aegestus und Ilia's Mörder? Nimmermehr! — „So gilt dir noch immer Rache, Befriedigung deines Hasses, mehr, als das Wohl, das Glück der Hirten, eines entstehenden Volkes? Silius, du entzündetest in meinem Herzen die ersten Funken der hohen Menschlichkeit; du pflanztest in meine Brust den ersten Keim der Tugend, die nichts will, als das Wohl der Menschen, und es auf Gerechtigkeit, auf Wahrheit gründet. Und du selbst willst etwas anderes, als das? willst Rache? Zerbrich endlich einmal den Pfeil, der mit dem Blute deines Freundes gefärbt ist. Ueberlaß den Mörder den Pfeilen seines Gewissens; sie sind schärfer, als die deinigen." — Silius schwieg; aber er zerbrach den Pfeil nicht, weil er seinen Haß gegen Amulius nicht besiegen konnte.

Amulius war der Einzige, den Romulus fürchtete. Noch immer suchte der König den

Hirten Feinde zu erregen. In Laurentum und in Lavinium waren seine Boten geschäftig; er stellte den Einwohnern Romulus Ehrgeitz vor, machte sie aufmerksam auf den Ackerbau, den dieser Jüngling unter seinen Hirten eingeführt hatte, und erregte Verdacht gegen den heiligen Zufluchtsort, der allen Menschen Sicherheit geben sollte. „Die kühnsten, unternehmendsten Männer," sagten seine Boten — „Räuber, welche aus allen Städten verbannt werden, fliehen zu den Hirten; dort finden sie Belohnung für ihre begangenen Verbrechen, und Sicherheit für die künftigen." Sie lenkten die Blicke auf die neuen Feste, die Romulus eingeführt hatte, und droheten mit dem Zorne der Götter, wenn man Bündnisse mit einem Menschen schlösse, der, anstatt der alten heiligen Feste, selbstersonnene feierte. Die Laurentiner dachten noch an die Wohlthat, welche Romulus ihnen erzeigt hatte, und in Lavinium war das Ansehen des Priesters Julus zu groß, als daß die Boten etwas wirken konnten. Aber in den Sabinischen Städten fanden diese mehr Gehör. Bald werdet ihr, sagten sie, an der Tiber eine Stadt entstehen

stehen sehn, die den Fluß und die Mündung beherrscht. Ihr verachtet die elenden Hirten, die ohne Gesetze, ohne Mauern, ohne Ackerbau lebten; aber bald werden sie Gesetze haben, die Ehrfurcht von euch fordern, und Mauern, die euch bedrohen."

Wirklich hatte Romulus schon einige Verfolgte, einige Unglückliche, einige verbannte Männer, die zu ihm geflohen waren, gütig aufgenommen, Hütten für sie erbauet und ihnen ein kleines Eigenthum gegeben. Diese, zum Theil edle, Männer unterwarfen sich freiwillig, weil sein Geist den ihrigen beherrschte, seiner Größe, ohne von seiner Absicht, ein Volk zu stiften, etwas Näheres zu wissen.

Romulus selbst sah ein, welche Schwierigkeiten der Bau einer neuen Stadt in der Eifersucht seiner Nachbarn, die Amulius so sehr gegen ihn gereitzt hatte, finden würde; er arbeitete deshalb nur langsam darauf hin, und vermied sorgfältig Alles, was Verdacht erregen und die Eifersucht vergrößern könnte. Zwar fühlte er sich jetzt schon stark genug, den Anmaßungen seiner Nachbaren zu widerstehen;

allein er wollte sein neues Volk nicht unter Blutvergießen gründen.

Die Hirten, welche mitten unter den Beschäftigungen und der Ruhe des Friedens noch immer den Krieg liebten, fanden sich durch die Eifersucht ihrer Nachbaren mehr geehrt, als beleidigt. Sie merkten mit Stolz, daß man schon vor dem Volke, das noch nicht da war, zitterte, und ahneten eine ruhmvolle Zukunft, bereichernde Kriege, zu denen Romulus sie führen würde. Jetzt waren sie williger, lenksamer, als je; Romulus Rath und Vorschläge wurden schneller und genauer befolgt, als die Befehle der Könige.

So sah Romulus seine Plane glücklich fortschreiten; aber dennoch war er nicht glücklich. Fabius Entzücken in Septimiens Armen hatte die nur leicht bedeckte Flamme seiner Liebe aufs neue entzündet. „Ach," sagte er auf dem Rückwege; „wer wird mir Hersilien so zuführen? welcher Gott, welcher Zufall?" Er blieb an der Mauer von Tuskulum stehen, und sah traurig nach Tibur hinüber. Dort, in den blauen Felsen, war die Grotte Neptuns, wo Hersilia ihm ewige Liebe und Treue geschwo-

ren hatte. Jene seligen Augenblicke traten aufs neue in voller Kraft vor seine Seele. Er fühlte die freudenlose Last seines Lebens mitten unter dem höchsten Selbstgefühle seines Werthes; er fühlte, daß der Mensch nicht allein zur Tugend, sondern auch zum Genusse des Glückes geboren ist. Die Hoffnungslosigkeit seines eigenen Lebens fiel mit starrer betäubender Gewalt auf sein Herz, und er warf sich an dem Abhang eines Felsen nieder.

„O Schicksal!" rief er, und hob die Hände zögernd auf: „ist es nicht, als hätte die Natur mich eben so verstoßen, wie meine grausamen Eltern! Sie warfen mich in reißende tödtende Fluthen; schon meine Geburt war der Tod. Ich Unglücklicher! Zu welchem Herzen konnte ich als ein hülfloses Kind fliehen? Und jetzt, da sich ein Herz mir öffnet, da eine Brust voll Liebe zum ersten Male der meinigen entgegen schlägt — jetzt verstößt mich die unbarmherzige Natur! Ich allein sollte ohne Liebe geboren werden, leben und sterben!" Er legte die Stirn in die Hand, und ein ferner Strahl von Hoffnung auf Hersiliens Treue und auf die gütigen Götter erhellte das Dun-

kel, von dem seine Seele umgeben war. Noch einmal warf er den trüben Blick nach Tibur; dann ging er, mit dem Entschlusse, bald den Ort wieder zu besuchen, wo Hersilia ihm treu zu seyn geschworen hatte.

Eines Morgens, spät im Herbste, nahm er den Weg nach Tibur zu. Lange blieb er an dem Wasserfalle des Anio, wo Hersilia ihm zuerst in die Arme fiel. Von diesen entzückenden Bildern der glücklichen Liebe begleitet, ging er nach der Grotte; und hier empfingen ihn neue Entzückungen. Hier lag er am Boden auf dem Moose der Felsen, und rief sich alle die Augenblicke zurück, da Hersilia an seine Brust sank, und ihm ewige Treue zuschwor. Ach, es war ihm, als hielte er die Geliebte noch einmal in seinen Armen, und als müßte gewiß der Augenblick kommen, da sie ganz die Seinige würde.

Auf einmal hörte er Fußtritte, und blickte auf. Es war der Unglückliche, der die Grotte bewohnte, aber jetzt noch bleicher, als neulich. Sein Haar hing verwirrt um seine Scheitel, und der Gram hatte ihn fürchterlich entstellt. Er schritt langsam neben Romulus weg in die

kleinere Grotte. Romulus glückliche Träume waren verschwunden, und nur Mitleiden mit dem Unglücklichen erfüllte seine Brust.

Der Unbekannte zündete Feuer an; er war von der Jagd zurückgekommen, und hatte Wild mitgebracht. Romulus horchte; als er nur schwere und tiefe Seufzer hörte, stand er leise auf, und trat in den Eingang der Grotte. „Ich war," sagte er sanft, „schon einmal dein Gast. Darf ich es zum zweiten Male seyn?" Der Unglückliche sah Romulus starr an, und schien ihn zu erkennen; denn er reichte ihm zutraulich die Hand. Im Frühjahr, sagte er nach einem langen Schweigen, warst du hier. (Er betrachtete seinen Gast mit starren Augen.) Auch ist noch sonst Jemand hier gewesen, einige Tage später. Oder . . . (er legte den Finger an die Stirn) eine mitleidige Gottheit hat mich trösten wollen.

Romulus erinnerte sich des Kranzes und der Haarlocke, die Hersilia hier geweihet hatte. „Wenn du einen Kranz gefunden hast," sagte er, „und die Locke eines . . ."

Du weißt also? fragte der Unglückliche lebhaft, und stand auf. Wer weihete den Kranz? wessen war die Locke?

„Was ich weiß, will ich dir sagen. Ein Mädchen aus Antemnä . . .“ —

Götter! rief der Fremde, und trat einen Schritt näher.

„Hersilia — so hieß sie —“, fuhr Romulus vorsichtig fort, „hatte einer Freundin das Versprechen gegeben, den Kranz hier zu weihen, den Kranz von Immergrün, und die Locke.

Der Fremde legte die Hand an die Stirn, nahm die Locke von der Brust hervor, und hielt sie nahe vor die Augen, als wollte er Thränen damit verbergen. Hersilia hieß das Mädchen? fragte er dann eifrig.

„Hersilia.“

Und ihre Freundin? Er starrte Romulus an.

„Sie nannte den Nahmen nicht . . . Möchtest du ihn gern wissen?“

Mit einem tiefen Seufzer und einem freundlich wehmüthigen Blicke an das Gewölbe, sagte der Andre: o wie gern! wie gern!

„Vielleicht erfährst du etwas mehr aus den Umständen. Mich dünkt, das Mädchen ließ den Kranz und die Locke durch ihre Freundin weihen, weil sie hier Glück genossen hatte.

Hier, sagte Hersilia, war einst der Aufenthalt der zärtlichsten, der glücklichsten verfolgten Liebe."

Der Fremde nahm die Locke hervor, und drückte sie heimlich an seine Lippen; dann drangen plötzlich Thränen aus seinen Augen. Er trat ängstlich auf Romulus zu, und sagte leise: wenn es so ist, so habe Dank für die Nachricht. Es ist ihre Locke: der letzte theure Ueberrest meines unaussprechlichen Glückes. Ja, es ist ihre Locke! Ach, du täuschest mich doch nicht?

„Ich erzähle dir, was ich sah, was ich hörte. Nimm mit diesem Handschlage die Versicherung."

Aber warum erst jetzt? warum nicht, als sie starb? — Das Wort „starb" sprach er so leise aus, als wollte er sich selbst schonen.

„Starb?" fragte Romulus, und suchte sich an die eigentlichen Worte Hersiliens zu erinnern. Ihn dünkte, als hätte sie zu ihrem Oheim von dem Mädchen als einer Lebenden gesprochen; doch war es ihm auch, als hätte sie gesagt: sie ist dahin! Er blieb zweifelhaft. „Starb?" fragte er nach einem kurzen Be-

sinnen. „Weißt du gewiß, daß das Mädchen todt ist? . . . Zwar" — setzte er, schnell einlenkend hinzu — „du wirst wohl wissen, ob sie lebt oder nicht.

Der Fremde drückte die eine Hand an die Stirn, die andre auf das Herz, und schwieg. Romulus sann mit Anstrengung. Ihn dünkte jetzt, Hersilia hätte gewiß gesagt, das Mädchen lebe noch. „Könnte ich mich nur auf Hersiliens Worte besinnen!" sagte er zerstreuet.

Grausamer Unmensch! rief der Fremde bitter. Darauf merktest du nicht? Das, was das Mädchen von ihr sagte, ach, vielleicht ihre letzten jammervollen Worte, hörte dein Ohr nicht? O ich Unglücklicher! — Er verbarg sich in den tiefsten Winkel der Grotte, und schluchzte leise.

„Diese Grotte," wiederholte Romulus, um ihn wieder an sich zu ziehen, „sagte Hersilia, wäre der Aufenthalt eurer glücklichen, treuen und verfolgten Liebe gewesen."

Der Fremde sprang auf. Eurer, sagtest du? Nannte sie mich? weißt du meinen Nahmen?

„Sie nannte dich nicht. Aber ist diese

Grotte der Aufenthalt deiner Liebe gewesen, theurer Unglücklicher; war das Mädchen, das du liebtest, aus Antemnä; hatte ihr Haar diese blonde Farbe; ist der Kranz von Immergrün von Bedeutung: so war es gewiß deine Geliebte, die beides hier weihen ließ."

Der Fremde sah ihn starr an, als sollte er fortfahren. Ja, rief er dann; es ist ihre Locke! Bei den hohen Göttern, es ist ihre Locke; und Hersilia . . . o daß (er drückte die Hand an die Stirn) . . . daß mein Gedächtniß so schwach ist! Ja, Hersilia war ihre Freundin. Ach Fabia, Fabia! du starbst, und ich Unglücklicher lebe!

Jetzt hatte Romulus aufs neue Zweifel an des Mädchens Tode. Er glaubte, sich ganz deutlich zu erinnern, daß Hersilia zu ihrem Oheim gesagt hätte: die Unglückliche würde vor Verzweiflung sterben, wenn ich das nicht weihte! „Aber laß mich doch wissen," sagte er dringend: „eine Fabia aus Antemnä?"

Nicht aus Antemnä, antwortete der Fremde; aus Tuskulum.

„Aus Tuskulum? Fabius Schwester? Lucius Tochter?"

O Götter! ja, das war die Unglückliche, die das Schicksal und ihr grausamer, herrschsüchtiger Bruder verfolgten. Ach, warum erinnerst du mich daran? Warum kamst du, mir meine Sinne zu rauben?

„Heilige Götter!" rief Romulus. „Heilige Götter!" seufzte er noch einmal. „Also dieser Fabius ist ihr Bruder? O, du Bejammernswürdiger! Ich kenne diesen ehrgeitzigen Fabius. Er also verfolgte eure Liebe?"

Schweig, schweig! Wecke die Flamme meines Zorns nicht aufs neue mit seinem Nahmen! Nein, unglückliches Mädchen; nein! Ich versprach dir bei unserm Scheiden, dich nicht zu rächen. Er soll leben! Aber warum ich? warum ich?

Romulus zitterte vor Erwartung, ob Fabius Schwester noch lebte. „Ich bitte dich," sagte er eilig; „laß mich deinen Nahmen erfahren. Du weißt nicht . . ."

Der Fremde sah ihn starr an. Mein Nahme ist ewig verloren; denn dieser Felsen, dieser Aufenthalt — ach, sie selbst sagte: unsrer glücklichen Liebe — ist mein Grab. Nun geh! geh! — Romulus trat ihm näher. „Sa-

ge mir deinen Nahmen! Du weißt nicht . . . O, ich bitte dich, deinen Nahmen! Ich kenne Hersilien. Vielleicht hat sie noch Andenken von deiner Geliebten; die bringe ich dir. Deinen Nahmen!"

Aber du verschweigst ihn. Schwöre! — Romulus schwor. — Ich heiße Valerius, und bin ein Enkel des Priesters von Lavinium, Julus.

Romulus taumelte zurück, und rief mit rollenden Augen: „barmherzige Götter! Schrecklich! Deine Schwester Septimia ist Fabius Weib!" Dann flog er an Valerius Brust, benetzte ihn mit seinen Thränen, drückte ihn tausendmal an sich, und rief: „Valerius, geliebter Valerius! ich bin ein Freund, ein Schüler deines weisen Großvaters! . . . O Götter! . . . Und Septimia . . .! Er mordet den Bruder, und die Schwester wird sein Weib!" — Septimia sein Weib? fragte Valerius, mehr erstaunt als erzürnt. Seit wann? — „Seit einem Monate." — Die grausamen Götter! Einige Monate früher, und ich wäre der glücklichste Mensch geworden. Die Zeiten rollen fort; das Schicksal der Menschen zerstört, tödtet:

und erst auf das Grab leuchtet vergebens der Strahl der Hoffnung, ach! und giebt den Unglücklichen der Verzweiflung hin, weil er nun sieht, wie leicht seine Rettung gewesen wäre. Verlorne, armselige Menschen! Ich Unglücklicher! Meine Schwester sein Weib! Warum nicht früher? Ein kleiner Strahl von Hoffnung hätte ihr Leben erhalten; ihr Herz stand nur still in der hoffnungslosen Finsterniß ihres Schicksals. Fabia! Fabia! Und mich umleuchtet die Hoffnung zu spät, damit ich dein Grab noch sehe! Grausame, grausame Götter!

Romulus schwieg traurig bei den rührenden Klagen des Unglücklichen. Er faßte ihn in seine Arme, und klagte mit ihm. So gewann er Valerius Vertrauen, und öffnete dessen Herz dem Troste, der Hülfe wieder. Beide saßen an dem erlöschenden Feuer. Sich mit Klagen unterbrechend, in langen Absätzen, erzählte Valerius dem neuen Freunde seine jammervolle Begebenheit; und der Morgen leuchtete schon wieder, als er sie vollendet hatte.

Valerius verließ den glücklichen Hain, von Ruhmbegierde getrieben, und um die Völker kennen zu lernen, von denen sein Großvater

erzählte. Dieser begleitete ihn an dem Abend, da er von seiner Familie wegging, bis an die Gränzen von Alba. Hier setzte er sich mit ihm unter eine alte Eiche, und hob an: „Mein Sohn, schon achtzig Jahre lebe ich unter Menschen, denke über sie, über mich; und nichts habe ich weniger begriffen, als den Menschen selbst. Man kommt in Versuchung, die Freude und den Schmerz, die Furcht und die Hoffnungen der Sterblichen wie nichts bedeutende Träume zu belächeln, ja, ihrer zu spotten; denn nach wenigen Jahren ist das Menschengeschlecht von der Erde verschwunden, und das Grab hat sie mit allen ihren Schmerzen, allen ihren Freuden, vernichtet. Wer möchte über eine Last klagen, die nur einen Augenblick dauert? Wer sich über ein Glück freuen, das so vergänglich ist? Und es bedarf des Grabes nicht, um bei der Hoffnung und Furcht der Menschen zu lächeln. Der Jüngling belächelt die Empfindungen seiner Kinderzeit; der Mann spottet über den Wahn seiner Jünglingstäuschungen; der Greis glaubt, er allein wache, und sehe, was am menschlichen Leben wahr sey: und auch er vergeht im Grabe. Die Sterblichen scheinen ein

Spott der Götter zu seyn. Das Leben ist die einzige Kette, an die wir gefesselt sind; wir haben nicht den Muth, sie zu zerbrechen und unsre Thorheit, unsre Freuden, unsern Schmerz zu endigen. So, Valerius, sah ich das Leben oft; und diese Vorstellung erniedrigte mich. Ich haßte das Leben wie eine Schande, wie das Sklavenzeichen, das ein grausamer Herr an meine Stirn gedrückt hätte. Aber, mein Sohn, es giebt einen höheren Standpunkt, aus dem der Mensch das Leben betrachten muß, um über Schmerz und Freude, über Hoffnung und Furcht erhaben, um glücklich zu seyn, und die Götter zu lieben, nicht vor ihnen zu zittern. Wirf deine Blicke nicht auf dich, auf einen Einzelnen; richte sie auf das ganze menschliche Geschlecht! . . . Der einzelne Mensch klagt, hofft, freuet sich, und vergeht; aber das menschliche Geschlecht dauert fort. Der Mensch ist unsterblich. Vom Vater auf den Sohn, auf den Enkel, auf den spätesten Nachkommen erbt die Weisheit und die Tugend. Der Schmerz allein, die Furcht, wird mit dem Menschen in das Grab gesenkt. Von dem ersten Entstehen des Menschen an ist nur

die Weisheit, die Tugend unter ihnen gewachsen; alles Andre vergeht mit den Einzelnen. Deine Hoffnungen, deine Freuden, dein Schmerz sind dein Eigenthum; deine Weisheit, deine Tugend ist das Erbtheil der künftigen Menschen. Deine Hoffnungen, deine Wünsche und Genüsse, deine Befürchtungen wechseln mit deinen Jahren; was dir allein bleibt, was dir als Kind, als Jüngling, als Mann, als Greis das dauernde Siegel aufdrückt, ist die Tugend, der Charakter, das Gefühl von dem, was Recht, was Unrecht ist. Genüsse, Feste, Opfer, Beschäftigungen, Sitten, Gewohnheiten, Kleidung, Wohnungen, Geräthe und Gewerbe der Menschen — Alles ändert sich immer; nur Eins bleibt: das Gewissen des Menschen, das Gefühl von Recht und Unrecht, die Begriffe von Tugend. Als ein Jüngling kam ich bis in die Alpen, und war auch in Griechenland. Ich hörte andre Sprachen, sah andre Götter, andre Gewohnheiten, Sitten, Gesetze und Regierungen; doch alle Völker stimmten in dem überein, was Tugend sey. Ueberall waren der Gerechtigkeit Altäre errichtet: die Herzen der Menschen! . . . Vor Jahrtausenden lebten die

Menschen in Höhlen, von Früchten, nackt, ohne Götter, ohne Altäre, ohne Gesetze; aber Eins kannten sie alle — das ewige Gesetz der menschlichen Natur: sey gerecht! sey menschlich! thue wohl! Siehe, mein Sohn, dies ist das einzige Ewige, Göttliche, Unsterbliche im Menschen! . . . Valerius, was dir auch begegnen mag, Glück oder Elend, Freude oder Schmerz, Ruhm oder Schande: bedenke, daß es vergeht, wie dein Leben; und du wirst in Allem mäßig seyn. Das einzige Unvergängliche im Menschen, die Tugend, die Gerechtigkeit, die Güte, bewahre, schütze und achte, was du auch dafür opfern mußt! Und nun leb wohl, mein Sohn. Die Götter mögen dich leiten, und glücklich wieder zu uns führen!" — Der Greis drückte seinen Enkel an das Herz, und ging ruhig zurück in seinen Hain, den Aufenthalt der Tugend und Unschuld.

Da saß Valerius die Nacht hindurch auf dem Hügel, überdachte die Worte seines Großvaters mit Ernst, breitete die Hände zum Himmel aus, und rief: ich will die Tugend bewahren. Er ging nach Alba, und blieb dort einige Tage bei einem Gastfreunde seines Vaters.

Dann

Dann verließ er die Stadt mit Anbruch des Tages, um nach Gabii zu gehen. Er stieg den Albanischen Berg hinauf, weil er in dem Tempel Jupiters beten wollte. Als er auf die Höhe kam, sah er vor den Säulen des hohen Tempels einige Jünglinge und Mädchen sitzen. Jene waren in einem lauten Gespräche über den Vorzug ihrer Thaten; und diese nahmen Theil daran. — Unter den Säulen des Tempels stand der Priester Jupiters, ein Mann mit einem sehr edlen Gesichte, der seine Jugend selbst unter den Waffen verlebt hatte. Er hörte lächelnd dem Gespräche der Jünglinge zu. Auf einmal trat er ihnen näher, und sagte mit Würde: ich freue mich über euren Streit, ihr Jünglinge von Tuskulum. Ihr erinnert mich so lebendig an meine Jünglingsjahre. Seht, hier hängt ein Kranz von heiligem Eichenlaube, mit Gold durchflochten. Dieser Kranz (er nahm ihn von der Säule herab) sey dem edelsten Jünglinge bestimmt. Wer von euch hat die edelste That gethan?"

Da standen die Jünglinge und Mädchen auf, und umringten den Priester. Valerius näherte sich dem Kreise; doch blieb er beschei-

den außerhalb stehen, und nur sein Blick durchlief die Jünglinge, weil er vorher errathen wollte, welcher wohl der edelste gewesen seyn möchte. „Erzählt mir eure Thaten," fuhr der Priester fort; „und du, (hier sah er Valerius an) du scheinst nach deinen Waffen ein Albaner; willst du mit um den Preis kämpfen?" — Kämpfen wohl, erwiederte Valerius bescheiden: allein hier soll man schon gekämpft haben; und ich trage jetzt zum ersten Male die Waffen. Ich bin ein Fremder: wer könnte wissen, ob ich die Wahrheit sagte, wenn ich von mir erzählte? Erlaube mir zuzuhören. — Ja, rief ein Jüngling aus dem Haufen trotzig: zuhören geziemt einem Jünglinge, der erst die Waffen tragen lernt.

Worte werden mich doch nicht tapfer machen! antwortete Valerius lächelnd, aber bescheiden. Der Priester rief den fremden Jüngling näher. „Wenn du nicht mit um den Preis kämpfen willst, so sollst du mir wenigstens entscheiden helfen. Valerius trat näher, und stützte sich auf seine Lanze.

Der Jüngling, der eben geredet hatte (es war Fabius) hob an: Ich habe nur wenige

Worte zu sagen; dann entscheide, Priester, wem der Kranz gebührt, oder laß auch diesen fremden Jüngling entscheiden. Als ich funfzehn Jahre alt war, fielen die Sabiner in unser Gebiet ein. Die Tuskulaner zogen aus, und mein Vater war ihr Feldherr. Noch hatte ich kein Lager gesehen. Ich bewaffnete mich mit einem Schild und einem Schwerte, und zog ohne Wissen meines Vaters dem Heere nach. Unsre Männer hatten eine Brücke besetzt. Die Sabiner zogen trotzig heran. Ein plötzlicher Schrecken ergriff die Tuskulaner, und sie wollten die Brücke, die der Eingang zu unsren schönsten Gefilden war, verlassen. Da stürzte ich aus dem Gebüsche, das mich versteckte, hervor, auf die Brücke, und rief: so vertheidige ich sie allein, bis ich falle, mein Vater! Die Sabiner kamen näher, und ich blieb stehen. Nun kam mein Vater mir zu Hülfe. Die Feinde wurden geschlagen, und Tuskulum schenkte mir eine goldene Krone. Sieben Schlachten habe ich als Feldherr der Tuskulaner gekämpft, und nie wurde ich besiegt. Meine Mitbewerber sind meine Zeugen, daß ich zwanzig Feinde erlegt, zehn Lanzen und zwei

ganze Rüstungen erbeutet habe. Das ist es, was ich für mich sagen kann. Laß nun auch die Andern reden, und dann entscheide!

Jetzt trat ein anderer junger Tuskulaner hervor, und erzählte seine Kriegesthaten. Er nannte die Schlachten, in denen er gefochten, die Feinde, die er getödtet hatte; und so folgte ein Jüngling dem andern. Nur Einer von den Jünglingen trat nicht hervor; und als der Priester ihn dazu aufforderte, sagte er: was kann ich von mir rühmen? Ich habe die Schlachten meines Vaterlandes mit gefochten, und Niemand wird mir vorwerfen, daß ich feigherzig gewesen bin. Aber, entweder war mir das Glück nicht günstig, oder . . . — Er lächelte und schwieg. — „Oder?" wiederholte der Priester, damit er fortfahren sollte. — Beinahe, sagte der Jüngling erröthend, hätte ich etwas zu meinem eigenen Lobe gesagt. — „Nun? Rede!" — Ich habe nie eine Waffenrüstung erobert; denn in dem Augenblicke, da mein Feind fiel, sah ich vielleicht einen meiner Freunde in Gefahr, oder wurde von einem neuen Feinde angegriffen. Ich habe keine Siegeszeichen aufzu-

weisen, nicht Eins! — Er schwieg mit einer sanften Heiterkeit.

„Aber doch,“ sagte der Priester, „seh' ich an deiner Seite, wenn ich nicht irre, ein Sabinisches Schwert.“ — Das, sagte der Jüngling, ist nicht Beute, sondern das Geschenk eines Sabiners. Ich trage es noch immer, weil es mich an einen sehr glücklichen Tag meines Lebens erinnert.

Ein junges Mädchen sprang hier auf, und warf sich in seine Arme. O, du edelmüthiger Erretter meiner Eltern! rief sie mit dankbarer Freude. Alle drangen in den Jüngling, ihnen zu erzählen, was das Mädchen meinte. Sie ist die Tochter des Mannes, der mir dieses Schwert zum Geschenke gab, und meine Verlobte. Wir hatten die Sabiner besiegt, sie in die Wälder getrieben, und nahmen ihr Lager ein. Mich schickte unser Feldherr, dort Fabius, an den Eingang des Gehölzes zur Wache. Als ich da allein, und verborgen, stand, schleppte ein schwer verwundeter Sabiner sich zu mir hin, und seufzte mit jammernden Tönen: o, ihr gütigen Götter! wo soll ich sie suchen? wo? — Ich sprang hervor. — Wenn du ein Mensch

bist, rief der Sabiner; so störe mich nicht. Ich senkte mein Schwert, von diesen Tönen des Jammers entwaffnet, und fragte. Der Mann suchte sein geliebtes Weib und seine Tochter, die, um sich nicht von ihm zu trennen, dem Heere gefolgt waren. O, sagte er, wenn du liebst, wenn du Vater bist, oder es werden willst, so habe Mitleiden mit mir! — Mein Herz war bewegt. Es ist ein Mensch, dachte ich. — „Ein Sabiner, ist er, hättest du denken sollen!" rief Fabius. Das Mädchen zitterte, und faßte den Arm des Geliebten. — Ach, fuhr der Jüngling fort: in dem Augenblick dachte ich nicht an Tuskulum. Ich verband des Sabiners Wunden, und führte ihn dann in ein Gebüsch, das ihn sicherte. Als man mich abgelös't hatte, lief ich im Lager umher, und fand endlich sein Weib und seine Tochter, als Gefangne eines Tuskulaners. Dieses Mädchen hier war funfzehn Jahre alt, und schön wie der Frühling. Ich gab dem Soldaten zwei starke Sklaven für Mutter und Tochter. Dann führte ich sie — freilich nur zögernd; denn mein Herz glühete schon von Liebe — aus dem Lager in das Gebüsch, wo ihr Vater lag. Ich

gab ihm Gattin und Tochter wieder. Beide sanken vor mir auf die Kniee, und das Mädchen küßte meine Hände. Der Vater wollte mir das Lösegeld für die Seinigen doppelt erstatten; aber ich mochte, ich konnte nichts nehmen. Da vertauschten wir die Schwerter mit einander. Sie gingen, und ich kehrte mit dem Gefühl einer hoffnungslosen Liebe zurück. Ich wollte seinen Nahmen nicht wissen, daß ich nicht in Versuchung geriethe, ihn um seine Tochter zu bitten. Als Friede geworden war, kamen Vater, Mutter und Tochter nach Tuskulum, und suchten mich auf. Ich verbarg mich; doch ich wurde verrathen. Der Vater gab mir des Mädchens Treue. O, meine theure Geliebte! rief der Jüngling hier, und umarmte das schöne Mädchen, das in Thränen zerfloß.

Gerührt hingen Aller Blicke auf dem glücklichen Paare, und in Valerius Augen standen Thränen. Nun sammelten sich die Tuskulanischen Jünglinge um den Priester her, und er sagte: „Dir, Fabius, gebührt nach meinem Urtheile der Kranz, wenn anders auch dieser fremde Jüngling ihn dir zuerkennt." Vale-

rius sagte sanft: ist der Kranz dem Muthigsten, dem Stärksten, dem geübtesten Krieger unter den Tuskulanern bestimmt, so gieb ihn diesem Fabius. Allein du sagtest, der edelste Jüngling solle ihn haben; und so gehört er diesem, der dem Sabiner seine Gattin und seine Tochter wiedergab. Fabius ist ein edler Tuskulaner; dieser ein edler Mensch: in seiner Seele haucht der Geist der Götter. Ein Löwe würde dem tapfern Fabius den Kranz streitig machen; denn er ist noch stärker, unerschrockener. Mit der Handlung dieses Tuskulaners können nur Menschen und Götter den Wettkampf wagen. Fabius Thaten preist n sein Vaterland; dieses That entzückt alle Völker. Entsch ide du nun, Priester, wem du den Kranz bestimmest: dem edelsten Menschen, oder dem stärksten Tuskulaner!

Bei den Göttern! rief der Priester; du hast Recht, Albaner. Dem Edelsten war der Kranz bestimmt. Gieb ihn, wem du willst. — Valerius legte den Kranz in des Mädchens Hände, und diese setzte ihn freudig auf die Stirn ihres Geliebten. Alle jauchzten; nur Fabius nicht. Dunkelroth, wie eine von der

Sonne bestrahlte Gewitterwolke, stand er da, und warf zornige Blicke auf Valerius. Wenn du einmal, sagte er spöttisch, das Schwert so gut gebrauchst, wie jetzt die Zunge; dann wirst du, denk' ich, anders über das, was edel ist, urtheilen. Hätten die Mädchen sich mit um den Preis beworben — wer weiß, ob er nicht sogar meiner Schwester zu Theil geworden wäre.

Warum nicht? antwortete Valerius fest. Wenn die Thränen da in den schönen Augen deiner Schwester Thränen der Theilnahme an der edlen That dieses Tuskulaners sind, so würde ich nicht anstehen, schon ihnen den Preis des Edelmuthes eher zuzusprechen, als starken Muskeln, oder der Beharrlichkeit im Kampfe. — Wie es scheint, erwiederte Fabius hohnlachend, stehst du auch lieber vor dem nassen Auge eines schönen Mädchens, als vor einem Manne mit dem Schwert in der Hand! — Der Priester mischte sich in den Streit, und endigte ihn. Fabius ging mit Zorn und Verdruß, von einigen Tuskulanern begleitet, in den Hain. Die Mädchen blieben fast alle da. Fabius Schwester saß allein auf den Stufen des Tempels, und hatte noch immer Thränen in den

schönen Augen. Sie weinte jetzt aus Besorgniß um Valerius; denn sie kannte den unbiegsamen Stolz ihres Bruders.

Valerius näherte sich ihr von weitem, und ging dann zu ihr, da ihr Blick es zu wünschen schien. „Fremdling,“ sagte sie eilig, „verzeihe meinem Bruder. Er ist so unglücklich gewesen, nie Widerspruch zu erfahren. Ach, dein Urtheil war aus meiner Seele gesprochen; aber ich bitte dich, vermeide meinen Bruder. Sein Zorn ist unversöhnlich, und seine Stärke unbesiegt. Ich bitte dich, vermeide ihn.“ Sie erröthete bei den Worten, und sah vor sich nieder. — „Und verzeihe ihm,“ setzte sie dann noch bittend hinzu. — Valerius war von der lieblichen Stimme wie bezaubert, und konnte nicht aufhören, die Güte und Huld in dem schönen Gesichte zu bewundern. Fürchte nichts, sagte er, Schwester des Fabius. Wir, dein Bruder und ich, sehen einander wahrscheinlich nie wieder. Doch — setzte er nach einem Augenblicke Schweigen hinzu — seh' ich, hör' ich dich, so möchte ich, deinem Bruder zum Trotz, dich wiedersehen. Fabia stand auf, und ging zu den übrigen Mädchen, die sich rings um

die glücklichen Liebenden gesetzt hatten und sich noch immer von ihnen erzählen ließen. Jetzt kam ein Tempelknabe, und brachte ihnen von Fabius die Nachricht, daß er und die übrigen Tuskulaner durch den Wald hinab nach Tuskulum zurückgegangen wären. Fabia sagte ängstlich: „o seht ihr? das erwartete ich! Nun gehen sie durch die Wälder jenseits des Flusses!"

Und wir, sagte der edle Tuskulaner, gehen den Weg durch die Ebne, und dieser Fremde begleitet uns. Sie sagten dem Priester Lebewohl, und stiegen die Weingärten hinab, welche die Seite des Berges bedeckten.

Valerius ging neben Fabia her. Er hatte mit seiner Entscheidung über den Eichenkranz tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und sie freuete sich, daß sie in seiner Gesellschaft nach Tuskulum gehen konnte. Unterweges fragte sie ihn nach seinem Nahmen; und nun erzählte er ihr von seiner Heimath, von dem heiligen Haine, seinen Verwandten, der Weisheit seines Großvaters, der Einigkeit seiner Familie, und dem hohen Frieden der Tugend, der Unschuld, der Menschlichkeit, der sie be-

glücke. Er pries mit leuchtenden Augen, mit sanft gerührter Stimme, die Freuden seines verflossenen Lebens. Fabia, von seinen Blikken gerührt, von seiner Stimme bewegt, durch die Beschreibung, die er von der Zufriedenheit seiner Verwandten machte, hingerissen, sagte mit Innigkeit: „o, wie glücklich würde ich seyn, wenn ich dort leben könnte!" Valerius faßte ihre Hand, und sagte lebhaft: mit welcher Liebe, theure, sanfte Fabia, würden meine Verwandten dich unter sich aufnehmen, wenn ein gutes Geschick dich zu ihnen führte; und mit welchem Entzücken würde ich an deiner Hand in diesen Aufenthalt der Treue, der Liebe und des Glückes zurückkehren!

Fabia erröthete, seufzte und schwieg. „Ich meine," sagte sie endlich, „daß ich noch nie das Glück einer solchen Ruhe genossen habe. Mein Bruder kennt nur Krieg und Waffen; und ich — ich liebe die Ruhe, die Stille. Ach, ich werde ihrer wohl nie genießen; denn . . ." — Sie brach mit einem Seufzer ab.

Nie, Fabia? nie? Und deine Seele ist doch so ganz für diese hohen Genüsse der Stille, der Unschuld gemacht!

„Mein Bruder," sagte sie in einem halb scherzhaften, halb traurigen Tone, „meint das nicht. Er hat mich einem seiner Waffenbrüder versprochen, der den Krieg liebt, wie er selbst. Mein Vater starb, und mein Bruder ... Man muß vergessen, was man nicht haben kann."

Nicht haben kann! wiederholte Valerius. Was könntest du nicht haben, Fabia? Wenigstens, was mein Herz und mein Arm dir geben können, ist dein.

Aengstlich eilte nun Fabia, ohne zu antworten, um den Andern, die schneller gegangen waren, nachzukommen. Sie hängte sich dann an eines Mädchens Arm, und ging schweigend, ohne die trüben Augen zu erheben, weiter nach Tuskulum, das die Gesellschaft am Abend erreichte. Unten am Hügel trennte man sich. Wie du eilst, Fabia! sagte ein Mädchen; und hier ist doch das Lieblingswäldchen, das du so oft besuchst. Fabia antwortete nicht; zu Valerius sagte sie leise: lebe wohl! und stieg nun eilig den Hügel hinan.

Valerius blieb noch eine Zeitlang bei dem Jünglinge, der den Kranz erhalten hätte, und

der am Abhange des Hügels auf der andern Seite wohnte. Hier wollte er Lebewohl sagen; aber Manlius (so hieß der Tuskulaner) führte ihn fast mit Gewalt in seine Hütte, daß er die Nacht bei ihm ruhen sollte. Valerius sprach den Abend von Fabia; Manlius nannte sie das sanfteste, unschuldigste Mädchen in ganz Tuskulum, und beklagte ihr Schicksal, daß sie die Gattin eines Mannes werden sollte, den sie nicht liebte. Valerius legte sich spät nieder, und entschlief in Gedanken an die sanfte, schöne Fabia.

Am Morgen wollte er fort; Manlius bat ihn aber, einige Tage zu bleiben. Als jener die Einladung ausschlug, sagte Manlius Verlobte: „mit deiner Abreise verschwindet vielleicht Fabia's letzte Hoffnung." Valerius sah das Mädchen lächelnd an, und blieb. Gegen Abend führte sie ihn in das Wäldchen, das Fabia's liebster Aufenthalt war. „Sieh hin!" sagte sie leise; und er sah in der Ferne Fabia, mit der Stirn in der Hand, auf dem Rasen sitzen. „Hier bleib!" sagte das Mädchen nun zu dem Jüngling, und verließ ihn. Nach einiger Zeit kam sie mit Fabia unter den Bäu-

men daher gegangen. Beide setzten sich vor das Gebüsch, hinter welchem Valerius stand, und fuhren in ihrem tiefen Gespräche fort.

Er ging, Fabia, sagte das Mädchen, voll Schmerz über dich. — „Ueber mich?“ — Du verließest ihn auch vor dem Wäldchen so kalt; deinem Feinde hättest du nicht kälter Lebewohl sagen können! — Fabia seufzte. — Er sprach gestern nur von dir, von deiner Güte, deiner Schönheit. Gewiß würde er noch geblieben seyn, wenn du freundlicher gegen ihn gewesen wärest. (Fabia seufzte noch tiefer.) Wenn er wiederkommt . . . fuhr das Mädchen fort — „Kommt er wieder?“ fragte Fabia freundlich. — „Aber, ach! ich darf ihn nicht sehen!“ setzte sie traurig hinzu.

In diesem Augenblicke trat Valerius hervor, und sagte: Fabia verzeihe deiner Freundin einen Scherz, den ich nicht schnell genug verstand. Ich bin noch hier. — Fabia sprang fröhlich auf. „Du hier?“ rief sie: „hier? woher kommst du? Sie sagte, du wärest fort.“ Endlich verstand Fabia den Jüngling, und dankte ihm heimlich für seine zarte Güte; denn sie war auf dem Wege gewesen, ihrer Freun-

din ihre Liebe zu gestehen. Valerius setzte sich zu den beiden Mädchen. Der Abend flog bei zärtlicher Heiterkeit hin, und Fabia versprach ihrer Freundin, den nächsten Abend wieder hier zu seyn.

Sie kam, fand Valerius schon, und der Bund der heiligsten Liebe zwischen Beiden war bald geschlossen. Freilich füllten Sorgen für die Zukunft, Furcht vor Fabius stolzer Härte, ihre Herzen. Aber was scheint zuletzt der Liebe nicht möglich! Wie viel Gutes trauet nicht die Tugend jedem, selbst dem Verbrecher, zu!

In einer Stunde, da Fabius einmal heiter war, gestand ihm seine Schwester, daß sie liebe, daß sie glücklich sey, und beschwor ihn bei der letzten Umarmung ihres Vaters, der ihm das Glück seiner Schwester empfohlen hatte, ihr den einzigen Wunsch ihres Lebens zu gewähren. — Und will ich denn nicht dein Glück, Fabia? sagte der Bruder sanfter, als sonst. Ich habe deine Hand versprochen; doch das läßt sich wohl noch abändern. Wer ist der Mann, den du liebst? —

„Jener fremde Jüngling, der auf dem Albanischen Berge vor dem Tempel Jupiters

. . .

. . ." — Sie vollendete nicht; denn ihres Bruders Auge funkelte schon von Zorn. Der? rief er: der? Unwürdiges Mädchen! Er faßte die Hand seiner Schwester, führte sie in ihre Halle, und sagte mit großer Härte: du liebst, den ich hasse. Es ist unmöglich. Der ist es? — Fabia sah ihn mit bleichem Gesicht, mit erloschenen Augen an, und schwieg; alle Hoffnung war verloren. Am Abend warf Fabius einen langen Schleier über seine Schwester, übergab sie dem Manne, dem er ihre Hand bestimmt hatte, und begleitete sie bis vor die Mauern von Tuskulum. Lebe wohl, Fabia, sagte er kalt. Ich sehe dich wieder, wenn du als die Gattin dieses Mannes zu mir zurückkommst; nicht eher. — Fabia ging neben dem Manne her, und dieser brachte sie nach Tibur zu seiner Schwester, die dort verheirathet war.

Valerius hoffte Wochenlang in dem Wäldchen vergebens auf Fabien. Eines Abends stand Fabius unvermuthet vor ihm. Endlich! sagte er, bitter lächelnd, und zog sein Schwert. Valerius wollte reden; Fabius drang aber wüthend auf ihn ein, und rief: ein Mädchen bethörtest du mit Worten; den Bruder kannst

du nur mit Thaten besiegen! Da schwang Valerius mit blitzenden Augen das Schwert, und sah in seinem Feinde nur den Verfolger seiner Geliebten. Mit unwiderstehlicher Stärke unterlief er Fabius, und entriß ihm das Schwert, den Schild. Nun zog dieser den Dolch. Valerius warf ihn zu Boden, hob das Schwert, ließ es schnell wieder sinken, und sagte mit Verachtung: Elender! dein Leben sey deine Qual!

Er ging langsam fort, und ließ den stolzen, jetzt besiegten, gedemüthigten, verachteten Fabius zurück. Dieser stand, die Zähne knirschend, auf, rief mit jedem Schritte, den er that: abscheulich! und schwor dem Jünglinge unversöhnlichen Haß. Valerius kam zu Manlius. Hier eilte ihm dessen Verlobte mit der Nachricht entgegen, daß Fabia in Tibur sey, und nannte ihm auch das Haus, worin sie wohne. Einer ihrer Sklaven hatte das in Fabius Hause ausgekundschaftet. Valerius machte sich sogleich nach Tibur auf, und Manlius begleitete ihn dahin, um ihn einem Gastfreunde zu empfehlen. Schon nach einigen Tagen sah er Fabien bei einem Opfer. Sie bemerkte ihn,

und kaum konnte sie sich erwehren, laut aufzuschreien, als sie ihn erblickte. Er winkte ihr mit den Augen zu, daß sie ruhig seyn möchte. Als die Mädchen dann in langen Reihen den Tempel verließen, ging Fabia an ihm weg, und sagte leise: „mein Gesang!" Nun tanzten und spielten die Mädchen noch, von den Jünglingen umringt, auf der Wiese vor dem Tempel. Alle baten Fabien um ein Lied; und sie sang, mit einem bedeutenden Blick auf den Geliebten:

Da, wo in heil'ger Dunkelheit der Grotte
Der Wellensturz aus Klippenschlünden dringt;
Im hohen Felsenrund, wo man dem Gotte
Des Meers die stillen Opfer bringt;
Da, wo nur der Zerstörung Donner schallt: —
Da ist der Liebe Aufenthalt.

Valerius hörte den Gesang nicht aus; er fragte nur einen neben ihm stehenden Jüngling nach der Grotte Neptuns. Nicht lange, so fand er sie am Ufer des Anio, und eben so, wie Fabia sie beschrieben hatte. Er behängte den Eingang mit wilden Rosen und Myrten, trug Moos in die Grotte, und bereitete einen weichen Sitz für seine Geliebte.

Schon lag ein heiteres Abendlicht auf den nahen Gefilden, da sah er die Geliebte von den Felsen herabsteigen. Er eilte ihr entgegen, und sie sprang von der letzten Klippe in seine Arme. Nun standen sie wieder, einander innig umfassend, zwei glückliche Wesen. Valerius führte Fabien in die aufgeschmückte Grotte, wo sie bis zum späten Abend blieb, und dem Geliebten die seligen Stunden einer reinen, himmlischen Liebe schenkte. Dann brachte er sie durch die Felsen hinauf bis zu dem Tempel der Sybille, und von hier war der Weg nach Tibur sicher. Er schaffte nach und nach, weil er sich mehr in der Grotte, als in Tibur aufhielt, einige kleine Bequemlichkeiten des Lebens hinein, arbeitete einen Schlund zu einer kleineren Grotte um, verbarg den Eingang dazu mit Felsstücken, und leitete in einer breiten Rinne einen Strahl des herabstürzenden Wassers an dem Eingange vorüber. Er und Fabia allein kannten die Steine, welche das Wasser nur eben bedeckte: die unsichtbare Brücke zu dem stillen und dunkeln Aufenthalte der Liebe.

Selbst der Winter trennte Beide nicht;

eine hohe Flamme erleuchtete die kleine Grotte, und erwärmte die Glücklichen. Sie brachten dem Neptun, dem Beschützer ihrer Herzen, fromme Opfer, und wünschten nicht mehr, als was sie hatten. Valerius ging nach Tibur nur, um Lebensmittel zu holen. Der Kreis seiner Grotte war ihm der Kreis der Erde: er faßte ja ihn und seine Geliebte; die Mittagssonne, deren Strahlen durch die Oeffnung in der Decke den Wassersturz beleuchteten, genügte ihm: sie beleuchtete ja das holde Gesicht seiner Fabia; die Wildniß war entzückend reitzend für ihn: Fabia hatte ja überall gesessen, überall gestanden. In dem dunkeln Kreise der Felsen schworen Beide einander tausendmal ewige Treue. Sie zitterten nicht vor dem grausamen Fabius; denn wer konnte hier den Aufenthalt eines Menschen ahnen? Die Frau, bei welcher Fabia wohnte, und deren Liebe sie schon gewonnen hatte, bemerkte wohl, daß sie glücklich war, fragte aber nicht, wodurch sie es wäre. Auch der Priester der Sybille, der sie selbst in der rauhesten Jahreszeit jeden Abend von Neptuns Grotte kommen sah, freuete sich ihres Glückes, das er errieth. „Die Liebe,"

sagte er eines Tages, als er Fabien die beschneieten Felsen hatte heraufsteigen sehen — „die Liebe erleichtert dir diese Wege!" — Freundlich, als segnete er ihren Muth, legte er ihr bei diesen Worten die Hand auf die Stirn. Sie sah ihn erröthend an, küßte seine Hand mit einem gutherzigen, vertraulichen Blicke, und sagte leise: die Härte eines Bruders zwingt mich dazu.

In der Ferne kam ihr Bruder. Fabia wollte die Seligkeit ihres Herzens verbergen; aber wer kann die glückliche Liebe verhehlen! An ihren glühenden, funkelnden Blicken, an dem warmen Hauche ihrer Rosenwangen, an dem Pochen ihres Herzens, an den schnellen Schritten, die sie vergebens langsamer zu machen suchte, an dem frohen Leben aller ihrer Bewegungen merkte Fabius ihr Glück.

Drei Tage lang widerstand sie ihrem sehnenden Herzen, und blieb zu Hause, weil sie das lauernde Schweigen ihres Bruders fürchtete. Am vierten wollte sie, da ihr Bruder, nach einem alten Gelübde seines Geschlechtes, an diesem Morgen opfern mußte, nur auf einen Augenblick zu der Grotte gehen, um ihrem Valerius zu

sagen, weshalb sie nicht komme. Die Arme wußte nicht, daß ein Sklav ihres Bruders sie unablässig beobachtete. In weiter Entfernung folgte ihr dieser, bald hinter Gebüsch, bald hinter Felsen verborgen. Als sie die Felsen hinunterstieg, klimmte der Späher den Gipfel hinan, um sie im Auge zu behalten. Er sah, daß sie sich zwischen den Felsen verlor, dann wieder hervorkam, endlich in die Arme eines Mannes eilte, und mit ihm in den Eingang einer Grotte verschwand. Eine Stunde wartete der Sklav; dann kam Fabia zurück, und wieder in den Armen des Mannes. Sie trocknete ihr Auge; aber der Gefühllose blieb ungerührt. Boshaft lächelnd sah er sie wieder zwischen den Felsen hervorkommen; auf weiten Umwegen eilte er ihr nach, und erzählte seinem Herrn, was er gesehen hatte.

Fabius ließ seine Schwester unter der Aufsicht seiner Sklaven, und ging, von zwei Bewaffneten begleitet, hinab in das Felsthal auf die Grotte Neptuns zu. Valerius kam hervor. „War das der Mann?" fragte er den Sklaven. — Derselbe, in dessen Armen deine Schwester . . . — „Schweig! . . . Kommt!"—

unterbrach ihn Fabius, und stieg hinunter. Er schlich leise um die Felsen hin; dann trat er auf einmal laut hervor, ging bei Valerius weg, und betrachtete ihn schweigend, mit einem bittern, höhnenden Lächeln. Valerius ahnete sein Unglück. Entschlossen, alles zu wagen, eilte er hinter Fabius her; allein dieser war schon verschwunden.

Mit eben dem bittern Lächeln kam Fabius zu Hause. Am frühen Morgen führte er seine Schwester aus Tibur weg, und sagte unterweges spöttisch: du gehst nach Antemnå; da giebt es keine Grotten Neptuns! — Der Spott in seinem Tone machte Fabia kalt. Sie sah ihn mit einem verachtenden Blicke an; dann schürzte sie sich, um leichter zu gehen, und weinte nicht Eine Thräne. Nur als sie oben an die Höhe kam, wo der Sybillentempel stand, und ihr Bruder hohnlachend den Weg zwischen den Felsen hinab zeigte, da brach ihr das Herz. Sie streckte beide Arme nach dem Thale aus, wo sie so glücklich gewesen war, und rief: „Lebe wohl! o lebe wohl, du Edler!" Fabius trieb sie, zu eilen. Am Tempel wurde sie von ihrem Schmerze überwältigt, und setzte sich

bleich, bebend, auf die Stufen. Ach, könnte ich ihm, dachte sie wehmüthig, nur zurufen, wohin man mich bringt! In diesem Augenblicke trat der Priester aus der Halle hervor. Fabia sah ihn schmerzlich an, und rief: „mein Bruder! habe Mitleiden mit mir! bringe mich nicht nach Antemnä!“ Fabius ergriff ihre Hand, und zog sie mit sich fort. Noch einmal wendete sie den bittenden Blick auf den Priester. Dieser hatte sie verstanden; er zeigte die Felsen hinab, und sie ging nun muthiger weiter.

Valerius hoffte heute vergebens auf die Geliebte. Am folgenden Tage ging er nach Tibur, und erfuhr, daß Fabius seine Schwester von da weggebracht hatte. Alle Versuche, zu erfahren, wo sie wäre, mißlangen ihm. Er ging selbst in ihre vormalige Wohnung, und erregte durch seine Trauer Mitleiden; allein Fabius hatte absichtlich den künftigen Aufenthalt seiner Schwester verschwiegen, und man wußte bloß, daß sie nicht nach Tuskulum gebracht war. Valerius schweifte nun rings in der Gegend umher, eine Spur von seiner Geliebten zu erforschen; doch vergebens. Endlich

beschloß er, nach Tuskulum zu gehen, und zu versuchen, ob er vielleicht in Fabius Hause etwas erfahren könnte.

So kehrte er denn noch einmal zurück nach seiner glücklichen Grotte, um Abschied von ihr zu nehmen. Als er an dem Sybillentempel wegging, trat ihm der Priester in den Weg, faßte seine Hand, sah ihn an, und sagte: sey ein Mann! Du findest deine Geliebte nicht mehr; ihr Bruder brachte sie von Tibur nach . . . — „Götter! wohin? Du weißt?" — Nach Antemnä. — „Wie weißt du, ehrwürdiger Priester . . .?" —

Als der Priester erzählt hatte, verließ Valerius ihn schnell, und eilte den Weg nach Antemnä. Fabia war bei dem Könige Hersilius, und wurde da genauer bewacht; aber dennoch sah Valerius sie einmal. Sie war bleich, ging langsam, matt, und hob den halb erloschnen Blick nicht vom Boden. Valerius drängte sich nahe an sie heran; allein sie bemerkte ihn nicht. Da überfiel ihn der Gedanke an ihren Tod mit Schrecken. Er konnte nicht länger zögern, und drängte sich ihr nach in des Königs Haus. Fabia! rief er, als sie eben in

die Halle der Weiber gehen wollte. Sie sah sich um, lispelte: Valerius! und hing, noch bleicher, bebender, matter, in seinen Armen. Dies Schauspiel versammelte die Sklavinnen. Auch der König kam, und faßte Fabia's Hand, um sie aus den Armen des Jünglings zu befreien.

Sie ließ den Geliebten los, und sagte mit aller Kraft, deren sie fähig war: „Valerius, ich war treu. Mein Herz ist gebrochen; mein Leben erlischt in Gram um dich. Ich sterbe, Valerius; aber wir waren glücklich. Und auch jetzt," sagte sie lächelnd, „auch jetzt bin ich glücklich: ich habe dir ja Lebewohl gesagt. Leb wohl, mein Theurer! An den Strömen der Unterwelt, in jener stillen, dunklen Behausung, — ach, still und dunkel, wie unsre Grotte! — dort wo es keine harten Brüder giebt, dort seh' ich dich wieder. Lebe wohl!" Sie sank noch einmal an sein Herz, und wurde ohne Sinne, bleich und sterbend, von den Sklavinnen in ihre Wohnung getragen.

Ohne Bewußtseyn war Valerius halb an eine Säule gesunken. „Sie stirbt!" rief er endlich, in einem schrecklichen Tone. Kaum konnten der König und dessen Sklaven ihn ab-

halten, Fabien nachzudringen. Er verließ unter Verwünschungen das Haus, wo seine Geliebte starb, und taumelte in die Wohnung eines Landmanns, der ihn aufgenommen hatte. Am Abend, als seine wilde Phantasie über Planen brütete, wie er Fabien wiedersehen, sie retten, oder mit ihr sterben könnte, trat ein Mädchen in die Hütte, und fragte mit bebender, gerührter Stimme: bist du Valerius? — So heiße ich, antwortete er. Unglücklicher! sagte das Mädchen weinend; Fabia gab mir diesen Kranz, daß ich dich aufsuchen, und ihn dir bringen sollte.

Valerius nahm zitternd den kleinen, von Zypressen-Zweigen gewundenen Kranz. In jenen glücklichen Stunden hatte Fabia ihm versprochen, wenn sie stürbe, ihm einen solchen Kranz zu geben, den er zur ewigen Trauer um seine Geliebte tragen sollte. Es war eine zärtliche Spielerei, bei der sie Beide damals lächelten; doch jetzt! — Er drückte den Kranz auf sein Herz, und die Thräne erstarrte im erlöschenden Auge. Todt! stammelte seine blasse Lippe. — Sie starb in meinen Armen, sagte die Sklavin. Erkennst du den Kranz?

Ich sollte ihn dir erst geben, wenn sie todt wäre. Fabia läßt dich bitten, ... (Valerius hob das bleiche Gesicht auf) ... Antemnä zu verlassen, dich zu retten, zu leben, zu verzeihen. Das waren ihre letzten Worte. „Die sterbende Fabia,“ sagte sie mit den bleichen Lippen, „läßt ihn darum bitten.“ Hörst du? Antemnä zu verlassen, zu leben, zu verzeihen! Darum bittet dich die sterbende Fabia.

Ja, recht wohl! seufzte er, und drückte den Kranz fester an seine Brust. Er versank in ein tiefes Nachdenken, aus dem ihn sein mitleidiger Gastfreund vergebens zu reißen suchte. Um Mitternacht fragte er: wie war es? Sie ist todt? Der Antemnat wiederholte ihm alles, was die Sklavin gesprochen hatte. Er ließ es sich mehrere Male sagen, und versank aufs neue in eine tiefe Schwermuth, aus der ihn nichts befreien konnte. Nach einigen Tagen trat ein Diener der Gesetze aus Antemnä in die Hütte, und kündigte ihm in Nahmen des Königs ewige Verbannung von dem Antemnatischen Gebiete an. Danke den Göttern, setzte er hinzu, daß du ein Fremder bist! Deine Thorheit hat ein edles Mädchen getödtet.

„Mörder!" rief er heftig; doch lächelnd setzte er hinzu: „ich soll ja verzeihen!" Er stand auf. „Verzeihen, gehen, leben! Ich will es." Er ging langsam, den ersten Weg, den er antraf, irrte mehrere Tage in den Feldern umher, und lebte von Früchten. Der Anblick der Felsen von Tibur weckte ihn aus seiner Betäubung. Er suchte die Grotte Neptuns wieder auf, ging hinein, und beschloß, um Fabia hier ewig zu trauern.

Das Alles erzählte der Unglückliche mit der schmerzenden Kälte, welche die Hoffnungslosigkeit erregt, und welche das Leiden noch rührender macht. Mit Anstrengung sann Romulus nun wieder nach. Je mehr er die Umstände verglich, desto unwahrscheinlicher wurde es ihm, daß Fabia todt sey; und doch wagte er es nicht, dem Unglücklichen seine Hoffnung mitzutheilen. Er faßte dessen Hand, und sagte mit einem sanften Vorwurfe: „zu leben, befahl dir Fabia!" Lebe ich nicht? erwiederte Valerius bitter.

„Das heißt nicht leben, Valerius; das heißt athmen, um zu trauern. Leben heißt handeln. Könnte dein ehrwürdiger Groß-

vater dich in dieser Grotte sehen, der Mann, der dir beim Scheiden sagte: sey mäßig in Schmerz und Freude; rette nur Eins, deine Tugend! — er würde für seinen Enkel erröthen, der nur dem Schmerze lebt, als sey dieser das Edelste seines Daseyns. Was — sprich Valerius! — was hast du gethan, seitdem du den heiligen Hain, wo dein Großvater dich zu Tugenden erzog, verließest? Für dich, für deinen Genuß, für deinen Schmerz alles; für die Menschen nichts! Ermanne dich, Valerius! Der Mensch hält so gern Thränen für Tugend, Schmerz für Thaten. Fordert die Menschheit den Tribut der Tugend von ihm, den er schuldig ist, so zeigt er seine zerrissene Brust, und glaubt, ihn wirklich bezahlt zu haben. Was es dir auch kostet, sagte dein Großvater, rette deine Tugend. Willst du durch Thränen die Gerechtigkeit deiner Ansprüche auf das edle Mädchen beweisen? Was könnte ein Weichling weniger thun, als weinen? . . . Sieh, dieser Kranz von Immergrün ist das Bild des Menschen; auch in der Trauerzeit des Winters grünt er. Valerius, die Götter sendeten mich zu dir, dich und deine Tugend zu retten."

Valerius sah ihn starr an, und ein neues lebendiges Gefühl hob seine Brust. Er reichte dem Freunde die Hand, und sagte: ich fürchte, daß ich die Kraft zu Thaten verloren habe. Ach, nenne mir Eine, Eine große That; ich will sie thun, und sterben. — Romulus erwiederte edel: „ich will dir eine nennen; die thu, und dann stirb: lebe tugendhaft! — Komm! ich will ein neues Leben in deine Seele gießen. Laß uns Freunde seyn, Valerius!"

Nun entdeckte Romulus ihm den Plan, aus den wilden, rohen Hirten ein gesittetes, glückliches Volk zu machen. Er entzündete in Valerius Brust die Flamme der edelsten Menschlichkeit, welche in seiner eigenen loderte. Beide gelobten einander, so lange sie athmeten, der Tugend treu zu bleiben, und jedes Leiden um der Gerechtigkeit willen zu tragen. In ihrem Herzen tönte die Stimme der Gottheit, die von keiner Sprache ausgesprochen werden kann. Sie waren in dieser Minute der Erde, dem Leben entrückt, und ahneten eine Ewigkeit für die Kräfte ihrer Seelen.

Valerius wollte sogleich mit Romulus gehen; dieser bat ihn aber, hier noch einen Tag

auf

auf ihn zu warten, und eilte nun nach Tuskulum zu Fabius. „Du hattest eine Schwester,“ hob Romulus feurig an. Ich habe sie noch, sagte jener kalt; sie lebt in Antemnä.

„Lebt? lebt? o ihr Götter! . . . Fabius, ich habe einen Freund, der ein sehr edler Mann ist. Gieb ihm die Hand deiner Schwester.“

Fabius runzelte die Stirn. Dein Freund?

„Ja, mein Freund: ein Albaner, der dich einmal vor dem Tempel Jupiters auf dem Albanischen Berge beleidigte. Fabius, ich bitte dich . . .“

Du bittest vergebens, antwortete Fabius kalt; und empfindlich setzte er hinzu: ist es doch beinahe, als ob das Schicksal unsre Wünsche einander immer entgegen stellte!

„Nein,“ rief Romulus mit freundschaftlicher Wärme; „das thut das Schicksal wenigstens hier nicht. Werde nicht empfindlich, lieber Fabius. Aber wenn du willst, so soll Septimia entscheiden, ob ich bitten oder du abschlagen darfst.“ Er erzählte nun Valerius und Fabia's Liebe und Leiden. Septimia entschied nicht zwischen ihrem Manne und Romulus; doch eine Thräne, die über ihre Wange

rollte, suchte sie ihrem Manne nicht zu verbergen.

„Entscheide du selbst, Fabius," sagte Romulus nun feuriger, und drückte ihn an seine Brust. „Entscheide du selbst, hier an dem Herzen deines Freundes, eines Jünglings, der mit dir, wie du, nach Größe ringt. Entscheide: darf ich, muß ich dich nicht bitten, deine Schwester dem Albanischen Jüngling zu geben? Fabius konnte fehlen; aber nie kann er, wenn er gefehlt hat, sagen: was ich that, war gerecht."

Du darfst bitten, antwortete Fabius mit finsterem Blick; aber ich darf abschlagen.

„Nein, Fabius, das darfst du hier nicht, — weil du Fabius bist. So sprach ich zu meinem Freunde, eben dem Albaner: warum gingest du nicht zu Fabius, und sagtest: du bist mein Feind, edler Tuskulaner; und dennoch wage ich es, dich um die Hand deiner Schwester zu bitten. — Fabius, gesteh nur, du hättest Ja gesagt, weil du Fabius bist."

Ich weiß nicht, sagte Fabius, ob ich Ja gesagt hätte; doch jetzt, du unwiderstehlicher Mensch, sag' ich es.

Romulus faßte ihn in die Arme, und rief: „Edler Tuskulaner! Du solltest siegen, nicht ich! Dieser Albaner heißt Valerius, und ist Septimia's Bruder.“ O mein Bruder! mein Bruder! rief jetzt Septimia laut weinend; du bist der Unglückliche, der so lange von Menschen entfernt . . . — Sie warf sich ihrem Manne in die Arme. Fabius dankte Romulus zum ersten Male für ein Gefühl des Sieges — obgleich über sich selbst; aber dennoch fühlte er keine Liebe für ihn. Mit Widerwillen erzählte er nun, daß Fabia den Tod ihres Geliebten eben so gewiß glaube, als dieser den ihrigen. Fabia hatte in dem Gefühl, daß ihr Leben nach einigen Augenblicken erlöschen müsse, wirklich ihrer Sklavin den Zypressenkranz gegeben, um ihn nach ihrem Tode Valerius zu überbringen; sie erholte sich aber wieder, und die Sklavin gab ihr einen andern Kranz zurück, für den wahren, den Valerius bekommen hatte. Man überredete Fabien nun: ihr Geliebter habe Antemnä nicht verlassen wollen, sich zur Wehre gesetzt, und so im Kampfe das Leben verloren. Um dieser Unwahrheit Glauben zu verschaffen, gab Hersilius

seiner Tochter, die gar nicht an der Sage zweifelte, den Auftrag, ihrer Freundin die traurige Nachricht mitzutheilen. Fabia jammerte, und glaubte, sterben zu müssen. Ihre Jugend besiegte zwar den Schmerz; doch lebte sie nur in tiefer Einsamkeit ihrem Gram und ewigen Thränen.

Der Schmerz hat sie nicht getödtet, sagte Septimia; aber die Freude würde sie tödten, wenn sie auf einmal hörte, sähe . . . Fabius, laß mich ihr Herz zu der Freude vorbereiten; laß mich Zeuge des Wiedersehens seyn.

Fabius versprach es, und Romulus kehrte sogleich wieder zu der Grotte Neptuns zurück. Sein Auge funkelte, seine Wange glühete, seine Brust schlug hoch vor Freude, als er sich ihr näherte. Er warf sich zitternd in Valerius Arme, mit dem festen Entschlusse, zu schweigen; denn Valerius Tugend, nicht das ungehoffte Glück, sollte seinen Schmerz besiegen. Aber kaum konnten seine Lippen die seligen Worte: „sie lebt!" bewahren.

Noch einen Tag lang wollte Valerius in der Grotte leben, ehe er den Aufenthalt seines Glückes und seiner Thränen verließe. Endlich,

als der Morgen leuchtete, kniecte er da nieder, wo Fabia sonst gesessen hatte, benetzte den Stein mit heißen Thränen, und sagte ihm Lebewohl, als wäre er die Geliebte selbst. Nun umfaßte er Romulus, weinte lange an seinem Herzen, und verließ dann an dessen Arme zögernd die dunkle Höhle. Willkommen denn! sagte er leise, als er in das Sonnenlicht trat, und breitete die Arme aus. Ja, Romulus, ich will muthig die Bahn gehen, die du mich führen wirst.

Als sie den Felsen hinaufgestiegen waren, zeigte ihm Romulus vor den Säulen des Sybillentempels die große Aussicht bis an das Meer, und seine Höhen neben der Tiber. „Sieh, diese Gegend," sagte er, „wollen wir mit Glück und Segen füllen." — Da, und da, rief Valerius: dort, zwischen jenen Felsen, kam sie herab; dort auf dem Berge sah ich sie zuerst! Er war aufs neue trostlos. — Romulus führte ihn langsam die Höhen hinunter über den Anio in die Ebne; Valerius konnte sich nur mit Mühe von der geliebten Gegend trennen, an die sein Schmerz ihn fesselte.

Endlich kamen sie in den heiligen Hain,

und vor die Hütte des Greises. Als sie die Thür geöffnet hatten, erkannte nur die Mutter, sonst niemand, das bleiche Gesicht des Jünglings. Sie sprang auf, wurde bleich wie Valerius, zitterte, und rief: mein Sohn! Jetzt erkannten ihn Alle — mehr an dem mütterlichen Angstgeschrei, als an den Worten: „mein Sohn," die der Schmerz fast verschlungen hatte. Lange hielten Mutter und Sohn einander umarmt. Der Jüngling sah sie Alle rings umher mit Thränen in den matten Augen an; nur wenn sein Blick auf den Greis traf, schlug er die Augen nieder.

Alle umringten ihn, und wollten sein Schicksal wissen. Der Alte verbot ihnen, zu fragen, und befahl einer Enkelin leise, ein Lied zum Lobe der gütigen Götter zu singen. Alle stimmten, mit Thränen in den Augen, ein. Dann ergriff der Greis den Becher, und trank auf das Wohl seines Enkels. Der Abend wurde ein heiteres Fest. Alle lächelten wieder; nur das nasse Auge der Mutter hing unverwandt an dem bleichen Gesichte ihres Sohnes. Morgen, sagte der Greis endlich — morgen sollst du uns erzählen; die ersten Thränen der

Freude und des Vertrauens gehören der Mutter. Geh, meine Tochter, und nimm ihn mit dir.

Romulus sagte nun, wo er Valerius gefunden hatte, und erzählte ganz kurz dessen Geschichte, doch ohne den Nahmen „Fabius" zu nennen. Dann ging er mit dem Greise noch unter die Säulen vor dem Hause, und erzählte ihm die Begebenheit ausführlicher. Zuletzt sagte er, daß Fabia noch lebe, und daß ihr Bruder sie Valerius geben wolle. Der Greis billigte es, daß Romulus seinem Enkel dies noch verschwiegen hatte; denn erst sollte Valerius das Glück, Fabien zu besitzen, durch Besiegung seines Schmerzes verdienen.

Am folgenden Morgen versammelte der Greis die ganze Familie im Schatten vor der Hütte. Valerius hob seine jammervolle Geschichte an. Als er erzählte, daß Romulus ihn bewogen habe, die Grotte zu verlassen, näherte sich die Mutter diesem, umfaßte ihn, und nannte ihn zum zweiten Male: Sohn. — Der Greis sagte nun etwas über das menschliche Herz; dann nahm er Valerius Hand, und führte ihn allein in den Wald. Am Mittage

mußte ihnen ein junges Mädchen Speise hintragen, und es erzählte nachher: der Großvater wäre sehr gerührt gewesen; aber noch mehr der arme Valerius.

Erst am Abend kehrten Beide zurück. Der Greis war heiter, wie immer; der Jüngling ging neben ihm her, und betrachtete ihn mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit. Er bot, so wie sie ankamen, zum ersten Male lächelnd, seiner Mutter und Allen die Hand. Nun, sagte er, bin ich wieder bei euch. O verzeihet mir! Ueber meinen Schmerz vergaß ich, daß ihr mich liebtet, daß ihr um mich trauern mußtet. O Mutter! ich konnte vergessen, daß du um mich littest! Jetzt erst seh' ich, wie unmenschlich man wird, wenn man sich einer Leidenschaft gänzlich hingiebt! O, mein theurer Vater! sagte er, und beugte sich auf des Greises Hand; du schontest meiner: du nanntest mich nur unglücklich; ich war hart, grausam gegen euch.

Valerius gab sich nun den Liebkosungen seiner Verwandten hin, und wurde heiter. In seiner Brust regte sich zum ersten Male die Hoffnung — nicht, glücklich zu werden, sondern

durch Menschlichkeit und Tugend Glück zu verdienen. Wer sich des Glückes werth fühlt, kann nie ganz unglücklich seyn, hatte der Greis so oft gesagt; und Valerius fühlte jetzt die Wahrheit dieses Ausspruchs.

„Morgen," sagte der Greis, als man sich trennte — „morgen feiern wir das Fest der häuslichen Liebe, des häuslichen Glückes. Morgen, meine Kinder, soll kein Herz in diesem Haine unruhig schlagen. Auch das deinige nicht, mein Sohn; du wirst in unserm Glücke mit glücklich seyn. Kommt morgen bekränzt, in euren besten Opfergewändern, hier unter diese Bäume. Mädchen, eure schönsten Lieder sollen uns erheitern. Bringt eure Flöten mit, meine Söhne. Wir wollen versuchen, ob wir nicht den Kummer dieses Herzens gänzlich in Freude verwandeln können. Morgen mit dem Aufgang der Sonne seyd Alle hier. Nicht Einer darf fehlen!" Er ging, und Alle folgten ihm heiter.

Septimia war unterdessen mit Fabius nach Antemnä gegangen. Er scheuete jetzt den Blick seiner Schwester, die er glücklich machen wollte, und ließ Septimien allein zu ihr gehen.

Während der Zeit erzählte er dem Könige von Antemnä, und Hersilien, welche Wendung das Schicksal seiner Schwester genommen hätte. O, ihr Götter! rief Hersilia freudig. Aber ich beschwöre euch, ihr ja mit Vorsicht zu entdecken, daß Valerius noch lebt! Septimia sagte: ich selbst will sie langsam darauf vorbereiten, wenn ich mit ihr nach dem heiligen Haine gehe. — Und wer, du harter Fabius, fragte Hersilia, hat dich denn endlich bewegen können, das Glück deiner edlen Schwester nicht länger zu hindern? — Romulus, der Anführer der Hirten. — „Dieser Räuber? Doch ich höre jetzt so viele edle Thaten, so viele Wunder von ihm! ... Und wie hat er dich bewogen?" Fabius erzählte, und die Achtung, die Hersilia schon für Romulus fühlte, vermehrte sich noch.

Fabia lag, als Septimia zu ihr kam, auf einem Ruhebette, in stille Geduld versenkt. Sie war bleich, aber noch immer unbeschreiblich schön. Ihr blondes Haar hing in großen Locken auf die weißen Schultern, und ein Zypressenzweig schlang sich hindurch, doch so, daß man ihn kaum bemerkte: ihre Trauer be-

durfte keines Zeichens; sie wohnte in der ewig treuen Brust. Fabia glich einem schönen Schatten der Unterwelt, der auf den frohen Gefilden der Seligen wandelt. Ihr Kummer war kein Schmerz mehr, nicht einmal Klage; er war eine sanfte Geduld geworden, die alles, auch die Hoffnung, hingiebt, und von den Menschen nichts mehr erwartet.

Sie sah nicht auf, als die Thür ihres Zimmers sich öffnete. Septimia betrachtete sie lange. Endlich sagte sie mit einer Stimme, die in mildem Weinen zerfloß: bist du Fabia? — Fabia hob das matte Auge auf, und lächelte einen Augenblick, als sie sagte: „ich bin es."

Und kennst du mich nicht? fragte Septimia, ohne sich zu nähern.

Fabia betrachtete sie, besann sich, und schüttelte den Kopf. „Wer bist du, Fremde?"

Ganz fremd bin ich dir nicht; ich bin die Schwester des . . . Ich wollte, du erriethest, wer ich bin.

Fabia sprang auf. Sie erkannte in Septimiens Gesicht Valerius Züge, und eine heitere Röthe flog über die blassen Wangen, wie ein

Strahl der Sonne an einem dunklen Tage über die Erde hinfliegt. „Valerius Schwester!“ rief sie: „Septimia? Ja, du bist es!“ Septimia fiel in ihre Arme. „Von dir,“ fuhr Fabia eilig fort, „von dir hat er mir tausendmal erzählt, wie gut, wie unschuldig, wie sanft du wärest. O willkommen, tausendmal willkommen, Schwester meines Valerius! Ihr guten Götter, so war doch noch Eine Freude für mich in euren segnenden Händen! . . . Ja ich erkenne sein Auge; so war seine Stirn, so die sanfte, freundliche, seelenvolle Stimme. Ach, den Ton, mit dem er mich: gute Fabia, nannte — den konnten sie meiner Seele nicht nehmen. Und nun habe ich dich, theure Schwester meines Valerius! Aber — wie konntest du zu mir dringen? wie erlaubte man seiner Schwester, zu der armen Fabia zu kommen?“

Das sollst du erfahren, liebe Fabia. Man erlaubt noch mehr. Du darfst, wenn du willst, mit mir gehen, und immer bei mir leben.

„O, ist das wahr? Mit dir leben? immer? mit Valerius Schwester? O, täusche

mich nicht, Septimia! täusche die Unglückliche nicht."

Du kannst itzt gleich mit mir gehen; niemand wird dich aufhalten.

Fabia warf sich in Septimiens Arme. „Jetzt gleich? Laß uns gehen! laß uns fliehen, eh' ich sterbe!

Septimia hätte ihrem Manne gesagt, sie wolle Fabien mit zu nehmen suchen; er hatte aber gezweifelt, ob sie, ohne zu wissen, daß Valerius lebe, Antemnä verlassen würde. Septimia glaubte, Fabia's erste Lebhaftigkeit nützen zu müssen, und führte sie aus dem Zimmer durch das Haus. Nun zögerte sie, weil sie erst ihrem Manne Nachricht zu geben wünschte. Aber Fabia flisterte ihr zu: „Komm! eile! sie lassen mich sonst nicht." Septimia sagte lächelnd: traue mir; sie lassen dich. —

Jetzt kam Hersilia, und küßte Fabien. Septimia winkte ihr mit den Augen, faßte Fabiens Hand, und ging mit ihr die Stufen hinunter. Fabia zitterte, so oft sie einen Menschen sah. Sie begriff nicht, warum man sie nicht aufhielt, nicht verfolgte, und warf scheue, ahnende Blicke auf Septimien. Als sie vor

den Mauern der Stadt waren, rief sie: „den Göttern sey Dank! Mein Bruder! o mein Bruder!"

Er würde dich nicht aufhalten, sagte Septimia beruhigend. — „Nicht? O, du unbegreifliches Wesen! Ja, unter deinem Schutze gehe ich sicher." Septimia überdachte nun, wie sie Fabien sagen sollte, daß sie die Gattin ihres Bruders sey; denn schon bei dem bloßen Nahmen Fabius zitterte die Arme.

Sie gingen nicht weit; eine Hütte, deren Bewohner schon vorher wußte, daß sie kommen würden, nahm sie auf. Fabia, die von dem kleinen Wege sehr ermüdet war, legte sich nieder, und war nach wenigen Minuten eingeschlummert. Am folgenden Morgen setzten sie ihren Weg fort, doch von einigen Sklaven des Fabius begleitet, die immer in ihrer Nähe blieben, um zu jeder Hülfe bereit zu seyn. Septimia wollte nun Fabien allmählig auf die große Nachricht vorbereiten; allein diese war so gewiß von Valerius Tode überzeugt, daß sie keine Anspielung auffaßte. Beinahe verlor Septimia die Hoffnung, sie auf den ahnenden Gedanken zu bringen, daß ihr Geliebter viel-

leicht noch leben könne. Sie beschloß daher, nur von etwas Unerwartetem zu reden, das Fabien begegnen würde. Sie sprach in dunkeln Worten, in Räthseln, geheimnißvoll, von dem Schutze, den die Götter so oft den guten Menschen verleihen. Fabia wurde scheuer und ängstlich. Septimia sagte: „was den Sterblichen unmöglich scheint, ist vielleicht schon wirklich! Der Hoffnungslose steht oft ganz nahe bei seinem Glücke, und wenn die Götter wollen, so giebt das Grab die Todten wieder. Sieh, Fabia, als du Antemnä verließest, fürchtetest du, man würde dich aufhalten. Ich kam; und deine Wächter waren blind, deine Feinde stumm. Hattest du das für möglich gehalten? Es sind mehr Dinge möglich, ohne daß du es glaubst. Die Sterblichen sehen nur den Augenblick, der vorübereilt; die Götter sehen die Zukunft, und lächeln über unsre Schmerzen. Noch ein Moment, und die höchste Freude kann da seyn."

Fabia wurde immer scheuer und ehrerbietiger. Ein Mädchen, dachte sie, Valerius Schwester, dringt in meinen Kerker, bringt mich ungesehen aus Antemnä; jede Hütte steht ihr

offen; sie führt mich durch Wälder, und keine Gefahr nähert sich ihr. Wer ist das unbegreifliche Wesen, in dessen Schutze ich bin, dem selbst die grausamsten Herzen gehorchen?

Wen alle Menschen verlassen haben, der wendet sich zuletzt an den Himmel. In der langen Einsamkeit hatte Fabia verlernt, von den grausamen Menschen etwas zu hoffen, und ihre Einbildungskraft war überspannt geworden. Sie betete allein zu den Göttern; und oft schien es ihr, als umhauche sie ein überirdischer Glanz, als höre sie das Rauschen einer helfenden Gottheit. Sobald man ihr sagte, Valerius sey nicht mehr, versank sie in den Abgrund der Verzweiflung; aber sie hatte die Götter noch um Eins zu bitten: um den Tod; und die Hoffnung auf ihn erhob sie wieder.

Nun erschien so plötzlich, so unerwartet, ein helfendes Wesen, diese Septimia, und versprach in dunklen, Göttersprüchen ähnlichen, Worten nahe Hülfe. Jetzt wäre die wirkliche Fabia, ihres Valerius Schwester, ihr lieber gewesen, als eine der Unsterblichen, denen sich ihr Herz sonst so gern vertrauete. Auch wagte sie es noch nicht, ihre Führerin für mehr als

für eine Sterbliche zu halten. Sie fragte: wie hast du es möglich machen können, mich zu befreien?" Septimia gerieth in Verwirrung, antwortete ihr nichts Bestimmtes, und vertröstete sie auf die Zukunft. Fabia's Phantasie wurde reger; Septimia immer geheimnißvoller, und mit jedem Schritte zärtlicher, froher, feierlicher.

Die Vorstellung, wie nahe die unglückliche, innig von ihr geliebte, Fabia dem höchsten Glücke war — diese Vorstellung wirkte mit großer, erhebender Kraft auf Septimien. Jetzt stand sie still, sah das bleiche Mädchen mitleidig an, und wurde von dem Gedanken ergriffen: wie glücklich wird sie werden! Ihr großes Auge funkelte; eine hohe Röthe goß sich über ihr Gesicht, eine triumphirende Freude beseelte sie. Jauchzend fiel sie Fabien um den Hals, und sagte mit einer so sicheren Stimme, als leitete sie das ewige Schicksal: sey ruhig, Fabia! Die Götter können beglücken; und dich beglücken sie gewiß!

Versunken in trostlosen Gram über ihr langes Leiden, und doch gehoben durch die Versicherungen ihrer unbegreiflichen Begleiterin,

nahm Fabia mit ihrer Phantasie den kühnsten Flug. Was sonst konnte sie retten und beglücken, als der süße Tod? — Sie folgte in schwärmenden, zweifelnden Gedanken Septimien über die Weinberge von Alba; und am Abend des dritten Tages erreichten sie den heiligen Hain, worin der Priester Julus wohnte. Als sie unter die dunkeln Eichen traten, wendete sich Septimia auf einmal, ergriffen von der Vorstellung des nahen Augenblicks, lebhaft zu Fabien, und sagte mit einer Umarmung: Fabia, du bist am Ziel! Fabia zitterte; ihre Brust war voll von einer großen Ahnung. „Hier, hier!" rief sie, und sank auf die Kniee: „hier! ich ahne! . . . Wie ist mir? Wer bist du?"

Valerius Schwester, antwortete Septimia sanft, und führte sie weiter durch finsteres Gebüsch, über Höhen und durch Thäler. „Wohin führest du mich?" fragte Fabia bebend. Dem Glücke entgegen, war die Antwort.

Nach einigen Augenblicken standen sie vor einer einsamen Hütte, und sahen darin einen Tisch mit Früchten, Wasser, Milch in reinlichen Gefäßen, und ein reinliches Lager. Hier

laß uns essen, sagte Septimia, und dann ruhen. Es war alles still und dunkel; aber Septimia wußte sich zu finden, als hätte sie hier ihr Leben zugebracht. Fabia legte sich nieder; doch vor Ermattung von den Träumen ihrer entbrannten Einbildungskraft, und von dem Wege, konnte sie erst gegen Morgen einschlummern, und überdachte bis dahin ihr wunderbares Schicksal.

Die Hütte, in der sie mit Septimien war, hatte der Priester in dem ödesten Theile des Waldes erbauet. Der Weg von Alba führte an ihr vorüber, und sie war für jeden ermüdeten Wanderer bestimmt, weil es hier in der Nähe keine Quelle und keinen Fruchtbaum gab.

Septimia glaubte, Fabia wäre nun hinlänglich auf ein unerwartetes Glück vorbereitet, und wollte nur warten, bis diese eingeschlummert wäre, um still zu ihrem Vater zu gehen. Sie hoffte, bei ihm ihren Bruder und Romulus zu finden, und von ihm zu lernen, wie sie sich weiter verhalten sollte; doch sie mußte bleiben, weil Fabia sich seufzend auf dem Lager hin und her warf.

Als gegen Morgen, eben beim Hervor-

brechen der Sonne, Fabia entschlummerte, setzte Septimia sich noch eine Weile an ihr Lager, und horchte auf ihren Athem; dann stand sie leise auf, und ging auf einem weiten Umwege, durch Gebüsch, nach der Wohnung ihres Großvaters, den sie erst allein zu sprechen wünschte, weil sie nicht wußte, ob sie sich ihrem Bruder schon zeigen dürfte.

Fabia erwachte bald. Als sie bemerkte, daß sie allein war, rief sie: Septimia! Doch niemand antwortete. Sie erschrak, sprang auf, und trat vor die Hütte. Ringsum war eine Todtenstille, und alles Rufen nach ihrer Begleiterin verhallte in der Luft. Auf einmal erhob sich in der Ferne eine sanfte Harmonie von Flöten, die ein lieblicher Gesang begleitete. „Wo bin ich?" rief Fabia erschreckend und außer sich. Athemlos schwankte sie vorwärts, den beruhigenden Tönen entgegen.

Unter dem Hügel, auf dem die Hütte stand, wurde der Wald lichter, und vor ihm lag eine schöne Wiese, von Bäumen und blühendem Gebüsch beschattet. Je weiter Fabia ging, desto lieblicher wurde die Gegend, desto mehr

Lauben von Rosen und Myrten sah sie; und in der Ferne standen lichte Gebüsche, hinter denen die Flötentöne und der heilige Gesang her zu kommen schienen. „O, ihr Götter!" rief sie, und blickte mit flammenden Augen gen Himmel: „wo bin ich?" Sie bog um ein Myrtengebüsch, und sah in der Ferne auf der lieblichen, schattenreichen Wiese Menschen, alle im weißen heiligen Gewande, alle mit Kränzen in den Locken, die meisten mit Flöten oder Lauten in den Händen, Mütter mit Säuglingen auf den Armen, von dem Zauberlichte des Morgens umflossen. Ihre erhitzte Phantasie wurde noch glühender. „Hier!" rief sie, „hier in den Gefilden der Seligen! . . . O ihr Götter!" setzte sie sogleich zweifelnd hinzu: „was wag' ich zu denken!"

Sie näherte sich, jetzt langsam, jetzt eilend, daß ihr Gewand in der Morgenluft flatterte. Eine Enkelin des Priesters bemerkte sie, und sagte es den Andern. Aller Blicke wendeten sich nun zu ihr hin, und der Greis ging ihr entgegen. So wie sie näher kam, blickte sie ringsumher, bebte, und rief: Valerius! Der

Jüngling stand noch zweifelnd da, und ging mit Zittern vorwärts. Fabia stürzte mit ausgebreiteten Armen, mit lautem Geschrei, auf ihn zu, und sank ohne Sinne an seine Brust. Er hielt sie in den matten Armen, rief mit der letzten Kraft: Fabia, du lebst! und sank, noch immer die Geliebte an die Brust drükkend, zu Boden. — Alle umringten erstaunend die beiden Liebenden. Alle fragten einander: was ist das?

An diesem Morgen wollte der Greis seinem Enkel entdecken, daß Fabia noch lebe; und nun kam diese ihm zuvor. Jetzt eilte auch Septimia herbei. Sie hörte schon in der Ferne den Nahmen Fabia rufen, und sah, als sie näher kam, diese ohnmächtig, bleich, in Valerius Armen liegen. Mit eilenden, abgebrochenen Worten erzählte sie, was sie wußte, was sie gewollt hatte; aber man hörte sie kaum, und war um das liebende Paar her beschäftigt, es in das Leben zurückzurufen. Valerius öffnete endlich die Augen, und sein erster Blick suchte die Geliebte. Sein Großvater bat ihn, sich zu verbergen, daß nicht aufs neue sein Anblick Fabien allzu

heftig erschüttere. Nun stellte sich Valerius hinter einige seiner Verwandtinnen, und flisterte seufzend: ja, sie lebt! sie lebt!

Endlich hob auch Fabia die matten Augen, und blickte forschend rings umher. „Wo bin ich?" fragte sie; „war es ein Traum? Ich sah ihn; bei den Göttern! ich sah ihn. O, selige Schatten, gebt mir ihn wieder!" Sie legte die Hand an die Stirn, als wollte sie sich sammeln, und blickte dann aufs neue rings umher. „Wo bin ich? Ist dies" — fragte sie leise, als zweifelte sie wieder — „das stille Land der Ruhe? . . . Hieher" — so wendete sie sich, ängstlich erzählend, an Valerius Mutter — „hieher führte mich, ich weiß nicht wer. O, wo bin ich? Aber ich sah ihn. Bei den Göttern! ich habe ihn gesehen. O, sage mir, leb' ich? bin ich? Oder hat mein Unglück mir den Verstand geraubt?"

Septimia begriff jetzt, was Fabia meinen könnte, und flisterte es ihrem Großvater zu. Schnell trat dieser nun näher zu Fabien, und sagte erhaben, feierlich: du bist im Lande der Ruhe, Fabia, im Lande des Glückes, wo die

Verfolgung aufhört. Nur in deiner Brust ist die Ruhe noch nicht. Du sollst deinen Valerius sehen, und ihn ewig haben." Sie lehnte das müde Haupt an des Greises Brust, und nun erhob sich, auf ein Zeichen, das er gab, ein sanfter Gesang voll Friedens, von lieblichen Flötentönen begleitet.

„Also in dem stillen Lande der Schatten bin ich?" fragte Fabia, wieder zitternd. — Sieh, erwiederte der Greis, um der Antwort auszuweichen — hier ist Valerius Mutter! und Fabia lehnte sich matt an ihren Busen. Indeß der Gesang noch immer tönte, wendete sich der Greis zu Valerius, und sagte: suche ruhig und heiter zu scheinen; du rettest damit ihr Leben. — Er führte seinen Enkel langsam auf Fabia zu, deren Gesicht die Mutter nun mit den zärtlichen Worten: „meine geliebte Tochter!" aufhob. Lächelnd, mit ruhiger Miene — obgleich sein Herz vor Entzücken hoch schlug — ging er an der Hand seines Großvaters langsam zu der Geliebten hin, reichte ihr zärtlich die Hand, und sagte: nun ewig meine Fabia! Sie sah ihn mit Thränen in den heitern Au-

gen an, berührte seine Hand, lehnte sich an seine Brust, und sagte leise: „Valerius, wo bin ich?" — Unruhe, Zweifel, Ungewißheit ihrer Gefühle, brachten sie glücklich über diesen gefährlichen, tödtenden Augenblick der Freude hinweg. Jetzt sagte der Greis sogleich: diese Septimia, Valerius Schwester, führte dich zu uns. Sie ist die Gattin deines Bruders Fabius. Noch immer stand Fabia erstaunt da. Dies, sagte nun Valerius, dies, geliebte Fabia, ist der heilige Hain, der Aufenthalt meiner Jugend! — Bei diesen Worten zerfloß ihr täuschender Traum. Sie sank mit einem lauten Freudengeschrei in des Geliebten Arme, und rief: du lebst, Valerius? du bist mein? ich lebe? und deine Schwester ist meines Bruders Gattin? O, jetzt fange ich an zu begreifen! Ihr guten Götter! Aber noch immer weiß ich nicht . . . Du warst ja todt! Hersilia sagte mir, sie habe deinen Leichnam gesehen. — Man hatte ihr, fiel Septimia ein, den Körper eines ermordeten Mannes gezeigt. Sie war betrogen wie du. — Nun, von allen Zweifeln befreiet, überließ sich Fabia in Va-

lerius Armen dem unnennbaren Entzücken der glücklichen Liebe. Augenblicke, die nur gefühlt werden können, die theuersten Augenblicke des sterblichen Lebens: wer kann sie beschreiben!

Und hätte, sagte der Greis, jedes Leben nur Einen solchen Augenblick: wer wollte nicht muthig das Leiden ertragen, mit dem er erkauft wird!

Fünftes Buch.

Der Tag eilte auf den Flügeln der Freude dahin. Die ganze Familie hing mit den leuchtenden Blicken der Dankbarkeit an Romulus; denn Er hatte Allen den geliebten, ersehnten Valerius wieder gegeben.

Endlich kam Fabius. Der Glückliche verzeihet gern; und so war die Versöhnung bald geschlossen. Hingerissen von der gütigen Ruhe, die auf jedem Gesichte lag, überwältigt von den sanfteren Empfindungen der Menschlichkeit, die aus allen Herzen und Lippen hervordrangen, vergaß Fabius hier sich selbst, führte Romulus bei Seite, und hob mit dem schönen Eifer der Tugend an: ich kenne deine Absichten, und bin dein, mit Allem, was ich habe und vermag. — „Genügt dir auch," fragte Romulus lächelnd, „das Gefühl, Menschen be-

glückt zu haben? . . . Ist es dir genug, wenn dein Nahme in einigen frohen Hütten mit Dank genannt wird? — Dann sey mir willkommen. Erhalte mir die Freundschaft von Tuskulum, und erwirb meinen Hirten dauernden Frieden mit Antemnä." — Der ist dir schon erworben, Romulus. Ich habe Hersilien von dir erzählt; sie achtet dich, und bittet ihren Vater nie vergebens. Wenn du willst, so gehen wir Beide nach Antemnä. — Erröthend sagte Romulus: „Antemnä will ich gänzlich dir verdanken. Ein Opfer, das meine Hirten zu bringen haben, ruft mich nach Caenina, und die heilige Sitte will, daß ich drei Tage dort bleibe. Dir vertraue ich unterdessen den Frieden mit Antemnä. Eile; denn der ehrwürdige Priester sagt mir, daß Amulius über einem blutigen Anschlage gegen meine Hirten brütet. Valerius zieht mit seiner Geliebten zu mir auf unsre Höhen; so hab' ich Laurentums und Laviniums Freundschaft gewiß. Du sicherst mir Tuskulum und Antemnä; dann kann dein und mein Schwert Alba und seinen König leicht zum Zittern bringen. Eh' er es glaubt, soll eine Stadt am Ufer der

Tiber hervorsteigen, und die edelsten Männer, Männer wie du, werden ihre Väter seyn."

Fabius versprach, nach Antemnä zu gehen, und that es schon am folgenden Morgen. Romulus unterredete sich jetzt noch mit dem Priester, und Fabia, die dabei zugegen war, entschloß sich, selbst noch einmal nach Antemnä zurückzukehren. Mein edler Vetter, sagte sie zu Romulus: Hersilia liebt mich; ach! und wenn die glückliche, durch dich glückliche, Fabia an ihrer Brust liegt, wenn sie von dir erzählt . . . Nein, du kennst Hersilien nicht, wenn du zweifelst, ob Antemnä dir helfen werde. Schon hat das Gerücht von deinen Thaten ihr Herz für dich eingenommen. Ich brauche ihr nur zu sagen: Hersilia, auch ich wurde durch ihn glücklich.

Der Priester lächelte Romulus zu, der erröthend, mit pochendem Herzen, dastand, und gern mehr von Hersilien gewußt hätte, aber dennoch keine Frage wagte. An seiner statt fragte der Priester. Glücklich ist sie nicht, antwortete Fabia; es liegt ein Geheimniß auf ihrer Seele, das Niemand weiß. Beinahe möchte ich behaupten, sie liebe: so unruhig ist

sie! — „Schon lange?“ — Nein. Sie war heiter, ihre Seele offen, wie der helle Himmel. Eines Festes wegen, verließ sie mich auf einige Tage. Seitdem ist sie noch erhabner als sie war, aber nicht mehr so fröhlich. Was sie auch zu tragen hat, sie trägt es mit großer Stärke.

Romulus erheiterte sich bei diesen Worten. „Und soll ich,“ dachte er, „weniger thun, als dieses Mädchen?“

Der Priester schickte nun einige seiner Söhne nach Laurentum und Lavinium; andre besuchten die Hütten der umwohnenden Landleute. Fabia und Septimia gingen, von einigen Jünglingen begleitet, nach Antemnä; Romulus und Valerius nach den Höhen an der Tiber.

Jetzt versammelte Romulus die Hirten, die Räuber, und die vielen edlen Flüchtlinge, die sich aus den benachbarten Städten vor den Verfolgungen ihrer Feinde in das Asylum gerettet hatten. Er schlug der versammelten Menge vor, eine Stadt an der Tiber zu erbauen, nach milden Gesetzen friedlich unter einander zu leben, und immer gerecht gegen ihre

Nachbaren zu seyn. Da trat ein Hirt hervor, der muthigste, tapferste von allen, der Romulus in jeder Gefahr begleitet, und an dessen Seite gefochten hatte. Er sprach: Friede herrscht zwischen uns und allen unsern Nachbaren; denn du, Romulus, thatest ihnen wohl. Nur der feindselige König von Alba — nicht die Bürger; sie sind unsre Verwandten — nur der verfolgt dich und uns. Ohne Blut, das wissen wir Alle, gönnt er uns keine Ruhe. Sende einen Boten, Romulus, und biete dem Könige Frieden. Nimmt er ihn an, so sey es, wie du sagst. Wir wollen dann hier eine Stadt bauen und diese Wälder urbar machen, obgleich die Arbeit groß und mühsam seyn wird. Nimmt er den Frieden nicht, wie du selbst fürchtest: was zögern wir dann? Stelle dich an unsre Spitze, und Alba ist unser. Die Albaner hassen den finstern, argwöhnischen Amulius. Wir wollen uns mit ihnen vereinigen. Dicht an dem reichen Alba sollen sich unsre Hütten erheben, und es vergrößern. Dir, dem Könige über uns und Alba, werden die Götter Heil verleihen.

Ein frohes Jauchzen billigte diesen Vor-

schlag. Alle riefen: „nach Alba! unser König Romulus!" Nur Silius, Valerius, und einige Andre, denen Romulus seine Absichten anvertrauet hatte, schwiegen. Romulus winkte Stille. Dann trat er in die Mitte des Kreises, und rief: „hier in diesen Wäldern wurden wir geboren; sie sind unser Eigenthum, unser namenloses Vaterland. Unter diesen Eichen lernten wir Männer und Freunde seyn; hier unter diesen Eichen liegt die Asche unsrer Väter. Wären denn uns allein die Gräber unsrer Vorfahren nicht heilig? Sollten wir uns den Vorwurf zuziehen, daß wir kein Vaterland hatten, oder es nicht liebten? Bei den Göttern, nein! Dieser Boden ist unser. Es kostet Mühe, ein kleines, wüstes Eigenthum fruchtbar zu machen; aber es ist gerecht, und die Götter segnen nur den Gerechten. Was wollt ihr? die reichen Besitzer der fruchtbaren Albanischen Gefilde ermorden, um ihr Eigenthum in Besitz zu nehmen? die Bürger zwingen, ihre Aecker mit euch zu theilen? Oder, wenn das nicht – wollt ihr dann den reichen Albanern gehorchen, da ihr hier gebieten könnt? Wollt ihr dort für eure Nahrung ei-

nen fremden Acker bearbeiten, und nicht lieber hier den eigenen für eure Kinder fruchtbar machen? Wollt ihr unter dem Nahmen Albaner verschwinden? ... Die Nachwelt würde sagen: hier auf diesen Höhen wohnten einst freie, unabhängige Hirten; sie vergaßen ihrer Tugend, ihrer Sitten, gingen nach Alba, und lebten dort unter fremden Gesetzen, bei fremden Gewohnheiten, als Knechte ihrer reicheren Mitbürger. Passen die Gesetze Alba's für uns? Oder wollt ihr dessen Bürger, eure Verwandten, ausrotten? Denn, wenn ihr sie am Leben laßt — werden die Albaner euch dann ihre Gesetze, an die sie gewöhnt sind, aufopfern wollen? Nein, meine theuren, edlen Gefährten, hier auf diesen Hügeln ist unser Vaterland; hier sind unsre Götter, hier ist der heilige Altar Saturns, von dem das ganze Land den Nahmen Saturnia trägt. Dort unten ragt das alte Heiligthum Pans hervor; dort, an der heiligen Quelle, sang die Nymphe Carmenta ihre prophetischen Lieder. Hier auf unsern Höhen sind die ältesten Heiligthümer, die ältesten Altäre der Götter von Italien; hier ruhet die Asche unsrer Vorfah-

ren; hier ist unser und unsrer Nachkommen heiliges, ewiges und mächtiges Vaterland." Er stieß seine Lanze in den Boden, und lehnte seinen Schild daran. „Heilige Götter!" rief er dann, und breitete die Arme gen Himmel: „nur diesen Boden kann ich, ohne ungerecht zu seyn, mein Vaterland nennen; und bestände er aus harten Felsen oder dürrem Sande, ich würde ihn jedem andern vorziehen, um gerecht zu handeln. Segnet, o Götter, segnet mein Vaterland, und die Männer, die es mit mir wählen! Gebt ihm und ihnen Glück und Heil!"

Jetzt stieß Silius seine Lanze in den Boden, und lehnte seinen Schild daran; dann Valerius und alle Andern. Romulus faßte eine scharfe Axt, tödtete mit Einem Schlage einen Opferstier, und rief: „so treffe Jupiter jeden, der sein Vaterland verräth und verläßt!" Alle wiederholten laut diesen Fluch, und die Versammlung ging aus einander. Romulus reiste nun mit Silius und Valerius nach Cänina, wo er heilige Opfer bringen mußte. Seinem Bruder Remus trug er auf, unterdessen die Luperkalien zu feiern und für die Sicherheit der Höhen zu sorgen.

Die Nachricht, die der Priester Julus aus Alba wußte, daß Amulius über blutigen Anschlägen brüte, war völlig gegründet. Bis jetzt hatte dieser Tyrann nur den kühnen Räuber Silius mit dem furchtbaren Feldgeschrei: „Aegestus!" gefürchtet, und den Unternehmungsgeist des Jünglings Romulus nicht für so bedeutend gehalten. Aber die Vereinigung der Hirten mit dem gefürchteten Räuber, der Friede mit Laurentum, Lavinium und Tuskulum, Romulus vertraute Freundschaft mit dem Priester Julus, dem Enkel Aeneas, die Verbindung seiner Enkelin mit dem mächtigsten Tuskulaner, Fabius: — das alles schien dem mißtrauischen Tyrannen einen gefährlichen Plan zu verrathen. Er hatte, wie sein Bruder Numitor, keinen Sohn; nun schien es ihm natürlich, daß der Priester, Aeneas Enkel, einem seiner Söhne, oder sich selbst, den Thron von Alba verschaffen wollte. Durch blutige Verbrechen war er auf den Thron gelangt; daher trauete er auch Andern gleiche Verbrechen zu. Die Tugend des Greises nannte er Heuchelei, dessen Liebe zu einer glücklichen Einsamkeit List. Sonst hatte er den Greis gehaßt, weil dieser

die Liebe der Landleute besaß, denen er wohl that, doch ihn zugleich, als gar nicht gefährlich, verachtet. Jetzt aber, in Verbindung mit dem schrecklichen Silius, wurde der Greis ihm fürchterlich. Er glaubte: Silius wolle Rache für Aegestus, der Priester für sich oder seine Söhne den Thron von Alba, und Romulus, der ehrgeitzige Jüngling, sey ein Werkzeug in den Händen Beider; Einen von ihnen müsse er stürzen, um sie Alle zu verderben.

Jedes Mittel, die Hirten in Kriege zu verwickeln, war ihm mißlungen. Nun schickte er geheime Abgesandten in den heiligen Hain, so wie unter die Hirten, und ließ alle Schritte, die der Priester und Romulus thaten, beobachten; aber Eine unglückliche Nachricht folgte auf die andere. Endlich kam einer seiner Freunde, der als ein angeblich Verbannter unter die Hirten geflohen war, nach Alba zurück, und Amulius fragte ihn mit finsterer Erwartung: „was bringst du?" — Gute Nachricht, König! Du fürchtest den alten Priester und diesen Romulus ohne Ursache. Ich wage es, dir mit den heiligsten Eiden zu versichern, daß sie von dir nur Frieden wünschen. Der Jüngling

hat den süßen Wahn, ein Volk zu stiften, das leben soll, wie die kleine Familie des Priesters.

„Und Silius? . . . Wenn du wüßtest, warum ich diesen Mann fürchte, der mich nun schon seit achtzehn Jahren in meinem Schlafe stört!" — So schlafe denn von nun an ruhig. Ja, er haßt dich, und wenn dein Nahme genannt wird, so blitzen seine Augen; allein des Jünglings Tugend, oder, wenn du lieber willst, dessen Traum, hat seinen Zorn entwaffnet. Seine Liebe für den schönen Wahn des Jünglings ist größer, als sein Haß gegen dich. König, hindre sie nicht, befördre ihre Plane; und du bist sicher. Zerstörst du das schöne Gebäude ihrer Phantasie, so sind sie gezwungen, ihre Aufmerksamkeit auf die wirklichen Gegenstände um sich her zu richten; und dann werden sie dich als ihren Feind behandeln. Ohnehin sind genug unter ihnen, welche oft die Ruhmbegier antreibt, zu rufen: nach Alba! Amulius ist unser Feind! — Doch, bei den Göttern! ihre Führer haben es nicht mit dir zu thun. Ich bin zwei Monate in ihrer Nähe gewesen, und kenne sie alle. Silius habe ich dir schon geschildert. Fabius, aus Tuskulum, der seit Kur-

zem bei ihnen ist, dürstet nach Ruhm, und will herrschen. Romulus kennt ihn, und schmeichelt ihm, wie einem Kinde, mit Worten; aber gewiß fühlen Beide schon jetzt, daß sie einander hassen. Romulus Zwillingsbruder . . .

„Zwillingsbruder?" rief der König schnell; „wessen Zwillingsbruder? wessen?"

Romulus Zwillingsbruder, Remus, ist ein weichlicher, mädchenhafter . . . —

„Halt!" rief der König; „Zwillinge sind sie? Götter, davon wußte ich nichts. Sag, wer sind ihre Eltern? Achtzehn bis neunzehn Jahre ist dieser Jüngling alt? Sag, was weißt du davon? Wer sind ihre Eltern?"

Ein Hirt, Nahmens Faustulus, wird von Romulus „Vater" genannt; das habe ich selbst gehört. Aber eine Fabel, die seine Geburt mit einem dunklen Schleier bedeckt, und die wahrscheinlich er selbst erfunden hat . . .

„Wie ist diese Fabel? Sag, wie ist sie!"

Faustulus, erzählen die Hirtinnen, habe die beiden Brüder vor neunzehn Jahren am Ufer der Tiber in einem kleinen niedrigen Kasten gefunden. . . . Aber, König, du erblassest! Was ist dir?

„Und du sagst," stammelte Amulius zitternd, „ihre Anschläge gehen nicht auf mich? Götter! dieser Silius, diese beiden Jünglinge! Und mein Bruder, und . . . Wie, Treuloser? du wagst es, mir zu rathen, daß ich sie in Ruhe lassen soll? du wagst es, sie zu vertheidigen?" — Unruhig ging er auf und nieder. „In einem kleinen niedrigen Kasten! . . . Sie sind es, sie sind es! Und hier in Alba haben sie die Beförderer ihrer mörderischen Anschläge."

Als der Abgeordnete, stumm vor Schrecken, dastand, fuhr der König eilig fort: „Hast du Muth, Marius? Gold und Ehre soll dich belohnen! Nicht der Priester; Romulus und Silius, diese Beiden sind meine fürchterlichsten Feinde. Befreie mich von ihnen, auf welche Art du willst. Es kann ja auch nicht fehlen. Wie leicht ist es nicht, einen sorglosen Jüngling, der ganz allein auf dem Palantinischen Hügel wohnt und jede Nacht aus dem Heiligthume Pans zurückkehrt, niederzustoßen? Nimm dir Gehülfen, brauche meine ganze Macht; nur befreie mich von diesen beiden Menschen, die wie Dämonen meine Ruhe stören!"

In diesem Augenblicke kam ein Bote des

Königs von Antemnä zurück, und brachte die Nachricht, daß Hersilius den Frieden mit Romulus so lange halten würde, bis dieser ihn selber bräche. Hersilia, setzte der Bote hinzu, ist die wärmste Freundin der Hirten. Sie war es, die meine Ueberredungen, den Krieg wieder anzufangen, entkräftete. — „Du siehst," sagte der König sehr unruhig — „du siehst, Marius, wir müssen eilen. Alles verläßt mich, ach, beinahe auch die Hoffnung. O, als ich noch jung war, was machte da mein Muth nicht möglich? Und jetzt soll ich alle meine Mühe an diese Knaben verlieren? Marius, sey muthig, und ich belohne dich ohne Gränzen."

Marius forderte nach einer kurzen Ueberlegung die treuesten Männer des Königs zu einem nächtlichen Ueberfall. In zwei Tagen, sagte er, feiern die Hirten die Luperkalien. Dann sind alle ihre Hütten voll Freude, und die Jünglinge halten, ohne Waffen, den heiligen Wettlauf. Die Zwillingsbrüder werden an ihrer Spitze seyn. Ich verspreche dir, König, sie in deine Hände zu liefern.

Die treuesten Männer wurden ausgesucht.

Sie verließen Alba einzeln, gingen am Abend aus verschiedenen Thoren, und versammelten sich in einem dichten Walde, dort Marius Befehle zu hören.

Marius irrte sich nicht. Remus hatte, im Vertrauen auf seines Bruders Nahmen, die Wachen aus den Eingängen der Höhen zurückgezogen, das Fest des Pan recht feierlich begehen zu können; und aus allen Hütten strömten noch vor Sonnenaufgang die Hirten zusammen. Der frohe, heitre Jüngling Remus wohnte noch immer in Faustulus Hütte, unter dessen Kindern. Sorglos saß er, mit Blumen bekränzt, auf einem schattenreichen Hügel, an der Seite einer schönen Hirtin. Nicht für den Krieg, sondern für den Genuß stiller Ruhe, ward er geboren. Mitleidig, gut und wohlthätig war seine sanfte, heitre Seele. Er bewunderte seinen Bruder, beneidete ihn aber nicht um seinen Ruhm, und freuete sich herzlich, wenn dieser ihn mit starkem Arm an die Brust drückte, und: du lieber, weicher Knabe! zu ihm sagte. Romulus Auftrag, die Luperkalien zu feiern, hatte ihn glücklich gemacht, weil er nun allen Hirten einen fröhlichen Tag geben konnte.

Er opferte in der Höhle Pans; dann zog er bei lauten Gesängen hinunter auf eine schöne Wiese, die leichtes Gebüsch umgab. Ringsum lagerten sich die Mädchen; die Mütter standen erwartend da, und hofften auf den Wettlauf der Jünglinge, der ihnen Lucinens Hülfe versprach. Tanzend flogen nun die Jünglinge, ohne Waffen, halb ohne Bekleidung, rings um die Wiese hin. Schon nahmen die Mädchen an dem Wettlauf Theil, und es stieg ein frohes Jauchzen gen Himmel. Aber auf einmal erhob sich das Schmettern der Hörner im Walde; Albanische Krieger brachen aus den Gebüschen hervor, und stürzten mit gezogenen Schwertern auf die Tanzenden. Marius ergriff Romulus Bruder, warf ihn zu Boden, und ließ ihn binden. Die Mädchen und die meisten Jünglinge flohen in die Gebüsche. Die man noch einholte, sagten einstimmig: daß Silius und Romulus in Cänina wären.

Man band den Gefangenen die Hände auf den Rücken, und führte sie nach Alba. Remus hob die Augen nicht vom Boden, vergaß seine Gefahr, und sagte nur: o mein Bru-

der, du wirst den unvorsichtigen Remus nicht mehr lieben!

Marius führte den Jüngling allein zu dem Könige, der unruhig in einem Saale auf und nieder ging, und sagte ihm leise: ich bringe sie dir nicht alle; Romulus und Silius waren in Cänina. Aber hier ist der eine von den beiden Brüdern, eine sichere Geissel für die Ruhe der Andern.

Amulius warf unruhige Blicke auf Remus, und betrachtete ihn zuweilen schweigend mit der höchsten Aufmerksamkeit. Diese Züge, sagte er vor sich; . . . sie sind es. O, ich kenne diese Miene ihrer Mutter. — Er wendete sich, mit Groll im Blicke, zu dem Jüngling, der zitternd dastand, und fragte: Wer bist du? — „Ein Hirt von den Ufern der Tiber. Remus ist mein Nahme!" — Bei den Göttern! die erste Unwahrheit kostet dir das Leben. Sag, wer sind deine Eltern?

„Eltern habe ich nicht. Man fand mich und meinen Bruder am Ufer der Tiber. Ein Hirt, Faustulus, erbarmte sich unser, und erzog uns."

Und auf wen rathet ihr, daß er euch dort

ausgesetzt habe? Rede die Wahrheit, oder die Folter soll sie von dir erzwingen!"

„Auf Niemanden. Faustulus fand uns am Abhange des Palantinischen Hügels im Schlamme wimmernd. Das ist alles, was wir von unsrer Geburt wissen."

Bösewicht! ihr wißt mehr davon. Rede! wer ist Silius? was ist deines Bruders Absicht?

„König von Alba, dein Zorn soll mich verderben, wenn ich mehr weiß, als ich gesagt habe. Silius war ehemals ein Räuber; jetzt ist er der Freund meines Bruders. Und meines Bruders Absicht? Sie ist die edelste: Friede mit allen Völkern rings um uns her. Du hassest uns, König von Alba, sagt mein Bruder; und er verlangt von dir weiter nichts, als daß du ihm vergönnen sollst, auf den Höhen mit seinen Hirten friedlich zu leben. Er will uns gerechter, weiser, glücklicher machen. Womit beleidigten wir dich, König von Alba?"

Numitor suchte den furchtsamen Jüngling noch mit vielen Fragen zu verwirren, drohete ihm mit der Folter, und ließ die Werkzeuge dazu schon bringen; aber Remus blieb sich in

seinen Aussagen immer gleich, und wurde endlich weggeführt.

Er scheint nichts zu wissen, sagte Amulius; doch ohne Zweifel weiß Romulus, weiß Silius mehr. Vielleicht ist mein Bruder Numitor von dem Geheimniß unterrichtet. Verräth er nur mit einer Miene, daß er den Jüngling kennt; bei den Göttern! sein graues Haar soll ihn nicht schützen.

Marius wußte noch immer nicht, wovon die Rede war; indeß errieth er leicht, daß der König ein Geheimniß hatte, welches sich auf die Geburt der Zwillingsbrüder bezog. Amulius befahl ihm, den Jüngling zu Numitor zu bringen; dieser sollte die Richter versammeln, das Todesurtheil über den Jüngling zu sprechen. Und Marius, setzte er hinzu: — beobachte meines Bruders Gesicht dabei; gieb genau Acht, ob er bei dem Nahmen Remus die Farbe wechselt, ob er dem Jüngling mitleidige Blicke zuwirft. Aber freilich, er versteht sich darauf, seine Empfindungen zu verbergen. Lächelte er doch, als man ihm den Tod seines Sohnes berichtete! Darum merke auf seine Stimme, ob sie bebt. Ich will endlich ein-

mal nicht länger zittern. Geh, und thue, was ich befohlen habe."

Marius ließ Remus zu Numitor bringen, der jetzt ein obrigkeitliches Amt in Alba bekleidete. Amulius hatte es ihm gegeben, um das Volk, das den guten unglücklichen Greis noch immer liebte, zu beruhigen. — Marius sagte dem Greise den Befehl des Königs, daß er das Todesurtheil über den jungen Hirten sprechen sollte. Er heißt Remus, setzte er hinzu, und ist ein Bruder des stolzen Romulus.

Mit der größten Ruhe und Kälte hörte Numitor den Auftrag und den Nahmen des Hirten. Er ließ den Jüngling vor sich kommen, und fragte sanft, aber ohne Theilnahme: was hast du verbrochen? Du bist, höre ich, ein Bruder des Räubers Romulus; also hast du wohl Raub begangen. — Bist du der Kläger? Mit dieser Frage wendete sich Numitor an Marius.

„Ich bin kein Räuber," erwiederte Remus; „ich bin ein Hirt von dem Ufer der Tiber. Dieser Mann überfiel uns, als wir eben ein Opferfest begingen, und mich schleppte man gefangen hierher."

Numitor sah Marius fragend an; und dieser bestätigte die Aussage des Jünglings. — Was findet man denn Strafbares an dir?

„Daß ich nicht sagen kann, wer meine Eltern sind. Schon drohete der König mir Unschuldigem mit der Folter. Ich sagte die Wahrheit.“

Wunderbar! erwiederte Numitor lächelnd. Du weißt nicht, wer deine Eltern sind? Wo bist du denn geboren?

„Vor neunzehn Jahren fand ein Hirt mich und meinen Zwillingsbruder in einem Kasten am Ufer der Tiber.“

Wie? rief Numitor, und sprang auf. Vor neunzehn Jahren? Zwillingsbrüder? Barmherzige Götter! Wo? wo? An der Tiber, sagst du?

„Der Strom war ausgetreten, erzählt mir mein Pflegevater; und so hatten die Mörder uns nicht in das Bett des Flusses werfen können.“

Aus Numitors Augen brachen auf einmal Thränen hervor. Er suchte sich zu fassen; doch die Bewegung seines Innern war zu stark. Zitternd sprang er auf, als wollte er den Jüngling umarmen. Aber sogleich stand er wieder unbe-

weglich da. Wann war das? fragte er endlich mit fast gebrochener Stimme.

„Gerade an dem Tage, da das große Fest des Latinischen Jupiters gefeiert wurde, fand uns der Hirt auf seinem Rückwege von dem Albanischen Berge.“

Numitor wurde todtenbleich, verhüllte sein Gesicht in den Mantel, und man hörte ihn schluchzen. Endlich blickte er wieder auf, und sagte in schmerzlichen Tönen zu Marius: was du auch von meiner Bewegung denken magst, edler Marius — ich hatte einen Sohn; er fiel, als er ein Jüngling war, wie dieser. Diese Erinnerung . . . Ich wünschte, du sagtest dem Könige nichts davon; sonst könnte er glauben. . . Er stand auf, gab Marius freundlich bittend die Hand, warf dem Jünglinge nur einen zärtlichen, traurigen Blick zu, und wollte sich sogleich entfernen.

Marius sagte: der König verlangt, daß du dem Jünglinge das Todesurtheil sprechen sollst. — Diese Grausamkeit erregte in dem furchtsamen Herzen des Greises Abscheu, und gab ihm Stärke. Er blieb zitternd stehen; dann fiel er vor dem Hausaltare nieder, und

rief

rief in majestätischem Zorne: das ist zu viel, ihr Götter! der unmenschliche Tyrann! Nein, jetzt hasse ich mein Leben! Nimm es, du feiger Sklav seiner Mordsucht! — Edel und groß trat der Greis auf Marius zu, und zum ersten Male hatte sein Gesicht eine schreckende Würde. — Sag dem Tyrannen, dem Mörder meines Aegestus und meiner Ilia, sag ihm, daß ich ihn hasse, daß ich ihn verabscheue! — Er zog den Jüngling an seine Brust, und rief: ja, mein Sohn; ich will dir das Todesurtheil ankündigen. Du mußt sterben; denn du bist mein Enkel, der Sohn meiner Tochter Ilia. Aber hier in meinen Armen soll der feige Mörder dich tödten. So wollen wir sterben; und gewiß rächen die Götter dann endlich das Blut meiner Kinder. Ach, ich erröthe jetzt, mein geliebter Enkel, daß ich so lange gelebt habe; aber noch kann ich dich lehren, wie man muthig sterben muß! — Er wollte die Riemen, womit Remus gebunden war, auflösen; doch Marius hinderte ihn daran. Jetzt rief der Greis mit lauter Stimme seine Hausgenossen, und befahl ihnen, den Mörder abzuhalten. Er lös'te Remus Bande, und sagte schluchzend

dazwischen: o seht, meine Freunde! Dieser Jüngling ist ein Sohn meiner Ilia, meiner ermordeten Tochter! Es entstand ein lautes Schluchzen, als der Jüngling vor seinem Großvater niedersank, und dessen Kniee umfaßte, als der Greis sich zu ihm niederbeugte, und seine grauen Locken von den Thränen des Jünglings benetzt wurden. Sterben mußt du, mein Sohn, sagte der Greis; doch keine Gewalt soll uns trennen! Ich habe unwürdig gelebt; ich konnte lächeln bei dem Tode meiner ermordeten Kinder. Aber groß will ich sterben, fallen mitten unter meinem Volke, dessen König ich bin, fallen des Thrones werth, den der Bösewicht mir raubte!

Er hob den Altar auf, zog ein Diadem und die königliche Toga, die er darunter verborgen hatte, hervor, setzte das Diadem auf seine grauen Locken, warf den Purpurmantel um seine Schultern, und rief: so will ich sterben! Nun faßte er seines Enkels Hand, und führte ihn auf die hohen Stufen vor dem Hause. Marius eilte weg, und rief des Königs Söldner. Aber Numitors Hausgenossen ergriffen, von dem rührenden Anblicke bewegt,

die Waffen. Das Volk, das den Gefangenen bis vor Numitors Wohnung begleitet hatte, erstaunte, als es diesen im königlichen Schmucke unter die Vorsäulen treten sah. Marius wollte mit seinen Bewaffneten ihn wegreißen; das Volk zerstreuete aber die Wenigen bald, und Marius eilte nun zu dem Könige.

Stolz und majestätisch stand Numitor da, und rief: Hier ist dein König, Volk von Alba! Ein Bösewicht, mein Bruder, raubte mir das Diadem, ermordete meinen Sohn und meine Tochter Ilia. Hier, dieser Jüngling, Ilia's Sohn, wurde durch die Macht der Götter gegen den Mörder meines Stammes beschützt. Amulius ließ ihn und seinen Bruder, als sie geboren waren, in die Tiber werfen; doch die Hand der gerechten Götter erhielt die Knaben. Diesen Jüngling hat Amulius jetzt ergreifen lassen, um ihn zu ermorden. Volk von Alba, er ist dein König! Hier — er wand das Diadem um Remus Locken, und hängte ihm den Purpurmantel um —: ich nehme die ewigen Götter zu Zeugen, dieser Jüngling ist mein Enkel! Albaner zu den Waffen, euren König, eure Götter zu schützen, und den Mörder, den

feigen Bösewicht, den Tyrannen Amulius, zu bestrafen!

Zu den Waffen! rief das Volk. Heil unserm Könige! der Götter Rache über den Mörder! Zu den Waffen! zu den Waffen! Ilia's Sohn, unser König! — Remus winkte Stille, und rief hinunter: ich bin Ilia's Sohn, Albaner; doch nicht euer König. Diese Hand ist zu schwach, das Scepter zu tragen. Meinem Bruder Romulus — ihr kennt den großen Nahmen — ihm gehört dieses Diadem, dieser Purpur. Er wird Alba groß machen. Heil Romulus, dem Könige von Alba!

Heil Romulus, unserm Könige! rief das Volk nach, und jauchzte vor Freude.

Indessen war Marius auf die Burg geeilt, und erzählte dem Könige Amulius mit schnellen Worten den Ausgang der Begebenheit. Der Greis, setzte er hinzu, kannte das Schicksal seiner Enkel nicht, und Remus wußte nichts von seiner Geburt. Jetzt weiß es ganz Alba, und Romulus wird nun freilich bald erfahren, wer seine Mutter war. — „So hätte ich selbst denn," rief der König wüthend, „die Rache der Götter aufgefordert? So hätt' ich mich in

meinen eigenen Netzen gefangen? So riß ich die Jünglinge, die nicht wußten, wer sie sind, aus der Dunkelheit hervor, und gab ihnen selbst den Dolch, der mich treffen soll, in die Hand?" Er verdeckte zitternd die Augen, als scheute er den Anblick des Himmels. „Aber," rief er dann auf einmal: „was ist denn verloren? Ist dieser Greis allmächtig? führt der Knabe Jupiters Blitze? Kenne ich denn das feige Volk nicht, das zugleich jauchzt und zittert? Laß meine Männer ausrücken. Ich will ihnen zeigen, daß ein muthiger Mann mehr ist, als das rächende Schicksal. Fort! Sie sollen mir folgen!" Er riß das blitzende Schwert von der Hüfte, hängte den Purpur über den blinkenden Harnisch, und stürzte so, an der Spitze seiner ihm treuen Söldner, nach Amulius Hause.

Als das Volk den ersten Ton der klirrenden Waffen vernahm, verstummte das Jauchzen, und Alle wurden bestürzt. Numitor, der schwache, gebeugte Greis, ergriff ein Schwert, und eilte die Stufen hinab, seinem grausamen Bruder entgegen. Remus war neben ihm. Ergreift, rief Amulius mit gewaltiger Stim-

me: — ergreift den wahnwitzigen Greis, und den thörichten Betrieger, der sich für seinen Enkel ausgiebt!

Der Greis hob mit der zitternden Hand den Dolch; doch ein Söldner entwaffnete ihn. Remus verwundete einen; dann aber stürzten sich mehrere über ihn her, und er stand entwaffnet da. Das Volk drängte sich ängstlich zusammen, und verwünschte nur im Herzen den Tyrannen.

Amulius betrat die Stufen vor seines Bruders Hause, und rief: dieser wahnwitzige Alte hat dich bethört, Volk von Alba, so wie er selbst von diesem Betrieger bethört ist. Ilia, das wißt ihr Alle, war Jungfrau der Vesta, und starb in meinen Armen. Ich weiß zu strafen, und die Götter sind, wie ihr gesehen habt, auf des Gerechten Seite; aber ich weiß auch zu verzeihen, und Numitor ist mein Bruder. Bei den Göttern, die mich beschützten, ich werde ihm verzeihen. Heil dir, Alba! Heil euch, Albaner! — Das Volk rief nach: Heil Alba! Heil unsrem Könige Amulius!

Nun führte Amulius seinen Bruder und den Jüngling mit sich auf die Burg, und in

ein sichres Zimmer. Meintest du, fragte er dabei hohnlachend, daß Jupiter mit seinen Blitzen dich gegen mich beschirmen sollte? Der Greis sah ihn eine Weile schweigend an; dann sagte er: Amulius, du hast meine Kinder ermordet, du wirst auch mich und diesen Jüngling ermorden; aber sein Bruder — fühle, wie du erbleichst! — sein Bruder Romulus wird der Götter Blitze führen! Wir sterben; doch Romulus lebt! — Er umfaßte seinen Enkel, und ging ruhig in sein Gefängniß; der Tyrann schlich zitternd und bleich auf seinen Thron.

Remus erholte sich an der Brust seines Großvaters von der Bewegung, in welche ihn die raschen und gewaltsamen Vorfälle versetzt hatten. Und woher, fragte er erwartend — woher weißt du, daß ich dein Enkel bin? Ilia war meine Mutter? Welcher Grausame bestimmte denn meinen Bruder und mich zum Tode? Und sagte nicht der Tyrann, Ilia sey Jungfrau der Vesta gewesen?

Sie war es, hob der Greis seufzend an. Meinen Sohn hatte der Grausame ermorden lassen; meine Tochter zwang er, Vestalin zu

werden, weil er die Enkel fürchtete, die ich bekommen könnte. Deine unglückliche Mutter liebte einen sehr edlen Jüngling, den Busenfreund meines ermordeten Sohnes, ach, den Treuen, dessen Rath ich hätte befolgen sollen. Er, die einzige Stütze meiner sinkenden Familie, wurde verbannt, und ich war schwach genug, in seine Verbannung zu willigen. Mein Weib riß der Gram von meiner Seite; meine Tochter war Vestalin, ich allein! Nun glaubte ich, das Schicksal sey im Zorne gegen mich ermüdet; ich träumte, die Grausamkeit meines Bruders wäre gesättigt. In einer Nacht ward die Thür meines Ruhezimmers aufgerissen, und mein grausamer Bruder, mit einer Fackel in der Hand, von Gewaffneten begleitet, trat herein. In ihrer Mitte war meine unglückliche Tochter mit bleichem Gesichte. Ich sprang auf, und stürzte neben meinem Bruder, der mich aufhalten wollte, vorbei, in die Arme meiner unglücklichen Ilia. „Der Tod," sagte sie gelassen, „ist nur der Augenblick, der das Leben endet; warum ihn bejammern? Der Mörder dort hat einen Vorwand, mich zu tödten. Ich bin Mutter, mein Vater. — Du

hörst ihr Geständniß. Sie hat der furchtbaren Göttin das heilige Gelübde gebrochen; und du kennest das Gesetz. — Ich war bei diesen Worten wie vernichtet, warf mich meinem Bruder zu Füßen, und umfaßte seine Kniee. Meine Ilia, die ich zu mir nieder ziehen wollte, hob mich auf, und sagte mit Stolz: elender Mörder! so hat deine Grausamkeit diesen Mann erniedrigt, daß er zu deinen Füßen lag! Wozu noch dieses armselige Zögern? Ich bin schuldig; du bist König und Richter. Sprich dein Urtheil, und tödte! — Amulius sagte mit verstellter Güte: „Bruder, ich habe Mitleiden mit dir; noch bedecket Nacht das schreckliche Geheimniß. Hier bring' ich dir deine Tochter. Durch mich ist sie aus dem Tempel entführt, und man glaubt, sie sey entflohen. Sie soll dein freudenloses Alter trösten. Nimm, und verbirg sie." — Es war mir, als ob ich die Stimme einer helfenden Gottheit hörte. Ich nannte ihn: Vater, Retter, König! — „Nur," fing er wieder an, „soll Ilia den Verbrecher nennen, der sie entehrt, der die Göttin beleidigt hat. Ilia, meine unglückliche Nichte, nenne deinen Verführer; und ein ewiges Ge-

heimniß soll dein Unglück bedecken! Sprich!" — Ich will es, hob sie an, und die Röthe des Zornes goß sich über ihre blassen Wangen; ihre Gestalt wurde majestätisch. Du willst meinen Tod. Aber du feiger, elender Mörder, du willst auch den Tod meines Geliebten. So höre! Ein Jüngling, schön wie ein Gott, stark wie Mars, überraschte mich an der heiligen Quelle, und schloß mich in seine Arme. Er ist der Vater des Kindes, das unter meinem Herzen ruhet, und — zittre Bösewicht! — der Rächer meines Todes! . . . O du Theurer! — rief sie mit ausgebreiteten Armen — den ich mehr liebe, als mich selbst! edler, mächtiger Jüngling! Ewige Nacht bedeckt deinen hohen Nahmen; aber der Pfeil des Todes für diesen Mörder liegt auf deinem Herzen. Die Götter werden mit dir im Bunde seyn. Zittern soll dieser Mörder mitten unter seinen Bewaffneten, auf seiner Burg. Deine Hand, mit dem Todespfeile bewaffnet, hängt unsichtbar über seiner Brust. Ein unbekanntes Verderben begleitet alle seine Schritte; du verfolgst ihn unablässig, so lange dein Herz schlägt, Geliebter! Bei dem Nahmen Ilia sollst du

bleich werden, Tyrann! Denn mein Geliebter lebt, unsichtbar und verderbend wie das Schicksal, und denkt sonst nichts als deinen Tod! Nun, tödte mich, Mörder; deine Angst sey meine Rache!

Amulius stand zweifelnd da. Endlich übergab er mir meine Tochter; aber zugleich ließ er in der Halle, die sie bewohnen sollte, einige seiner getreuesten Anhänger, sie zu bewachen. In finstrer Trauer durchlebten wir einige Monate. Ich bat Ilia, mir den Nahmen ihres Geliebten zu nennen; sie antwortete immer: er heißt Rächer. Amulius schwor mir an den Altären der Götter Sicherheit für meine Tochter, wenn sie den Nahmen ihres Verführers entdeckte. Aber vergebens. Ilia sagte: „wird ein Mörder seine Eide halten?" und ich erfuhr den Nahmen nicht. An die Flucht konnten wir nicht denken; der Tyrann war vorsichtig, und hatte uns alle Mittel dazu abgeschnitten.

Endlich kam die Stunde der Entbindung. Niemand durfte sich Ilien nähern, ausgenommen die Weiber, die Amulius dazu bestellt hatte. Sie gebar zwei Knaben, dich und deinen

Bruder, und benetzte euch mit Thränen. — „O,“ rief sie, und hob die zitternden Arme betend zu dem Himmel auf: „o ihr gütigen, ihr helfenden Götter! Jetzt hängt mein Leben mit unzerreißlichen Banden an diesen Kindern. Ich flehe euch an, es zu verlängern, und meine Kinder zu erhalten. Sollte ich eines so hohen Glückes nur theilhaftig geworden seyn, um zu erfahren, wie groß der Schmerz ist, es wieder zu verlieren? Gerechte Götter, beschützt das Leben dieser unschuldigen Kinder! Ich kann sie nicht schützen; euch übergebe ich sie. Sie erhob sich, so matt sie auch war, trug die Kinder mit bebenden Armen auf den Hausaltar, knieete nieder, und betete weinend. Wir, die wir es sahen, waren außer uns vor Schmerz. Jetzt trat Amulius herein. Ilia stand auf, warf sich vor ihm nieder, und stammelte: „König, sieh mich zu deinen Füßen! Ich bin Mutter. O, sey barmherzig, und schenke den beiden Kindern das Leben! Ich schwöre dir bei meiner Mutterangst, bei dem Heil meiner Kinder: ich will sie nichts lehren, als dich lieben, will ihnen nichts sagen, als: Amulius, der Gütige, der Großmüthige, erhielt euch

das Leben. In deinem Hause will ich mit ihnen wohnen; unter deinen Augen, von deinen Wohlthaten sollen sie erzogen werden. Amulius erbarme dich der unnennbaren Angst in dem Herzen einer zagenden Mutter!" — Wohl! sagte er nach einem kurzen Besinnen; nenne mir den Nahmen und den Aufenthalt deines Verführers, und du darfst für deine Kinder nichts fürchten. Ilia, sey, was du seyn willst, ganz: Mutter, oder Geliebte!

Ilia wurde bleich, und schien nachzudenken. Sie kämpfte lange mit sich selbst. Endlich nåherte sie sich den beiden Kindern, nahm sie an ihren Busen, und bedeckte sie, ohne reden zu können, mit Küssen und Thränen. So, die Kinder an ihre Brust gedrückt, warf sie sich erst am Altare, und dann vor Amulius nieder. „Wenn du den Vater dieser Kinder tödtetest," sagte sie mit unaussprechlichem Schmerze: — „müßtest du dann nicht auch sie tödten, die Rächer ihres Vaters? O Amulius, erhalte das Leben der Kinder, und versöhne so den Vater mit dir." — In den Augen des Grausamen zeigte sich ein kleiner Strahl des Mitleidens. Doch bald runzelte er wieder die Stirn, und

sein Auge verfinsterte sich. Nenne den Nahmen! rief er. — „Ihr Götter! nun hab' ich vollendet!" rief Ilia noch, und drückte euch, bei heißen Thränen, an ihre Brust. Da riß Amulius euch ihr weg, und sie fiel todtenbleich in meine Arme. Er ließ euch fortbringen; dann hoben, auf seinen Wink, ein Paar Weiber Ilien auf, und trugen sie weg. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Auch von euch hätte ich nichts erfahren, wenn nicht einer seiner Sklaven, den mein Leiden rührte, mir die schreckliche Nachricht gegeben hätte: der König habe euch in die Tiber werfen lassen, weil er sich doch scheue, euer Blut zu vergießen. Am Fuße des Palantinischen Hügels hatte man euch in den Fluß gesetzt: das erfuhr ich. Dank nun den Göttern! sie haben euch gerettet!

„Und meine Mutter?" fragte Remus, in Thränen zerfließend. — Deine unglückliche Mutter wirst du nie sehen; sie ist todt.

Remus legte die Hand an die Stirn, und blieb lange so stehen. „Der Unmensch!" rief er dann. „Aber ohne Rache sterben wir nicht. Dein Enkel, Numitor, Ilia's Sohn, lebt, uns und die Menschheit an diesem Ungeheuer

zu rächen. Ha! ich sehe, wie Romulus aufspringt, wenn er hört, daß ich ermordet bin, wenn er hört, daß mein Mörder auch unsre Mutter ermordet hat! Ich sehe, wie die tapfern Jünglinge sich um ihn her drängen, wie er nach Alba fliegt, uns zu rächen! Ich sehe den muthigen Silius, gleich einem verderbenden Blitz, an seiner Seite. Herbei, mein edler Bruder, herbei!"

Da öffnete sich die Thür, und Amulius trat hohnlachend herein. Thor! sagte er: du irrest dich; du bist die Geissel für deines Bruders Ruhe. Sobald dieser tollkühne Jüngling sich Alba nähert, lass' ich dich auf die Mauer führen und vor seinen Augen hinrichten. Bewächet Beide! rief er den Söldnern zu: ihr steht mit eurem Leben für sie! Hier sind noch einige gefangene Hirten. Sende einen von ihnen zu deinem Bruder, und laß ihm sagen, daß dein Leben mir für seine Ruhe bürgt.

Remus wurde bleich, als er das hörte. Unruhig, mit sich selbst kämpfend, ging er auf und ab. Seine Augen funkelten, sein Gesicht glühete; seine Gestalt wurde heldenmäßiger, sein Gang groß und edel.

„Du hast Recht," sagte er endlich zu Amulius; „laß mir einen Hirten kommen. Ja, nun wird mein Bruder es nicht wagen, sich zu rächen. Er wäre mit Haß und Rachbegierde hierher geeilt; aber wenn er erfährt, daß Remus Leben für seine Ruhe bürgt — ach, er liebt mich — das Schwert wird aus seiner Hand sinken. Laß einen Hirten kommen; ich will ihm einen Auftrag an meinen Bruder geben. Lucius heißt er."

Während daß Amulius den Hirten rufen ließ, ging Remus zu seinem Großvater, legte sich an seine Brust, und benetzte ihn mit Thränen — nicht der Angst, sondern der Freude. „Ich bin," sagte er flisternd, „ich bin ein Enkel des großen Aeneas. Eine That ward mir vergönnt, mein Vater; Eine. Romulus soll von mir sagen: er war mein Bruder, der Jüngling. O, mein Vater, ich will meines Stammes würdig seyn."

Der Hirt wurde gebracht. „Lucius," sagte Remus zu ihm; „ich bin Ilia's Sohn, Numitors Enkel. Du weißt, wie ich dich immer vor Allen geliebt habe." So sprechend, zog er ihn immer weiter in den entferntesten Theil

des

des Zimmers. Darf ich, fragte er, dem Hirten meinen Auftrag ohne Zeugen geben, damit mein Bruder sieht, daß ich nicht dazu gezwungen wurde?" Amulius erlaubte es; und nun ging Remus mit dem Hirten in ein andres Zimmer.

„Lucius," sagte er; „eile zu Romulus, und melde ihm, er sey Ilia's Sohn, und Amulius habe unsre Mutter ermordet. Die Götter, seine Mutter, sein Großvater und ich, wir Alle rufen ihn, uns zu rächen. Sage ihm, daß Remus für ihn gestorben ist. Schaudre nicht zurück, Lucius. Ja, ich sterbe für meinen Bruder. Er that alles für mich, wenn ich in weicher Unthätigkeit Kränze flocht und Lieder sang; er war groß, edel, stark wie die Helden der Vorzeit, und arbeitete, kämpfte für die Menschen. Das konnte ich nicht; aber Eins konnte ich: ihn lieben, für ihn sterben. Jetzt spottet der Tyrann unsrer Rache; denn ich bin in seiner Gewalt. Ich verschließe meinem Bruder den Weg zu dem Throne von Alba, der sein Eigenthum ist, und mein Leben ist die Schutzwehr des Tyrannen. Also muß ich, will ich sterben. Melde meinem Bruder, es thue mir

wehe, daß ich ihm nicht Lebewohl sagen könne; aber ich sey gern für ihn gestorben. Ich war weich, nicht weichlich; doch das Unglück unsers Stammes hat mich fest gemacht. Das Schicksal fordert noch ein Opfer aus unserm Blute; und ich will es seyn. Ich bitte dich, weine nicht; geh, eile!"

Der Hirt bat und beschwor ihn, zu leben. Remus erwiederte lächelnd: „Lucius, mein Bruder sagte einmal: wehe dem Jüngling, der die Stunde zu einer großen That vorübergehen läßt! er ist nicht werth, eine zweite zu finden! Grüße meinen Bruder." — Er trocknete die Thränen des Hirten ab, und führte ihn zu dem Könige hinein. „Bestelle meinem Bruder das alles," sagte Remus. — Melde dem tollkühnen Jünglinge auch, rief Amulius, daß seines Bruders Leben für den ersten Fußtritt haftet, mit dem er das Gebiet von Alba betritt. Nun geh!

Remus sah dem Boten durch die Säulen nach, bis dieser das Thor erreicht hatte, das ihn in Sicherheit brachte. Dann hob er sich empor, trat mit Stolz vor den König hin, und sagte kalt: „Blödsichtiger Tyrann, die

Stunde der Rache eilt. Romulus, dieses unglücklichen, jammernden Greises Enkel, der ermordeten Ilia Sohn, Romulus — zittre bei diesem Nahmen! — Romulus steht schon jetzt auf seinen Höhen bewaffnet da. Silius, Fabius, Valerius, und mit ihnen alle die edlen Unglücklichen, denen er eine Freistätte und ein Vaterland gab, alle diese Männer, die schon lange dich hassen, stehen um ihn her. Alba flucht dir, und erwartet, um tapfer zu seyn, nur stärkere Führer, als dieser Greis und ich es waren. Deine Söldner? Gegen wehrlose Bürger wissen sie zu kämpfen; aber vor den tapfern Schaaren, die Romulus anführt, werden sie zittern. Und du erbleichst nicht, Tyrann? Du wagst es, zu lächeln? Doch ja! du hast ja mich! Wie? mich hättest du? ein Bruder Romulus wäre in deiner Gewalt? ein Sohn Ilia's sollte dein Schutz seyn? ein Enkel dieses beraubten Königs dein Retter? Das, meinst du, wäre deine Sicherheit? Du elender Tyrann! so zerstäube denn deine letzte Hoffnung! Verfolgt ihn, ihr Furien; er ist eure Beute! Ich weihe sein Haupt dem Schrecken, den Göttinnen der Rache! Ver-

nehmt es, all' ihr Götter des Himmels und der Unterwelt!"

Unsinniger! rief der König bestürzt; rasest du? Die Götter mögen deine Flüche auf dich selbst wenden! Ergreift ihn!

„Wie? ergreifen? Romulus Bruder ergreifen? Die Rache eilt, du Mörder. Romulus! räche deine Eltern, deinen Bruder!" Hier zog er einen verborgenen Dolch hervor, und stieß ihn in sein Herz. Er faßte das rinnende Blut auf, spritzte es auf den König, und rief: „mit diesem Blute, ihr Göttinnen der Rache, weih' ich eure Beute." Nun stürzte er nieder, seufzte: Romulus! und starb.

Bleiches Entsetzen hatte Alle ergriffen. Der König schrie verwirrt: zu den Waffen! zu den Waffen! Er eilte weg, lief bleich und bebend in der Burg rings umher, sendete Boten über Boten ab, zu sehen, ob Romulus schon komme, theilte Gold unter seine Söldner aus, beschwor sie mit Thränen, ihm treu zu seyn, umarmte sogar seinen Bruder, flehete in der Betäubung sein Mitleiden an, und ließ ihn wieder in seine Wohnung gehen. Ermattet warf er sich endlich auf sein Lager; aber er

fuhr im Traum auf, und schrie, daß Alle schauderten: Romulus! und dann wieder: Silius! Als er erwachte, opferte er geheim, mit Demuth und Thränen; aber des Bösewichts Gebet dringt nicht zu den helfenden Göttern.

Romulus vollendete in Cänina die heiligen Opfer, und ging dann mit seinen Freunden ruhig die bekannten Wege zu seinen Höhen. Schon von weitem sah er in den Eingängen zu ihnen zahlreichere Hirten als gewöhnlich, und eilte stärker. Als er näher kam, und die Hirten ihn erkannten, erhoben sie kein Freudengeschrei wie sonst, und schlugen die Blicke zu Boden; niemand wollte ihm sagen, daß sein Bruder, den er so herzlich liebte, gefangen wäre. — „Was ist euch?" rief Romulus schon aus der Ferne ihnen zu. Doch Alle schwiegen, bis er heran war. Nun sagte einer: der König von Alba, Amulius, überfiel uns, als wir die Luperkalien feierten. — „Ueberfiel euch? Wie konnte er das?" — Dein Bruder hatte die Wachen aus den Eingängen zurückgezogen. — „Der unbesonnene Knabe! Und ihr?" — Wir waren umringt. Die meisten entflohen. Nur wenige sind verwundet,

noch wenigere gefangen. Sie waren sehr eilig. — „Wer sind die Gefangenen?“ — (Man zögerte mit der Antwort.) „Nun?“ — Dein Bruder Remus war einer von den ersten, welche . . . — „Fielen?“ rief Romulus erschreckend. — Nein; gefangen wurden. — „O, den Göttern sey Dank! Ich werde dich zu lösen wissen! . . . Sind die Hirten in Bereitschaft?“ — Der erste Laut deines Hornes wird sie versammeln. Wir alle stehen da, den Schimpf und deinen Schmerz zu rächen.

Kaum hatte Romulus in sein Horn gestoßen, so stieg die Flamme schon von allen Höhen empor, und die Hirten versammelten sich, mit Zorn in den glühenden Gesichtern. Romulus hob die Lanze, zeigte auf die befestigte Burg in Alba, und rief: „dort wohnt der Feind unseres Friedens; dort schmachten mein Bruder und eure Freunde in Fesseln. Bei den Göttern! er hat uns zu lange gereitzt, und stetes Verzeihen müßte dem Boshaften Schwäche scheinen. Nach Alba! Er soll die Gefangenen frei geben, und den Frieden mit uns beschwören; oder wir wollen die Mauern, auf die er trotzet, niederstürzen. Morgen, sobald die Son-

ne leuchtet, brechen wir auf. Wir bieten dem Ungerechten noch einmal Frieden; und will er ihn nicht nehmen, so zerstören wir sein Eigenthum: doch nur das seinige; die Bürger von Alba haben uns nicht beleidigt."

Kaum war Romulus mit Silius allein auf dem Hügel, wo seine Hütte stand, so brach sein lange verhaltener Schmerz um den geliebten Bruder hervor. „Ach," sagte er seufzend; „dieser weiche, sanfte, furchtsame Jüngling in Fesseln, und mit unmenschlichen Drohungen geängstet, weil er mein Bruder ist! Silius, hat der Tyrann den Jüngling härter behandelt, als die Sitte es erlaubt, so ... Muß er denn uns Beide an den empfindlichsten Stellen unsrer Herzen verwunden? Ist es nicht, als wollte er mich reitzen, ihn dir und deiner Rache zu übergeben? Oder haben ihn die Götter aus Rache verblendet? Jede Thräne, die er meinem Bruder abgedrungen hat, soll er mir theuer bezahlen. Morgen ziehen wir gegen diesen Amulius."

Endlich! sagte Silius. Und vielleicht kommt nun der Tag der Rache, der Rache an dem Mörder meiner Ilia! — In diesem Augen-

blicke hörten sie jemand den Hügel heraufkommen. Es war Faustulus, Romulus und Remus Pflegevater. Er setzte sich, ernst nachsinnend, an das Feuer, das vor Romulus Hütte brannte, und betrachtete den Jüngling bald verstohlen, bald mit trübem Ernst. Romulus faßte seine Hand, und sagte: „morgen, Faustulus, ziehen wir aus, deinen sanften Liebling wieder zu befreien."

Faustulus schüttelte traurig den Kopf. Ein unglückliches Schicksal, sagte er mit dumpfer Stimme, verfolgt dich und meinen Remus. Ich habe keine frohe Hoffnungen; es ist mir, als säh' ich euch wieder an dem steilen Ufer des reißenden Stromes. Ich bitte dich, Romulus, traue dem Könige von Alba nicht; höre auf die Warnungen eines alten Mannes! Sende jeden Andern zu Amulius; nur gehe du nicht selbst. Hüte dich vor ihm! Du hast keinen ergrimmteren Feind. Am Abhange eines Strudels schliefest du sicherer, als in seiner Nähe. Du weißt nicht . . .

„Was weiß ich nicht, mein Vater? Rede! Was soll ich wissen? Deine Worte scheinen Unglück zu verkündigen. Was hast du mir zu sagen?"

Daß Remus verloren ist. —

Romulus sprang auf. „Mögen die Götter verhüten, daß du die Wahrheit sagst! Warum sollte er den Jüngling tödten, der ihm nicht furchtbar ist?"

Remus ist dem Könige von Alba eben so furchtbar, wie Romulus. Er haßt nicht deine Thaten, Romulus, nicht deinen kühnen Geist; er haßt dich. Und wärest du schwach wie Remus, er würde dich dennoch hassen.

„Unglücksprophet, höre auf! Nein, Faustulus; Remus ist nicht todt. Der Anblick seiner sanften Heiterkeit würde die unerbittlichen Götter entwaffnen."

Wohl! doch den Tyrannen Amulius nicht. Schon einmal warf Remus Blicke voll himmlischer Unschuld und Sanftmuth auf ihn; und dennoch wurde der Grausame nicht entwaffnet: er ließ deinen Bruder tödten.

„Faustulus, was redest du? Schon einmal?"

Schon einmal, sage ich. Das ist ein Räthsel, welches ich dir endlich lösen muß. Ich glaubte, dich allein hier anzutreffen. — Silius stand auf.

„Bleib!" sagte Romulus. „Was ich erfahren kann, darf auch dieser wissen; er haßt Amulius noch stärker, als ich."

Ich habe dir oft erzählt, Romulus, wie ich euch, dich und deinen Bruder, neben der Tiber am Rande des Todes fand. Aber warum ich euch fand, das sagte ich dir noch nie. Am großen Feste des Latinischen Jupiters nahm ich auf dem Albanischen Berge Theil an dem gemeinschaftlichen Opfer. Damals waren diese Höhen noch nicht so bebauet, wie jetzt; wir wohnten weiter hinunter, fast an der Küste des Meeres. Als ich auf dem Rückwege durch diesen Wald kam, hörte ich das Angstgeschrei eines Menschen. Ich eilte schnell darauf zu, und sah zwei Männer, die einen dritten niedergestoßen hatten. Meine Hunde schlugen an, ich rief; und die beiden Mörder eilten in das Dickicht.

Der Verwundete lag schon wie todt; doch fühlte ich sein Herz noch leise schlagen. Ich suchte ihn zu sich selbst zu bringen; und es gelang mir. Nun trug ich ihn in eine Hütte, die keinen Bewohner mehr hatte. Hier legte ich ihn nieder, und verband seine Wunden.

Ich mußte ihm sagen, daß sie tödtlich wären. Da seufzte er und jammerte abgebrochen: die gerechten Götter! das ist ihre Rache! Ach, der Bösewicht! — Ich fragte ihn, wer er wäre, damit ich seinen Verwandten einmal Nachricht von seinem Tode geben könnte. Der Mann erzählte mir: ich bin aus Alba, ein Sklav des Königs Amulius. Heute gab mir dieser Tyrann zwei neugeborne Kinder, mit dem Befehl, sie heimlich weit von Alba weg zu tragen und in die Tiber zu werfen. Ich that es an der Stelle, wo der Fluß neben dem Palantinischen Hügel hinströmt.

„O, ihr Götter!" rief Romulus, und sprang auf. „Amulius also war der Grausame?"

Faustulus fuhr fort. Der Sklav trug die beiden Zwillinge an die Tiber, erfüllte seinen Auftrag, und eilte nun nach Alba zurück, der versprochenen Belohnung entgegen. Aber zwei Unbekannte näherten sich ihm, und fragten im Nahmen des Königs: ob er das ihm befohlne Geschäft verrichtet habe. Er antwortete: völlig, wie der König es wollte. — Dies Geschäft, sagte der eine, muß sehr geheim seyn sollen; wir wissen es selbst nicht. Aber ... .

dies befahl uns der König! Mit diesen Worten stießen sie ihm ihre Dolche in die Brust. Ich fragte nun: wer sind denn die Eltern der Kinder? Der Sklav . . .

„O, ihr Götter! Nun? nun?"

Du mußt es endlich wissen, daß Amulius deine edle Mutter ermordete.

„Himmlische Götter! Den Nahmen, Faustulus! nur den Nahmen meiner Eltern!"

Ilia, Numitors Tochter! —

Romulus verhüllte das bleiche Gesicht. Silius sprang wüthend auf, und rief: das lügst du, alter Verräther. Ilia? Nein! diese . . . Auf einmal schwieg er, und blieb mit starren Augen stehen. Am Tage der Feier Jupiters? stammelte er wieder. Ja, er ist es! er ist es! . . . Romulus! sagte er dann sanfter, obgleich seine Augen noch rollten, und seine Brust mit Ungestüm flog. Romulus! sagte er noch einmal. Der Jüngling sank langsam auf die Kniee; Silius beugte sich zu ihm nieder, und die entzückenden Worte: mein Vater! mein Sohn! begegneten einander.

Romulus richtete sich in den Armen seines Vaters auf, und lag an dessen Brust. Alles

— Amulius, seine Verbrechen, selbst Ilia — war in dieser Umarmung vergessen. Nur ein ruhiges Entzücken, erhaben wie die Wonne der Liebe, doch heiliger, feierte die große Minute, da der Vater den Sohn, der Sohn den Vater fand. Beide schwiegen lange; nur Seufzer und Thränen erleichterten das Entzücken, das ihre Brust belastete.

Faustulus sah dem rührenden Schauspiele zu, und schon der Anblick dieser innigen Umarmung entlockte ihm Thränen. Er wußte nicht, welch ein beseligendes Geheimniß er Beiden entdeckt hatte. Vergebens wollte er nun noch gehört seyn und erzählen, wie er die beiden Kinder gefunden und gerettet habe. Vergebens ergriff er Romulus Hand; dieser entzog sie ihm, um Silius Hand zu fassen. Die Glücklichen gingen den Hügel hinunter, zwischen die Felsen, und hier wiederholten sie noch einmal die heiligen Namen: Vater! Sohn! welche die bebenden Lippen kaum zu stammeln vermochten.

Auf einmal erhob sich über ihnen ein lautes Geschrei. Wo ist er? rief eine Stimme; ich komme aus Alba, von seinem Bruder. —

Lucius, der Hirt, den Remus von Alba gesendet hatte, kam mit Faustulus den Felsen herunter. Dein Bruder, rief er, dein edler Bruder Remus, stirbt für dich, Numitors Enkel! Auf, zu den Waffen! Romulus, du bist Ilia's Sohn; dir gehört der Thron von Alba; dein Bruder hat ihn dir mit seinem Blute gesichert!

Es dauerte lange, ehe Romulus und Silius, welche Beide dem Hirten mit ängstlichen Fragen entgegen stürzten, ihn verstanden. Als sie endlich Remus großmüthigen Entschluß vernommen hatten, rief Romulus mit gewaltiger Stimme: „auf, zu den Waffen! Ich bitte euch, ruft die Hirten!" — In diesem Augenblick war er außer sich, und wußte nicht, was er thun, wohin er gehen sollte.

Da entriß Lucius ihm sein Horn, und ließ es schmetternd in den Felsen widertönen. Romulus eilte zu den Waffen. Silius war mit den seinigen schon wieder da. Beide begegneten einander auf dem Hügel Saturns. „Vater!" rief Romulus; „stirbt dein Sohn, mein Bruder: dann, o dann . . ." — Er vollendete nicht, und blickte auf den Boden

nieder. — Dann, dann! sagte Silius, und zog den Pfeil von seiner Brust hervor. Romulus legte die Hand darauf, und sagte leise: „o, meine Mutter!"

Die Hörner schmetterten in den Wäldern. Von allen Hügeln stiegen Flammen auf; von allen Seiten tönten jauchzende Stimmen und Waffengeklirr; von allen Seiten drangen die Hirten zum Hügel Saturns, umringten Romulus und Silius in dichten Schaaren, und flisterten unter einander, immer lauter und lauter: Ilia's Sohn, Numitors Enkel, König von Alba!

„Ja," sagte Romulus endlich, mit ernster Wehmuth: „ja, ich bin der unglücklichen Ilia Sohn, des verspotteten Numitors Enkel. Diese schrecklich-frohe Nacht hat die lange verborgenen Geheimnisse entdeckt. Silius, meine theuren Gefährten, Silius ist mein Vater! Meine Mutter, seine Gattin, ist ermordet, von Amulius ermordet. Mich und meinen Bruder ließ der Grausame in die Tiber werfen. Und jetzt! jetzt! O, mein Bruder Remus!"

Fort! fort! rief Silius; Rettung meinem Sohne, oder Rache! — Er faßte Romulus

Hand, und in willkührlicher Unordnung folgten ihnen die Hirten jauchzend den Weg nach Alba; denn Romulus hatte diesmal vergessen, seine Befehle zu geben. Dicht um ihn her drängten sich nun Alle, ihn an der Hand seines Vaters zu sehen; und dieser Anblick erregte in ihnen Zorn und zärtliches Mitleiden. Silius und Romulus! das sey unser Feldgeschrei! rief ein Hirt. — Silius und Romulus! riefen Alle nach. — Das Wort Feldgeschrei weckte Romulus aus seiner Betäubung; er ließ Halt machen, ordnete die Hirten, und theilte sie in zwei Haufen. Valerius sollte den einen führen, und sich im Gebüsche am See verbergen; Romulus wollte mit dem andern, kleineren, an der Seite des Albanischen Berges durch die Wälder ziehen, und sobald er die Höhe über der Burg des Königs erreicht hätte, durch einen dicken Rauch, der aus dem Walde emporstiege, das Zeichen zum Angriff geben. Noch vor dem Aufgange der Sonne sollte man die Burg bestürmen.

Nun verbarg Romulus die Männer im dichten Gebüsch am See, und zeigte Valerius die Pfade, auf denen er sich am unbemerkte-

sten

sten der Burg nähern konnte. An der Spitze einer kleinen, aber tapfern Schaar, und mit seinem Vater, der sich nicht von ihm trennen konnte, zur Seite, zog er neben den Mauern von Alba weg in die dicke Waldung, welche den nördlichen Abhang des hohen Berges bedeckte. Der anbrechende Morgen warf nur ein dämmerndes Licht auf ihren dunkeln Pfad, und leitete sie in der wilden, unbekannten, öden Gegend. Zwischen rauhen Klippen lagerte man sich, weil Romulus besorgt war, den Weg zu verlieren; denn niemand kannte diesen öden Wald, welchen nur der finstre Amulius und seine getreuesten Diener besuchten. Die Bürger von Alba betraten ihn nicht, aus Furcht vor der Grausamkeit ihres Königs; denn wer aus Neugierde oder durch Zufall hinein gegangen war, den fand man bald ermordet am Rande des Waldes. Die Sage der Albaner erzählte: Amulius habe darin den Furien und der unversöhnlichen Rache einen Tempel erbauet, und bringe dort seine grausamen Opfer, um die schrecklichen Göttinnen zu versöhnen.

Zwischen den Klippen gebot Romulus seinen Männern, ruhig zu bleiben, bis das Mor-

genlicht die Gegend erhelle. Er selbst lag in den Armen seines Vaters, und Beide vergossen Thränen.

Auf einmal hörten sie in der Ferne Stimmen, und dann auf den Felsen Fußtritte von Männern. Hier, sagte eine Stimme, geht der Weg. Folgt mir nur. — „Laßt sie bis in unsre Mitte kommen," flisterte Romulus. „Wenn ich dann rufe, so springt auf. Es muß nicht Einer entfliehen!" Die Männer kamen unbesorgt heran. Da rief Romulus plötzlich: „Rache! Rache!" und schon der furchtbare Ton seiner Stimme in dieser schrecklichen Gegend fesselte die Männer. Sie waren von allen Seiten umringt, und nicht Einer entkam. Man band ihnen die Hände, und befahl ihnen, daß sie die Schaar zu der Burg hinführen sollten.

„Was wolltet ihr hier?" fragte Romulus nun; „kommen euer mehr?" Zitternd antwortete einer von ihnen: uns sandte Amulius, einen Gefangenen von hier nach der Burg zu holen. Laßt uns los, und ihr sollt ein reichliches Lösegeld bekommen. Ihr wißt nicht, wie theuer euch der König von Alba unsre Freiheit bezahlen wird. Ich will als Geissel mitgehen,

wohin ihr wollt; nur laßt meine Gefährten ihren Auftrag verrichten.

„Welchen Auftrag?" fragte Romulus.

Amulius erwartet einen Angriff der Hirten an der Tiber, und wir . . .

„Und ihr? Wer ist der Gefangene? Was soll er in Alba?"

Die Geissel seyn für Romulus Rückzug.

„Eine Geissel für Romulus Rückzug? Ich verstehe euch nicht. Führt uns dahin. —

Sie zögerten. Da rief Romulus: „ich selbst bin dieser Romulus. Führt uns dahin, oder ihr seyd des Todes. Führt uns!"

Nein, bei den Göttern! das werden wir nicht.

Nicht? rief ein Hirt, und rannte dem einen Gefangenen seinen Speer durch die Brust. Werdet ihr uns jetzt führen? Ihr sehet, wie scharf mein Speer ist. —

Zitternd versprachen die Gefangenen nun, was Romulus wollte. Durch ein langes Gewinde von Klippen und Gebüsch führte der eine ihn und seine Gefährten bis in ein dicht verwachsenes Thal, in dessen Mitte sich ein steinerner Thurm ohne Thür erhob. Hier,

sagte er, wohnt der Gefangene. Pocht nur auf diesen Stein. — Man pochte. — Nach einiger Zeit trat aus einer Oeffnung, die wie zusammengestürzte Felsen aussah, ein Mann hervor. Romulus ergriff ihn, und fragte: „sind hier mehr Eingänge?" Jener schwor bei seinem Leben, dies sey der einzige. „Wer ist der Gefangene," fragte Romulus, „den Amulius mit dieser Vorsicht bewachen läßt?"

Ich habe ihn nie gesehen, erwiederte der Mann; zu dem Kerker hat der König allein den Schlüssel, und ich sorge nur für die Nahrung des Unglücklichen.

„Der Grausame! der Tyrann! So finden wir noch mehr zu rächen!" Romulus ließ den Mann binden, und den Eingang besetzen. Er und Silius stiegen nun mit dem Gefangenwärter und einigen bewaffneten Hirten hinab. Als sie eine Strecke unter der Erde fortgegangen waren, traten sie in eine finstre Grotte, die Wohnung des Wächters, welche ein Feuer erhellte und erwärmte. Sie zündeten dabei Fackeln an, brachen sich eiserne Stangen aus dem Herde, und gingen damit zu einer festverwahrten Thür. „Deine Befreier sind hier,

du Unglücklicher!" rief Romulus. Niemand antwortete; aber man hörte ein Geräusch. Nun wurde die Thür aus den Angeln gesprengt, und es zeigte sich ein weites Gewölbe. In diesem stand ein Mensch, der, als die Thür aufflog, mit einem durchdringenden Geschrei des Schreckens zu Boden fiel, laut jammerte, und die Augen mit den Händen bedeckte.

„Unglücklicher!" sagte Romulus; „wir kommen, deine Leiden zu endigen. Du bist frei!"

Die Gefangene (denn man erkannte in dem liegenden Menschen sogleich ein Weib) hob schnell das Gesicht vom Boden auf, verbarg es aber sogleich wieder in die Hände, und sagte in einem dumpfen Tone: o ihr Götter! endlich wieder die Stimme eines Menschen! Ihr hohen, ihr segnenden Götter! nun will ich gern sterben! Aber rede, — wer du auch bist — sage mir, daß du Mitleiden mit mir hast. O ihr Götter! ich wäre frei? soll wieder Menschen sehen? Ich beschwöre euch, ihr edlen Männer, verschließt den Eingang, daß die Sonne mich nicht mit ihren funkeln-

den Strahlen blende. Schon sechzig Jahre hat eine grauenvolle Finsterniß meine Augen in diesem Abgrunde bedeckt.

Sechzig Jahre? seufzte Silius. Die Unglückliche! — Und nun, fuhr die Gefangene mit den erschütternden Tönen einer vor Freude gebrochenen Stimme fort: — nun, nach diesem langen Elende der unbeschreiblich schrecklichen Einsamkeit, höre ich wieder Menschen, höre wieder die Töne des Mitleidens! Ich bitte euch, laßt doch nicht die Sonne in dieses Gewölbe blitzen, daß ich euch sehen kann; tretet vor den Eingang, daß ich meine Augen öffnen darf. Ach, ich habe ja sechzig Jahre zu den Göttern gebetet, sie möchten mich noch einmal einen Menschen sehen lassen!

In Aller Augen standen Thränen des innigsten Mitleidens. „Arme Unglückliche," sagte Romulus, und faßte ihre Hand: „nicht die Sonne, nur eine Fackel ist es, die dich blendet." Die Gefangene ergriff seine Hand, und führte sie an ihre Lippen, an ihre weinenden Augen. Eine Fackel? fragte sie furchtsam, und blickte ein wenig auf. O, rief sie dann bestürzt, und bedeckte die Augen wieder: die

schimmerndste Mittagssonne blendet mich. Sie blickte noch einmal auf, sank aber sogleich auf die Kniee, legte die Stirn auf den Boden, und sagte: ihr seid nicht Menschen; ihr seid Unsterbliche. Ein Flammenschimmer umgiebt euch. O weh mir! wo bin ich? — Romulus befahl dem Hirten, mit der Fackel in den Gang zu gehen, der zu dem Gewölbe führte. Nun hob die Unglückliche furchtsam wieder das Gesicht. O jetzt, jetzt! rief sie entzückt, und sprang auf. Sie sah rings umher auf die Menschen und das Gewölbe; ihre Blicke flogen, und sie taumelte. O, sagte sie endlich leise, wehmüthig und bittend: o, sagt mir, bin ich in den Wohnungen der Seligen? Wie blendend ist diese Halle! wie leuchtend die Luft hier! wie weit und schimmernd dieses Gewölbe! Nun betrachtete sie die Menschen um sich her mit Aufmerksamkeit. Es flossen milde Thränen aus ihren Augen, und über ihr Gesicht verbreitete sich das Lächeln einer seligen Liebe. Sie streckte ihre Arme aus, als wollte sie einen der Nebenstehenden umfassen; und dennoch wagte sie es nicht, durch das lange Elend furchtsam gemacht. Immer mehr streck-

ten sich ihre Arme aus, immer stärker schlug ihre Brust einem Menschenherzen entgegen. Silius faßte sie, von der stärksten Rührung erschüttert, in seine Arme. Da drückte sie ihn an sich, lehnte die bleiche Wange an seine Schulter, fühlte erbebend das Klopfen eines Herzens an dem ihrigen, schluchzte laut, fürchterlich laut, und sank mit dem Jammergeschrei: o der Grausame! an Silius Brust in Ohnmacht.

Romulus rief bei diesem Anblick: „hier ist Rache ohne Gränzen, ohne Erbarmen, die heiligste Gerechtigkeit. Mein Vater, zeige der Unglücklichen, wenn sie erwacht ist, deinen Pfeil, laß sie ihn berühren; und von der Rache dreier so schwer beleidigter Menschen geschärft, fahre er in die Brust des unmenschlichen Tyrannen!"

Man trug nun die Unglückliche, die noch immer ohne Bewußtseyn war, in die Grotte des Wärters, und hüllte sie da in einen Mantel, weil ihre alte Kleidung kaum noch den Körper bedeckte. Dann brachte man sie in das Freie, wo der Hauch einer frischen Morgenluft sie wieder belebte. Sie schlug die Augen auf, denen das sanfte Morgenlicht wohlthat, warf

einen flüchtigen Blick um sich her, und dann schnell einen dankenden gen Himmel, hob fröhlich die Arme, betrachtete das ungewohnte Schauspiel mit Erstaunen, mit tiefer Ehrfurcht, und sog mit langen Athemzügen die belebende frische Luft ein. Ihre Brust hob sich von Entzücken, als sie auf dem weichen Rasen ruhete, und das Gras, die Blumen um sie her ihr Auge, die Gesänge der Waldvögel ihr Ohr beschäftigten. Aber wie ward ihr, als der Himmel sich röthete, und dann die Sonne aus dem Meere hervortauchte! Sie wurde von Ehrfurcht und Freude ergriffen; ihre Brust schlug beklommen, ihr Auge starrte, ihre Hände hoben sich schnell zitternd dem Feuermeer entgegen. „Ewige Götter!" sagte sie leise, sank, sich selbst unbewußt, auf die Kniee, und sah die Sonne emporsteigen, bis sie geblendet das Auge bedeckte. O, ich Glückliche! rief sie nun: nein, ihr gütigen Götter, ihr waret nicht grausam; ich habe die Sonne wieder gesehen! — So jauchzend, so entzückt, warf sie sich ihren Rettern zu Füßen.

Dieses rührende Schauspiel setzte auch ihre Befreier außer sich; niemand dachte an die

Burg ihres grausamen Feindes, und alle betrachteten sie mit nassen Augen. Jeder bezeigte ihr wetteifernd sein Mitleiden, seine Freude. — Bringt mich, rief sie auf einmal, bringt mich ...! Sie schwieg nachsinnend still. „Wohin sollen wir dich führen?" fragte Romulus.

Sie besann sich lange mit gefaltenen Händen. Ich Arme, sagte sie dann; ach, ich habe auf der ganzen Erde nicht Einen Zufluchtsort. Mich kennt niemand, als der Grausame, der mich unglücklich machte. Ach, jetzt erst seh' ich, wie grausam er war! Laßt mich zurückkehren in meinen Kerker, worin ich sechzig Jahre gelebt habe. Bittet ihn nur, mich zuweilen das Licht sehen zu lassen. Ich werde ihm nicht entfliehen, ihn nicht verrathen; ach, keinem Menschen will ich sagen, wer ich Verlassene bin. O, denkt euch mein unbeschreibliches Elend! Auf der ganzen Erde, so weit die erfreuende Sonne leuchtet, bin ich das unglücklichste aller Weiber. Was werde ich hören, was sehen! Ich hatte Freunde, Eltern, Gespielen. O, ihr Götter! . . . Ach, hättet ihr mich nicht befreiet! Alles Unglück, das andre Sterb-

liche nur nach und nach trifft, wird über mich auf einmal herstürzen. Dein Vater ist todt! wird man mir zurufen; dir ist kein Freund mehr übrig geblieben! . . . Der grausame Unmensch! alle Freuden von sechzig langen Jahren, die Jahre selbst, raubte er mir. Ohne Trost, ohne Hoffnung, mußte ich sie verjammern, und allen den Schmerz, alles das Leiden der vielen Jahre versparte er bis auf diesen Augenblick! — Sie setzte sich trostlos auf den Rasen nieder; und bald fuhr sie fort: in den schönsten Jahren der Jugend, ach, aus den Armen eines geliebten Mannes riß mich der Grausame, und raubte mir meine Kinder. Nur der Tod kann mein Elend enden. O, ich bitte euch, geht!

„Bist du aus Alba?" fragte Romulus mitleidig. „Wer war dein Vater? Vielleicht kennen wir ihn. Doch muß er wohl todt seyn. Sechzig Jahre warst du dort unten?" — Sechzig, antwortete sie; weniger können es nicht seyn. Oder, wären es nicht so viele? Wie lange ist es . . .? Sie brach furchtsam ab, und seufzte. Silius sagte: als Frau kamst du hierher? So müßtest du ja beinahe achtzig

Jahre alt seyn. Deiner Gestalt nach, bist du jünger, als du sagst. Dein Gesicht ist entstellt; es fehlte dir wohl an Wasser. — Sie beugte sich schnell zu einem Bache nieder, der nahe an dem Thurme vorbei floß, und badete Gesicht und Arme. Bei den Göttern! rief nun ein Hirt: sie kann kaum vierzig Jahre alt seyn. — „Wer bist du?" fragte Romulus jetzt dringender.

Sie wurde immer ängstlicher. Wie? nicht vierzig Jahre? O, dürfte ich fragen! Aber mein Nahme . . . Nein, nie soll er wieder über meine Lippen kommen. O, führt mich in eine Wildniß, wo ich sterben kann. Ich mag nicht wissen, wie lange ich unglücklich gewesen bin. Es war eine furchtbar lange Zeit! . . . Wenn ihr Mitleiden habt, fuhr sie nach einigem Besinnen fort, so verlangt nicht zu wissen, wer ich bin, und beantwortet meine Fragen. Wie alt ist der König von Alba?

Sechzig Jahre, antwortete Silius. — Sechzig? sechzig erst? Lebt noch ein Mann in Alba, der Sempronius heißt? — Man antwortete. Nach einigen andren Fragen that sie mit stockender Stimme und sichtbarer Aengst-

lichkeit auch die: lebt Numitor noch? — Er lebt, antwortete Silius. — Ihr Götter! rief sie nun; euch Dank! O, mein theurer Vater!

Vater? rief Silius erblassend. Vater? — Er starrte die Unglückliche an, bebte, schwankte, rief gewaltsam: Ilia! und stürzte ohne Bewußtseyn zu Boden. — Ihr Götter! rief Ilia (sie war die Unglückliche); so hab' ich mich dennoch verrathen! Ich beschwöre euch, nun rettet mich! — Romulus war wie betäubt; es schien ihm, als tränmte er, oder als gingen Luftgestalten an seiner Seele vorüber. Er näherte sich endlich zögernd, hob die Arme auf, ließ sie wieder sinken, fiel vor seiner Mutter auf die Kniee, und fragte bebend: „o, bist du's?" Ja, sagte sie; ich bin die unglückliche Ilia, Numitors Tochter. Verrathe mich nur nicht.

„Meine unglückliche Mutter!" stieß Romulus hervor, und beugte seine Lippen auf ihre Hände. Mehr konnte er nicht sagen, weil eine unsägliche Angst seine Seele ergriffen hatte. Ilia verstand ihn nicht; doch die Hirten drängten sich näher, und riefen mit lau-

ter Freude unter einander: erkenne ihn, Ilia! Das ist dein Sohn! das ist Silius!

Silius richtete sich so eben auf, und streckte Ilien die Arme entgegen. Sie sah mit Blikken voll Angst, voll Entsetzen, und doch voll Freude, auf ihn und auf ihren Sohn. Sie hatte Silius als einen Jüngling zuletzt gesehen, und ihn sich in ihrem Gefängnisse immer als einen Greis gedacht. Hier stand nun ein Mann in voller Kraft der männlichen Stärke vor ihr, und sie mußte zweifeln, ob es Silius wäre. Betriegt ihr mich? rief sie halb zornig; doch auf einmal wurde ihr Herz von der Freude wieder erweicht, von Hoffnung erhoben. Jetzt überzog eine Todtenblässe, dann eine glühende Röthe ihr Gesicht. Sie wollte sich besinnen. Meine Mutter! seufzte Romulus dazwischen; und ihre Gedanken verwirrten sich. O laßt mich! sagte sie; und Silius näherte sich zitternd, immer zärtlicher sagend: Ilia! meine Ilia!

Sie sah ihn starr an; aber sie erkannte ihn nicht, streckte ihm die Arme nicht entgegen, und fragte zweifelnd: Silius? Da faßte er sie in seine Arme, und rief: Ilia, erkenne mich! Ja,

ich bin Silius. O, theures Weib, erinnre dich jener seligen Stunden an der heiligen Quelle in Vesta's Hain. — Ja, du bist es! rief sie nun, und sank ohne Sinne in die Arme ihres Sohnes, der hinzusprang, sie aufzufassen. Doch nur einen Augenblick siegte das freudige Schrekken über ihre Lebenskraft; bald erhob sie sich wieder, und warf sich in Silius Arme. Sie blickte ängstlich auf den weinenden Romulus; aber sogleich verbarg sie das Gesicht wieder an Silius Brust, als scheuete sie das Uebermaß von Glück, welches sie ahnete. Sohn? flisterte sie dem Geliebten zitternd zu. „Ich vermuthe, meine Ilia," sagte dieser vorsichtig, „daß er dein Sohn ist."

Du vermuthest es nur? rief sie jetzt eifrig: du weißt es nicht? — Zärtlich nahm Silius sie in seine Arme, setzte sich mit ihr auf den Rasen nieder, und gab Romulus einen Wink, daß er aufstehen sollte. Er sagte ihr nun, wie er mit dem Jünglinge bekannt geworden, und was ihm seitdem begegnet sey. Dann bat er sie, ihm zu erzählen. Immer die funkelnden Augen auf den Jüngling heftend, erzählte sie, wie Amulius sie aus dem Haine der Vesta

habe entführen und dann in einem Gefängnisse bewachen lassen. Ja, Silius, fuhr sie fort; die Priesterin, die mich angeklagt hatte, irrte nicht. Endlich kam der glückliche, schreckliche Tag, an dem ich gebar. Ich wurde Mutter von zwei Knaben. — Jetzt näherte sich Romulus wieder; und an seinen sehnenden Blicken, an den heißen Thränen, die er vergoß, sah Ilia, daß er ihr Sohn war. Schon wollte sie aufspringen; doch Silius hielt sie zurück. Wann war das, Ilia? fragte er, seine Bewegung verbergend: denn noch ist alles nur eine süße Hoffnung. Wann war es, als du Mutter wurdest?

Nur Hoffnung, sagst du? Silius, woraus schließest du denn, daß er es seyn kann? O, laß mich hören! Weiß ich denn, wann es war? Ich sah ja das Tageslicht nicht, und niemand durfte mit mir sprechen. O, um der Götter willen! woher vermuthet ihr, daß er mein Sohn ist?

War es nicht etwa ein feierlicher Tag, an welchem du Mutter wurdest? fragte Silius beruhigend.

Es war die Nacht vor der Feier des Lati-

nischen Jupiters. — Jetzt war Romulus seiner nicht länger mächtig. „O, mein Vater! o meine Mutter!" rief er laut, und sank vor ihnen auf die Kniee. Alle Drei hielten sich umschlungen. Die Hirten knieeten, von dem Anblicke ergriffen, rings umher nieder; es war, als ob jeder von ihnen in der unglücklichen Ilia eine Mutter wiederfände. Mehr mit Blicken als mit Worten, verlangte Ilia nun zu erfahren, wie ihr Sohn gerettet worden sey. Silius und Romulus erzählten ihr in fliegender Eil. Und wo ist dein Bruder? fragte sie. Da sprangen Romulus und sein Vater in Bestürzung auf, und antworteten nicht. Romulus warf einen Blick auf die Sonne, die immer höher stieg. Er ist todt? fragte Ilia gelassen. „Nein, er lebt," erwiederte Romulus, „und wir müssen ihn retten! . . . O komm, komm! meine unglückliche Mutter!" Er hob sie auf, und betrachtete ihr bleiches, kummervolles Gesicht, ihre ärmliche Kleidung. „Komm, komm! Dich müssen wir rächen, und meinen Bruder befreien. Ohne Mitleiden will ich strafen. Seht, ihr Götter, o seht! So konnte der Grausame

meine unglückliche Mutter quälen! Fort, zur Rache, zur blutigen Rache! Vater! Mutter! Ach, noch darf ich sie nicht mit Entzücken aussprechen, diese heiligen Nahmen! Ilia, wenn diese Hand deinen Verfolger bestraft hat, dann nenne ich dich Mutter, dann nenne du mich Sohn. Fort! Habt auf die Gefangenen Acht! Fort gegen die Burg des Tyrannen!"

Einige Hirten, die mit dem gebundenen Führer vorausgeschickt wurden, sahen von weitem mehrere Bewaffnete kommen, und ließen es Romulus melden, der ihnen mit seiner Mutter langsam folgte. Romulus eilte mit den Schnellsten vorwärts, überfiel die Männer, welche Amulius abgesandt hatte, daß sie Ilien entgegen gehen sollten, entwaffnete sie, und ließ sie binden. Mit diesen Waffen, rief ein Hirt, und in den Kleidern dieser Albaner, deren Rückkehr der Tyrann erwartet, könnten wir uns ganz leicht eines Thores bemächtigen.

„Den Gedanken," sagte Romulus, „gab dir ein Gott ein." Er, Silius und die tapfersten Hirten nahmen die Kleider und die Waffen der gefangenen Albaner. Dann wurde im

Walde ein großes Feuer angezündet, zum Zeichen für Valerius, daß er die Burg von der Seite der Stadt angreifen sollte. Nun zogen Alle, unter Verwünschungen des Tyrannen, langsam gegen die Burg. Ilia, die in ihrer Mitte ging, erhob die Hände zu den Göttern, und betete um Glück für ihren Vater, für ihren Gatten, für ihre Söhne.

Sechstes Buch.

Aengstlich schickte Amulius einen Boten nach dem andern auf die Mauer, die gegen den Wald hinsah, um zu erfahren, ob nicht Männer ein Weib herbei führten. Der Verbrecher fing doch endlich an, vor den Göttern zu zittern; es ahnete ihn, daß die Stunde der Rache da seyn könnte, und noch quälender wurde seine Angst, wenn er dachte, daß er selbst diese Stunde beschleunigt hatte. Von Remus, von den gefangenen Hirten, von seinem Bruder, wußte er jetzt, daß ohne seine Bemühungen Romulus vielleicht nie den Nahmen seiner Mutter erfahren hätte. Er war jetzt durch die unverdächtigen, einstimmigen Aussagen Aller überzeugt, daß Romulus nichts von ihm gewollt, als Frieden, und daß dieser selbst des fürchterlichen Silius Rachbegierde besänftigt hatte. Und nun wußte der kühne Jüngling, daß er Numitors

Enkel und der Erbe des Thrones von Alba war!

O Verhängniß! sagte Amulius mit Zähneknirschen, als man ihm die Aussagen der Hirten hinterbrachte. Oder, setzte er sogleich mit gebrochenem Stolze und klopfender Brust hinzu — oder wären es die rächenden Götter? — Er warf einen scheuen Blick auf den Altar, an welchem er, nur wenn er Zeugen hatte, heuchlerisch betete, und ging unruhig auf und nieder. Doch nicht lange, so faßte er sich, weil er dachte: ist doch sein Bruder in meiner Gewalt! Aber Remus tödtete sich selbst, und der Mann, der so oft gefühllos Menschenblut vergossen hatte, wurde erschüttert. Remus, murmelte er, stirbt für seinen Bruder; und ich, und Numitor!

Mit dem letzten Todesröcheln des edlen Remus brach des Tyrannen Hoffnung, und er zitterte vor der Zukunft. Wer, rief er, als er allein war — : wer wird den wüthenden Romulus, wer den fürchterlichen Silius aufhalten? O, ihr feindseligen Gestirne! Er bereuete jetzt zum ersten Male seine Verbrechen, nicht, weil er sie begangen hatte, sondern weil sie ihm nicht alle gelungen waren.

Nun kamen seine Boten zurück, und meldeten ihm, daß die Kriegesflamme von allen Hügeln an der Tiber auflodere. Er selbst ging auf die Mauer, um sich zu überzeugen, und sammelte um Mitternacht seine Schaaren. Mit einer Fackel in der zitternden Hand, ging er durch ihre Reihen, und bat sie, ihm treu zu seyn; aber kein froher Zuruf empfing ihn, wie sonst: seine Todtenblässe machte Alle bestürzt.

Mißtrauisch schlich Amulius in sein festes Haus zurück, und sendete seinen treuesten Diener mit einigen Bewaffneten in den Hain der Furien, um Ilien aus ihrem Gefängnisse holen zu lassen. Sie ist, dachte er frohlockend, die Geissel für ihren Sohn, und der sichere Bürge meines Triumphs. Hole mir, sagte er zu seinem Vertrauten, die Gefangene; du kennst den Weg. Ist die in meiner Gewalt, so bin ich sicher.

Die Abgeschickten wurden von Romulus aufgefangen; die Sonne stand schon am Horizont, und noch immer kamen sie nicht zurück. Nun schickte Amulius ihnen andre Bewaffnete entgegen; doch auch diese nahm Romulus gefangen. Amulius hatte sich selbst auf die Mauer

begeben, um ihnen entgegen zu sehen. Da stieg auf einmal der hohe Rauch aus dem Walde; und nun brach Valerius kühne Schaar aus dem Gebüsch am See, wo sie so lange vergebens auf das Zeichen zum Angriff gewartet hatte, hervor, und rückte um Alba weg muthig gegen die Burg an. Es erhob sich ein Kriegesgeschrei von den Mauern, und die Hörner schmetterten durch die Luft. Der Tyrann zitterte; aber in diesem Augenblick sah er seine Albaner, und Ilien in ihrer Mitte, schon ganz nahe an der Mauer, und sandte einen Krieger mit dem Befehle ab, daß man die Männer dort mit dem Weibe sogleich in die Burg lassen sollte. Jetzt stürzte ein anderer Bote auf der Mauer heran, und rief keuchend dem Könige zu: Romulus und die Hirten bestürmen die Burg von der Stadtseite! — Eile! sagte der König; laß einen Herold ihnen zurufen: Ilia, Romulus Mutter, lebt hier in der Burg. Der erste Speer, den ihr werft, trifft auch ihr Leben! Laß ihn hinzu setzen, daß Ilia sogleich selbst auf die Mauer kommen soll! — Der Bote eilte, diesen Befehl zu erfüllen.

Romulus näherte sich mit langsamen, un-

verdächtigem Gange immer mehr. Das Thor wurde geöffnet, und der König verließ die Mauer, um Ilien in seinem Hause zu erwarten. Romulus vernahm das Geschrei der Fechtenden, den Schall der Hörner. Hörst du unsern edlen Valerius? fragte er seinen Vater. Doch in demselben Augenblicke schwieg das Getöse, und es folgte eine Todtenstille. Ein Herold hatte Valerius, den er nicht kannte, von der Mauer zugerufen: Romulus, deine Mutter Ilia lebt hier in Alba; sie wird getödtet, wenn du dich nicht zurückziehst!

Valerius gerieth in Verlegenheit; er eilte durch die Reihen seiner Krieger, und rief sie aus dem Kampfe zurück. Doch schnell entschloß er sich, Romulus diese Nachricht selbst zu bringen. „Auf!" rief er; „folgt mir!" Er eilte um die Mauer hin, stürzte sich in den Fluß, schwamm hinüber, und ging nun, sobald auch seine Männer bei ihm waren, nach der andern Seite der Stadt, wo er Romulus vermuthete.

Romulus war mit Silius in das Thor getreten, und hatte schweigend den Boten niedergerannt, der ihm zurief: Kommt ihr end-

sich? Der König wartet auf euch mit Ungeduld. Silius spaltete in demselben Augenblick einem Bewaffneten den Kopf. Nun sammelten sich Amulius Söldner; aber die kleine Schaar kämpfte mit dem Muth und der Kraft, welche Zorn und Rachbegierde geben. Jetzt, da der Kampf am Thore immer blutiger wurde, führten zwei Hirten Ilien zurück, hinter einen Hügel, wo sie sicher war. Das Geschrei der Kämpfenden zog immer mehr von Amulius Söldnern herbei; doch Romulus und Silius verbreiteten Tod und Schrecken unter ihnen. Verschließt das Thor! riefen jene endlich; aber die Hirten vertheidigten es, und nun stürzten neue Schaaren von den Mauern herunter. Hierher! rief ein Albaner; hier drohet Gefahr! Dort ist die Burg sicher; die Hirten haben sich zurückgezogen. Hierher, Amulius Männer!

Romulus, und neben ihm Silius, drang tödtend vorwärts, und rief dabei mit Unmuth: „O Valerius! welch einen Tag raubst du mir! . . . Hier will ich siegen oder sterben. Ilia! Aegestus!" Er und sein Vater stürzten sich aufs neue in die dicksten Haufen der Feinde, und dicht hinter ihnen folgten die entschlossensten

Hirten. Silius! rief Romulus bei jedem Stoße. Romulus! antwortete sein Vater; und es fiel ein Albaner, von seinem Schwerte getroffen.

Amulius wußte nicht, was er von diesem neuen Streite denken sollte. Wo — rief er jedem zu — wo ist denn das Weib, das gebracht wurde? Schafft es mir! schafft mir Ilia! — Niemand antwortete; Alle eilten nach dem Burgthore, die Feinde abzuwehren, und lös'ten die Ermüdeten ab, welche schon wichen.

Romulus kämpfte mit den Seinigen noch immer, obgleich die meisten schon verwundet waren. Aber langsam fingen sie an zu weichen. Als er sah, daß man den einen Thorflügel schon zudrängte, und daß auch Silius zurückwich; da rief er bitter: „o Valerius! Valerius!"

In diesem Augenblicke kamen Valerius und seine Schaar. Sie hörten Romulus Stimme, und eilten noch schneller hinzu. Die Hirten hinter Romulus erhoben ein Freudengeschrei, und drängten wieder vorwärts. Valerius! rief alles. Jetzt hörte Romulus die Stimme seines Freundes, und die Hirten stürzten schon

in das offne Thor hinein. Deine Mutter, Romulus! rief Valerius. — „Sie lebt!“ antwortete jener. „Ich habe sie gerettet.“ — Hast du? Nun denn, vorwärts ihr Männer! — „Aegestus! meine Mutter!“ rief Romulus; und nnn stürzten die Hirten unaufhaltsam in die Reihen der Albaner, breiteten sich aus, und drangen mächtig weiter. An Romulus Seite kämpften Silius, Valerius, und die tapfern Edlen, denen er eine Freistätte gegeben hatte: wer konnte ihnen widerstehen? Die Albaner flohen, und die Hirten verfolgten sie. Romulus hielt diese, sobald die Burg erobert war, vom Blutvergießen zurück, befahl, die Feinde zu entwaffnen, und ließ sie in Sicherheit bringen.

Alle Freunde des Königs Amulius, selbst seine Sklaven, waren geflohen; der unglückliche Greis sah sich allein, und hatte sogar keinen Menschen mehr, den er abschicken konnte, um zu fragen, wie der Kampf sich wende. Er rief; aber der letzte Sklav entfloh, ohne auf seine Drohungen zu achten. Aus dieser Verlassenheit ahnete er sein Unglück; und nun erhob sich sein Stolz noch einmal. Er warf den

königlichen Mantel über die Schulter, band ein schimmerndes Diadem um seine Stirn, ergriff ein Schwert, und eilte so nach der Mauer. Als er nur einzelne fliehende Söldner sah, die nicht auf seinen Zuruf hörten, sondern nur eiliger flohen, blieb er stehen, überlegte, ob nicht auch er fliehen sollte, und ging bald vorwärts, bald zurück. Da sah er Männer, die ein Weib in ihrer Mitte hatten, mit langsamen Schritten auf sich zukommen. Zitternd wollte er fliehen; aber ein Jüngling aus dem Haufen stürzte auf ihn zu. Amulius blieb stehen, rief: fechtend will ich sterben! und drang auf den Jüngling ein. Doch Romulus (er war es) entriß ihm das Schwert, und führte ihn nun mit schnellen Schritten den Menschen, die daher kamen, entgegen.

Jüngling, sagte Amulius, mit einem scharfen, forschenden Blicke: wer bist du? Habe Mitleiden mit einem unglücklichen Greise. Ich gebe dir meine Schätze und meinen Thron. — Furchtbar ernst und schweigend sah Romulus ihn an. Jetzt kam Ilia schwankend die Straße herauf, und streckte bei jedem Schritte die Arme zu den Göttern empor. Silius, der ernst und

finster an ihrer Seite ging, führte sie nahe vor den König, weinte, blickte umher, und fragte: das ist Alba? Dann warf sie den furchtsamen Blick auf den zitternden Greis, der das Auge zu Boden schlug. Ach, mein Sohn, sagte sie seufzend: wohin führst du mich? Wer ist der Greis, den du so mit zürnenden Blicken betrachtest?

„Meine Mutter! meine ehrwürdige Mutter! Hier, hier nenne mich Sohn!"

Mein Sohn, mein geliebter Sohn! sagte Ilia. — „Hörst du, Tyrann:" rief Romulus jetzt mit drohender Stimme: „sie ist meine Mutter; sie gebar mich mit Schmerzen, und mein Leben kostete ihre Glückseligkeit. O Mutter, von nun an soll mein Leben deine Freude seyn. Sprich, Amulius, kennst du das Weib?"

Amulius sagte leise: ich erkenne die rächenden Götter! Ihr habt gesiegt, rief er stolzer. Tödte mich, wenn du Romulus bist!

„Vor einigen Jahren," fuhr Romulus in kaltem Grimme fort, „war dieses Weib jung und schön, wie eine der Göttinnen. Sie liebte, und wurde geliebt. Dort steht ihr Gatte

mein Vater, Silius, des ermordeten Aegestus Freund." Amulius bebte stärker, und blickte auf Silius, der mit Grimm in den Augen ihn anstarrte. „Kennst du das Weib?" fragte Romulus wieder. „Aus den Armen der Liebe, aus den Jahren des schönsten menschlichen Glückes, rissest du sie, Bösewicht, und verdammtest sie zu einer ewigen, einsamen, todten, schrecklichen Finsterniß. O, ihr barmherzigen Götter! neunzehn lange Jahre wurde sie älter, ohne zu leben, älter unter der Angst eines steten Vergehens, unter der immerwährenden Qual des Todes. Kennst du das Weib?"— Ilia, rief der scheue Greis: o, hilf mir bitten! Rette einem alten Manne das Leben!

O mein Sohn! rief Ilia; o Silius, theurer Geliebter! vergebt ihm! Ich bin ja nun glücklich; ich habe euch ja wieder!

Glücklich? rief Silius mit fürchterlicher Stimme: Ilia! du könntest dem Bösewicht verzeihen? Glücklich? Nein; jede untergehende Sonne, jede dunkle Nacht wird dich zum Zittern bringen. O, dieser abscheuliche Tyrann hat dich achtzehn Jahre lang die Schrecken

der Unterwelt mitten unter den Lebenden empfinden lassen. Bei den gerechten Göttern! Alles, was er leiden kann, ist nicht des Nahmens werth. Er steht ja schon am Rande des Grabes. Wäre er jung, dann möchtest du für ihn bitten. Hebe deine Hände nicht auf, du Elender! Achtzehn Jahre lang hat Ilia vergebens zu den Göttern gefleht. — Wie, Schändlicher? du zeigst uns dein graues Haar? Sieh, das schöne Haar dieses Weibes hat deine Grausamkeit vor der Zeit gebleicht. Du hoffest Mitleiden in Ilia's Gegenwart? Ilia, dies ist Amulius, der Mörder deines Bruders, dein Mörder! — Er hob den Pfeil. — Sieh, Ilia, diesen Pfeil ließ der feige Mörder abschießen, und ihn färbte das Blut deines Bruders.

O vergebt ihm, rief Ilia; vergebt ihm! Silius, um unsrer Liebe willen, um jener Tage, um unsres Sohnes willen, vergebt ihm!

In diesem Augenblick hörten sie ein lautes Geschrei. Ein Greis, der unglückliche Numitor, schwankte daher; und die Hirten trugen Remus Leichnam auf einer Bahre, die sie vor Romulus niedersetzten. Er ist todt! rief Nu-

mitor, und warf sich auf den Leichnam, küßte die Wunde, und benetzte sie mit Thränen. Für seinen Bruder starb er den schönen Tod der Liebe! Das konnte ein Bruder; und mein Bruder . . .! Da steht der Mörder meines Sohnes und meines Enkels!

Romulus knieete an der Bahre nieder, und küßte die starre Hand seines Bruders. Silius sah den Jüngling an, den er nie Sohn genannt hatte, und sein Herz erweichte sich. O, mein Sohn! rief er; und Romulus: o mein Bruder! Ilia flog bleich hinzu. Sohn? fragte sie. Bruder? Wie ist das? Götter, was werde ich noch hören! Wer ist es?

Es ist Remus, Ilia's Sohn, erwiederte Numitor, und starrte Romulus an. — Wie? mein Sohn? rief Ilia, und wollte über den Leichnam hinsinken. Da erkannte Numitor seine Tochter, und fing sie in seinen Armen auf. Ilia! meine Tochter! du lebst? o, erkenne mich! Ich bin Numitor, der unglückliche Numitor.

Ilia erkannte ihn. Freude und Schmerz, Entzücken und Rachbegierde bewegten wechselsweise Beider Herzen. „Du starbst für mich,

theurer

theurer, geliebter Jüngling!" sagte Romulus, und nahm den Leichnam an seine Brust. „O Vater! es war dein edelster Sohn!" — Da sank Ilia auf den Leichnam, und küßte die bleichen Lippen. Dann sprang sie auf. Mörder! rief sie Amulius drohend zu: was that ich dir, daß du meine Kinder umbrachtest? — „Mörder meines edlen Bruders!" rief Romulus. — Aegestus Mörder! schrie Silius. Ich schwor, ihr Götter! und ich löse mein Gelübde. Rache für uns Alle! Er stieß den Pfeil in Amulius Brust. Dieser taumelte, und sank zu Boden. Romulus wendete den Blick ab, knieete vor seiner Mutter nieder, und sagte mit weicherer Stimme: „nein, Mutter, er starb nicht unschuldig." Dann führte er sie weg, daß sie den Anblick des Sterbenden nicht sähe.

Numitor folgte seiner Tochter. Vater und Sohn führten die matte Ilia, die den Arm bald um ihren Gatten, bald um ihren Sohn schlang. O, sagte sie mit leiser Stimme: das Elend hat mich nicht getödtet; die Freude wird mich noch tödten! — Sie gingen langsam nach Alba hinunter. Das Volk der Stadt

begleitete sie jauchzend, und warf Blumen auf den Vater, die Tochter und den Enkel. In Alba strömte alles Volk herzu, und jauchzte: Heil dir, Numitor! Heil dir, und deinen Kindern! Heil dir Ilia! Heil dir Romulus! Ilia zitterte bei diesem Jauchzen; sie war zu sehr an die Todtenstille ihres finstren Gewölbes gewöhnt. Romulus winkte dem Volke, zu schweigen, und man hörte nur noch die Weiber leise schluchzen.

Nun saß die Familie in Numitors Saale beisammen. Ilia erkannte alle die Stellen wieder, wo sie gelebt hatte. Jetzt erst wurde sie ruhig, und der Zweifel, ob ihr Glück auch nicht ein Traum sey, verlor sich. Die Freude, die Sicherheit, das neue Entzücken, gossen eine liebliche Rosenfarbe auf ihre Wangen, und Feuer in ihre erloschenen Augen. Silius schloß sie zärtlich in seine Arme, und ihr Vater segnete den neuen Bund der Liebe.

Numitor ließ den folgenden Morgen, ohne daß seine Familie es wußte, das Volk von Alba zur Versammlung rufen, weil er seinem Enkel feierlich den Thron übergeben wollte. Als die Sonne aufgegangen war, brachte er ihm ein

schimmerndes Diadem und den Purpurmantel. Aber Romulus sagte: „Nein, mein theurer Großvater; so lange du lebst, ist dies dein Eigenthum." Numitor lächelte, und drang, unbesorgt vor einer abschlägigen Antwort, in ihn, das Diadem anzunehmen. Doch Romulus weigerte sich ernstlich, und jener mußte Gründe gebrauchen. Bei den Göttern, bei Alba's Heil! sagte der Greis; ich kann nicht König seyn. Mein langes Unglück hat mich muthlos und arm an Hoffnungen gemacht. Ich bin mißtrauisch geworden; und, Romulus, ein König mag tausend Fehler haben: nur muß er Vertrauen zu seinem Volke besitzen, um es lieben und ihm wohlthun zu können, ihm Vater, und nicht Tyrann zu seyn. Auf meinem Haupte wäre — das fühle ich — die Krone nur eine Last; denn ich würde sie niemals für sicher halten. Ich könnte grausam werden, weil ich mißtrauisch bin; ich müßte die Liebe der Albaner verlieren, weil ich fürchten würde, sie nicht zu besitzen. Eines Königs Vertrauen zu seinem Volk ist die Grundfeste des Thrones. Romulus, du bist ein Jüngling; du wirst mit sicherer Hand, ohne Furcht und ohne

Schwäche, den Zügel der Regierung führen. Laß mich die letzten Tage meines Lebens der ruhigern Liebe zu meinen Kindern weihen; nimm mir die letzte Last meines Lebens ab, dieses Diadem. Ein Greis, der, wie ich, so lange ein Raub der Furcht gewesen ist, der immer gehorchen mußte, wird selten ein guter König. Entweder mißbraucht er seine Würde, oder er versäumt ihre Pflichten. Ich bitte dich, mein Sohn, nimm das Diadem. Alba, die Beherrscherin von Latien, bedarf eines tapfern Mannes. Durch Amulius unsichre Regierung — unsicher, weil sie ungerecht war — ist das Band schon erschlafft, das die Latiner zusammen hält. Du, Aeneas und Latinus Enkel, der Rächer Numitors, du wirst wieder über ganz Latium herrschen und die Majestät Albas wieder herstellen. Romulus, hier ist dein Diadem! Heil dem jungen Könige von Alba!

„Nie, mein Vater,“ sagte Romulus betrübt; „nie wird dieses Band meine Stirn umgeben. Ein heiliges Gelübde, die Götter, und, was noch mehr ist, die Tugend, binden mich auf ewig an meine Höhen, an meine

Hirten. Ich betrübe dich; allein ich kann nicht anders. Es ist nicht möglich."

Der Greis erstaunte über diese Festigkeit des Jünglings. Er bat Silius, seinen Sohn zu bereden, daß er in der heutigen Versammlung des Volkes das Diadem annehmen möchte.

Silius unterstützte Numitors Bitte mit Allem, was ihm vortheilhaft schien.

„Und warum," fragte Romulus lächelnd, „soll ich einen Entschluß ändern, den du selbst ehedem edel nanntest?"

Weil die Umstände sich geändert haben, mein Sohn; weil sich hier ein Thron dir darbietet, den du dort erst suchen mußtest.

„Du hättest Recht, mein Vater, wenn ich dort unter meinen Hirten einen Thron suchte; und dann, denke ich, würde ich nicht lange zaudern, den von Alba zu nehmen. O, mein Vater, laß Numitor hier regieren, so lange die Götter ihm das Leben verleihen, und möge das Schicksal über mich und meine Hirten walten!"

Romulus, ich fürchte, du täuschest dich. Die Hirten sind an Ungebundenheit gewöhnt, und werden nie einem Könige gehorchen wollen.

„So mögen sie dem Gesetze gehorchen, und ich lebe dann als ihr Mitbürger unter ihnen. Ja, mein Vater, ich war ehrgeitzig; und da hätte mir die Herrschaft über Italien, über die ganze Erde, nicht genügt. Laß mich dem edleren Geiste folgen, der mich jetzt beseelt! Ich bin ein Mensch; ich fühle, was ich vielleicht aufgebe; fühle es an dem heißen Verlangen, den Wunsch meines Großvaters zu erfüllen. Der Thron von Alba, von ganz Latium, entflammet meine Phantasie, zaubert alle meine Jugendwünsche wieder zurück, steht in Götterglanze vor meiner Seele. Aber . . . o, laß mich einmal dem Zuge meines ernsten Nachdenkens folgen! laß mich nicht undankbar gegen die Hirten seyn, die mich lieben, die alle ihr Leben für mich aufopfern würden! Jener Hügel an der Tiber ist mein Vaterland. Laß mich da sterben, wo ich lebte, wo ich geliebt bin!"

Undankbar gegen die Hirten, Romulus? Kannst du sie nicht mit Alba vereinigen? kannst du ihnen nicht Wohnungen und Aecker geben?

„Ich kann ihnen mehr geben, mein Vater: menschliche, edle Gesetze. Ich kann der Stifter eines gerechten Volkes seyn, wenn auch nicht dessen König."

Kannst du in die Zukunft hinaussehen, mein Sohn? Hast du das allsehende Auge der Götter?

„Nein, das kann ich nicht. Aber will ich das? Eben deswegen, weil die Zukunft mir verborgen ist, weil ich kein Gott bin, bin ich menschlich tugendhaft. Hier stehe ich vor den Augen der Götter, und wähle, was mir das Beste scheint, thue, was meine Kräfte erlauben; sie mögen wieder zerstören, was ich Uebles thue. Es ist meine Pflicht, das Gute zu wollen und auszuführen, als ob ich ihm eine ewige, glänzende Dauer versprechen könnte. Ich will ein neues Volk stiften. Vielleicht verschwindet sein Nahme wieder von der Erde, und der meinige mit ihm. Aber ich glaube recht zu thun; und so handle ich, als ob das neue Volk ewig dauern, als ob es allen Nationen der Erde Gesetze, Ordnung, Gerechtigkeit, Ruhe und Glück ertheilen sollte. Laß mich, mein Vater! Der Thron von Alba lockt mich nicht. Vielleicht habe ich für meinen Vorsatz, für den Zweck aller meiner Kräfte, schon mehr aufgeopfert als einen Thron. (Er dachte an Hersilien.) Das Schicksal und mein

Herz ziehen mich zu meinen Hügeln. Remus starb, weil die Albaner zitterten. Auf meinen Höhen hätte mein edler Bruder nie nöthig gehabt, den Dolch gegen sich selbst zu kehren, oder alle Hirten wären mit ihm gestorben. Hier würde ich nie vergessen können, daß ich einen Bruder hatte, und immer nur mit Scham an seinen Tod denken. Nein, bei den Göttern! ich gehe zu meinen Hirten."

Und ich gehe mit dir, Romulus! sagte Silius stolz. — Auch ich, mein edler Sohn! rief Ilia, die das Gespräch gehört hatte. Zwar jauchzen die Albaner uns zu; doch eben so jauchzten sie, als Amulius meinem Vater das Diadem nahm. Ich gehe mit dir.

Sie gingen nun auf den öffentlichen Platz. Numitor, der noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, seinen Enkel zu bewegen, hielt eine Rede an die Albaner, worin er dem Throne entsagte, und sie aufforderte, den Würdigsten zum Könige zu wählen. — Romulus sey unser König! rief das ganze Volk einstimmig; und Numitor legte den goldnen Stab und das Diadem auf den Altar Jupiters. Nun bestieg Romulus die Tribune, und sagte in wenigen,

aber starken Worten, daß er nicht König von Alba seyn könne, so lange sein Großvater lebe, und daß er auch künftig seine Höhen und seine Hirten, von denen er geliebt sey, nicht verlassen werde. Das schwor er bei allen Göttern; dann stieg er ruhig herunter, und ging zu seinen tapfern Hirten, die ihn mit frohem Jauchzen und herzlichem Händedrucke empfingen.

Noch bat er die Albaner um die Fortsetzung ihrer Freundschaft und um Unterstützung bei dem Baue der Stadt, zu dem er entschlossen sey. Numitor versprach ihm Beistand; und nun wollte Romulus gehen. Ein Albaner aber, ein tapferer Mann, rief laut: weil du denn Alba's König nicht seyn willst, edler Romulus, — und wahrlich! wo wärest du denn auch mehr König: hier in den Mauern, die du erobertest, und die wir nicht zu vertheidigen verstanden, oder in der Mitte deiner tapferen Männer? — so gehe ich mit dir; und, wo du auch seyn magst, du bist mein König! — Er drängte sich zu den Hirten, und die edelsten Jünglinge aus Alba befolgten sein Beispiel. Romulus nahm sie mit Freuden an, sagte nun seinem Großvater Lebewohl, und ging in der

Mitte seiner Eltern, durch das Volk hin, das ihm Kränze zuwarf, den Weg nach der Tiber zu.

Numitor gab allen Albanern, welche es wünschten, Erlaubniß, die neue Stadt, die sein Enkel erbauen wollte, zu bewohnen. Die Nachkommen der Trojaner entschlossen sich fast sämmtlich, Alba zu verlassen und Bürger von Rom zu werden.

Romulus kam auf dem Palantinischen Berge an, und alle auf den Hügeln zurückgebliebene Hirten empfingen ihn jauchzend. Er schlug ihnen nun wieder vor, eine Stadt am Ufer der Tiber zu erbauen, und bat sie, einen aus ihrer Mitte zu wählen, der die Aufsicht und den Befehl bei der Arbeit führen könnte. Romulus! riefen sie einstimmig. Da verlangte er, daß sie sich morgen alle in festlichen Opferkleidern versammeln sollten.

Am folgenden Morgen floß die Menge in dem Thale zwischen dem Palantinischen und dem Saturninischen Hügel zusammen. Unter heiligen Gebräuchen, mit bekränzter Stirn, ging Romulus auf den Hügel, wo seine Hütte stand, setzte sich, mit dem Gesichte gegen Mor-

gen gewendet, und harrte so auf das Zeichen der Götter. Er hob die Arme betend empor, und sprach laut: „Ihr Unsterblichen, gebt uns ein Zeichen, daß wir unter eurem Schutze hier eine Stadt erbauen werden.“ Da blitzte es hell am Himmel, und der Donner rollte. Rechts am Palantinischen Hügel erschienen zwölf Adler, und flogen langsam einmal um den, auf welchem Romulus saß; dann schlugen sie die starken Fittige schneller, und verschwanden aus den Augen der frohen Zuschauer. „Hier, hier!“ rief Romulus; „hier stehe die junge Stadt, unter eurem Schutze, ihr Götter!“ Er winkte, und schnell erhoben sich Altäre, auf denen die Männer mit heiligen Gebräuchen und jauchzend die gewöhnlichen Opfer brachten. Nun ließ er Feuer anzünden, die Bürger der jungen Stadt zu reinigen; und alle sprangen freudig durch die weihende Flamme. Dann spannte er vor den heiligen Pflug einen weißen Stier und eine weiße Kuh, das Bild der reinen, unschuldigen, keuschen Ehe, welche die Städte bevölkert. Dann wurde in der Mitte des Hügels um einen geräumigen Platz ein Graben gezogen, in den ein jeder mit Ehr-

furcht die Erstlinge aller Früchte warf; und diesen Platz weihete Romulus mit geheimen Gebräuchen zu dem Versammlungsorte der neuen Bürger, dort das Heil der Stadt zu berathen. Jetzt zog er, um den ganzen Hügel hin, wo die Mauer die Stadt einschließen sollte, eine tiefe Furche. In heiliger Stille folgten ihm alle Männer, und warfen die Erde, welche der Pflug aufriß, in den Kreis, den die Furche einschloß. Jetzt opferte Romulus den Stier und die Kuh den Göttern. Nach der Vollendung des Opfers stand er in der Mitte der Männer, der Weiber und Kinder da, und rief mit aufgehobenen Armen: „o segnet, ihr Himmlischen, diese neue Stadt; seyd ihre Beschützer!" — Segnet Rom! rief alles Volk, und hob die Hände empor; ihr Himmlischen, segnet Rom! — Der heilige Tag wurde mit Tänzen und Opferfesten beschlossen.

Schon am folgenden Morgen arbeiteten Alle, bekränzt wie zu einem Feste; und bei fröhlichen Liedern der Weiber und Mädchen stiegen die Mauern schnell hervor. Die Plätze zu den Tempeln wurden durch heilige Vorbedeutungszeichen bestimmt, die hohen Eichen gefällt,

die Wege durch den Wald hin gelichtet. Mitten in der Arbeit sahen Alle einen langen stillen Zug von Männern, Weibern und Kindern, die mit Fackeln in den Händen den Weg durch den Wald von Laurentum daher kamen. Viele Laurentiner begleiteten in ehrfurchtsvollem Schweigen den Zug, in dessen Mitte sechs Männer etwas Verhülltes trugen, woneben Jungfrauen, mit Priesterbinden geschmückt, und mit heiligen Geräthen, Urnen, Körben und Opfermessern in den Händen, gingen. Romulus erkannte, noch ehe der Zug heran kam, sogleich den Oberpriester Julus aus dem heiligen Haine. Schweigend zog dieser, ohne den Jüngling zu begrüßen, mit seiner Familie in den Umkreis der Mauer ein, betete dann, und weihete einen Platz auf dem Hügel. Seine Enkel schlugen eine kleine Hütte von Baumzweigen auf, trugen die Heiligthümer des Aeneas verhüllt hinein, und errichteten einen Altar. Der Priester opferte, und sagte dann laut: Hört mich, Bürger von Rom! Auf der Götter Geheiß erbaute Aeneas, euer und unser Ahnherr, Lavinium; und die verborgenen Heiligthümer, die Bilder der alten Götter von

Latium, wurden in dem Tempel des heiligen Haines bewahrt. Unfruchtbar war die Gegend um Lavinium her; da verhießen die waltenden Götter dem Trojanischen Helden eine neue Stadt, und verkündigten ihr Heil, Ruhm und Herrschaft. Askanius bauete Alba, und ließ Aeneas Götterbilder dahin bringen; aber der Zorn der Götter zwang die Albaner, sie dem Haine wiederzugeben. Gestern braus'te ein wunderbarer, gewaltiger Sturmwind, und riß den Tempel rings um die heiligen Schutzgötter Latiums nieder. Ich erstaunte; da rief ein Kind in unsrer Mitte, auf Befehl der Götter: die Schutzgötter wollen hier nicht länger bleiben. Ich erstaunte noch mehr; und in diesem Augenblicke, als wir Alle schweigend da standen, rief ein Wanderer einem andern zu: Rom ist erbauet! Wir wollen nach Rom ziehen! — Wir wollen nach Rom ziehen! riefen wir Alle einmüthig; und es donnerte über uns. Ich befragte die Götter, und alle Vorbedeutungszeichen waren glücklich. Nun nahmen wir heute die Bilder eurer Schutzgötter auf, verhüllten sie, und brachten sie euch, ihr Bürger von Rom. Die Götter sind euch günstig. Rom ist die

erste Stadt von Latium, die Stadt, welche die Götter dem Helden Aeneas verhießen. Heil, Ruhm und Herrschaft dir, Rom, du Stadt der Götter!

Die Römer riefen dem Greise nach: Heil, Ruhm und Herrschaft dir, Rom! Alle nahmen die Schutzgötter Latiums mit Freuden auf, und brachten ihnen das erste feierliche Opfer. Dann erbaueten sie rings um die Laube, wo die heiligen Bilder standen, dem Priester und seiner Familie Hütten, und die Bürger von Lavinium und Laurentum brachten dessen Eigenthum, dessen Heerden und Geräthe.

Rings umher wurde nun bekannt, daß die Schutzgötter von Latium die neue Stadt zu ihrem Aufenthalte gewählt hätten. Da verließen die edelsten Lavinier und Laurentiner ihr Vaterland, und zogen nach Rom. Auch aus den näheren Städten kamen Unglückliche und Vertriebene, zum Theil die tapfersten Männer, und vereinigten sich mit den Römern. Die Räuber ohne Vaterland wurden ihres unsichern Lebens müde, kamen haufenweise aus den Wäldern, berührten den Altar des Asylums, und wurden von Romulus aufgenommen. Schon

ehe die Mauer vollendet war, mußte ihr Umfang erweitert werden. Romulus schloß den Hügel Saturns mit ein, und durch die rastlose Arbeit der Menge von Bürgern und helfenden Albanern, stieg die neue Stadt in Kurzem empor.

Als die Hütten standen, und die Mauer errichtet war, versammelte Romulus alle Bürger auf dem öffentlichen Platze. „Rom,“ rief er, „ist unter dem Schutze der Unsterblichen erbauet! Ihr gabt mir die Aufsicht über die Arbeit, Bürger von Rom; ihr nanntet die Stadt nach meinem Nahmen. Ich habe erfüllt, was ihr mir auftrugt; nun trete ich in eure Mitte zurück, und bin wieder euer Mitbürger, sobald ihr selbst bestimmt habt, wie ihr leben wollt. Hier steht die junge Stadt, ringsum von neidischen Völkern umgeben, die ihren Wachsthum fürchten, vor ihrer Stärke zittern. Muth, Vaterlandsliebe, Waffenübungen und eure starken Arme, werden unsre Mauern gegen den Angriff der Feinde beschützen; aber Liebe und Einigkeit müssen die Hütten in den Mauern sichern, und ihnen Glück und Ueberfluß geben. Feig-

heit, unmännliche Furchtsamkeit stürzt die Mauern; Uneinigkeit, Haß der Mitbürger unter einander, stürzt die festeste Stadt. Gerechtigkeit sey euer einziges Gesetz! So lange ihr gerecht gegen die Völker umher, gerecht unter einander seyd, werdet ihr unüberwindlich bleiben, wie ihr auch leben wollt. Nicht auf einerlei Weise werden die Städte regiert: dort herrscht das Volk, dort ein König, dort die Reichen; aber ohne Gerechtigkeit ist jede Regierung unglücklich, mit ihr glücklich. Jetzt, meine Mitbürger, laßt uns zusammen berathen, welche Regierungsart wir erwählen wollen. Ich war euer Führer; doch ich werde so gut zu gehorchen wissen, wie einer von euch. Laßt uns wählen!"

Da riefen Alle: Romulus sey unser König! sey unser Vater! sey unser Gesetzgeber! — Er wollte widersprechen; allein das Rufen: Romulus unser König! unser Vater! unser Gesetzgeber! wurde immer lauter und dringender. „Es sey," rief Romulus endlich, „wenn die Götter es wollen." Der andre Morgen wurde dazu bestimmt. Romulus setzte sich auf dem Hügel Saturns, und es blitzte zur Lin-

ken. Da rief das Volk: die Götter haben gesprochen. Heil dir Romulus, König von Rom!

Romulus befahl dem Volke, sich auf den dritten Tag wieder zu versammeln. Nun war er die drei Tage ununterbrochen bei dem Priester, um mit ihm über die Gesetze zu sprechen, wodurch die Römer glücklich werden könnten. Des Greises Ruhe zähmte die rasche Einbildungskraft des Jünglings. Nach dessen Rathe erschien Romulus am dritten Tage mit aller Pracht eines Königs: ein schimmerndes Diadem schlang sich um seine Stirn, ein langer Purpurmantel hing über seine Schultern. Vor ihm her gingen zwölf Liktoren, mit den richtenden Beilen zum Bestrafen der Verbrecher. Hinter ihm folgten in ehrerbietiger Stille der Oberpriester und seine Freunde. So trat Romulus unter das Volk, und bestieg die Tribune, die für ihn errichtet war. Ein lautes Jauchzen empfing den neuen König. Er winkte Stille, und sprach: „Silius und Valerius, zählet die Bürger von Rom! Ihr Priester, verzeichnet Aller Nahmen!" Als dies geschehen war, theilte Romulus die Bürger in drei-

ßig gleiche Haufen, und gab jedem einen Vorsteher. Dann ließ er das ganze zu Rom gehörige Gebiet unter Alle gleich vertheilen, und ordnete für jede Klasse der Bürger besondre Feste, für die sämmtlichen Römer aber allgemeine an. Nun wählte er aus den edelsten Männern, und den Aeltesten, sowohl unter den Hirten als unter den Fremden, hundert Hausväter, die dem Könige zur Seite und an der Spitze der Geschäfte stehen sollten. Er gab ihnen den bedeutenden und heiligen Nahmen: Väter, um ihnen dadurch im Allgemeinen ihre erhabene Pflicht, väterliche Sorge und Liebe für das Volk, vorzuzeichnen. Zu Aller Verwunderung gab er sich selbst nur eingeschränkte Rechte. „Nein,“ sagte er zu Fabius, der ihm Vorstellungen darüber machte, daß er die Majestät des Königs vermindert habe: — „wenn auch ich die unbegränzte Gewalt des Königs nie mißbrauchte, könnten es meine Nachfolger nicht thun? Und ich selbst bin ein Mensch. Unbegränzte Gewalt kann endlich den Wunsch reitzen, sie zu gebrauchen. Fabius, glaube mir: jeder König, den sein Volk liebt, ist unbeschränkter, als ein andrer, der nur ge-

fürchtet wird. So lange ich das wahre Wohl meiner Bürger wünsche, so lange werde ich sie unumschränkt beherrschen; und wollte ich das nicht, so wäre ich nicht werth, ihr König zu seyn. Aber die Götter werden geben, daß ich es immer will."

Der König hatte das Recht, das Volk zu versammeln, Gesetze in Vorschlag zu bringen, und sie zu bestätigen. Er war der Anführer im Kriege, und stand auch an der Spitze der Priester, als der erste von ihnen. Das versammelte Volk aber durfte alle seine Obrigkeiten ohne Ausnahme wählen, Gesetze gut heißen, oder verwerfen, und über die Rechtmäßigkeit der Kriege und Bündnisse bestimmen. „Denn," sagte Romulus zu dem herrschsüchtigen Fabius: „der Einzelne kann um seines Ehrgeitzes willen das Blut seiner Unterthanen verschwenden; aber ein Volk wird nie einen Krieg führen, zu dem es nicht gezwungen ist. Sieh, ich habe dem Könige von Rom alle Gewalt gegeben, seinem Volke Wohlthaten zu erweisen, und ihm nichts genommen, als das Recht, es zu unterdrücken."

Jede Einrichtung des jungen Königs trug

den deutlichen Stempel der Mäßigung, der Weisheit, der Gerechtigkeit; und das Band des gemeinschaftlichen Glückes, der heiligsten Eintracht, schlang sich bald um alle Klassen der Bürger. Die Rechte, welche Romulus dem Volke ertheilt hatte, gaben den Römern hohen Sinn, edles Selbstgefühl, und waren der Keim zu den hohen Thaten ihrer Nachkommen. Jeder Einzelne fühlte seinen Werth als Mensch und Bürger, und schon jetzt sagte er mit Stolz: ich bin ein Römer!

Sobald die nöthigsten Einrichtungen getroffen waren, herrschten Ordnung, Eintracht und Ruhe in der neuen Stadt; Muth und Stolz schienen den schwachen Mauern Festigkeit und ein drohendes Ansehen zu geben. Die Hetrurier schickten Gesandte, den Zustand von Rom zu erforschen; und diese sagten bei der Rückkehr: es ist eine Stadt, die von lauter Königen bewohnt wird. Sie waren die erste fremde Völkerschaft, welche ein Bündniß mit Rom schloß, und mehrere andere befolgten ihr Beispiel.

Nur Eins machte Romulus, und noch mehr den alten weisen Priester, für das Wohl der

neuen Stadt besorgt: der Unterschied zwischen den reichen Familien, die aus Alba und andern Städten nach Rom gezogen waren, und zwischen den Armen, die weiter nichts besaßen, als das kleine, ihnen zugefallne Eigenthum. Siehe, sagte der Priester: die Pracht, der Ueberfluß der Reichen wird den Neid, den Haß der Armen erregen. Jene werden tausend Mittel finden, diese zu unterdrücken, und sie zu ihren Absichten gebrauchen, ohne ihre Liebe zu besitzen; diese werden dem Reichen schmeicheln, ohne ihn zu lieben. So kann einst der heimliche Haß in zerstörende Flammen ausbrechen und Rom verderben. Ich weiß kein Band, das den Reichen mit dem Armen verknüpfen könnte.

Lange suchten sie nach einem Mittel, beide Klassen des Volkes fest mit einander zu verbinden. Was noch nie gelungen war, gelang der sorgenden Weisheit des Greises und dem Eifer des jungen Königs. Romulus versammelte das Volk, und jeder Aermere mußte sich unter den Reichen einen Beschützer wählen, der die Pflicht auf sich hatte, ihm in seinen Angelegenheiten zu rathen, für ihn zu reden

und ihn zu unterstützen. Hatte jener einen Rechtsstreit, so mußte dieser sich seiner annehmen; war jener in Noth, so mußte dieser väterlich für ihn sorgen. Dafür war der Aermere verbunden, dem reichen Beschützer beizustehen, ihn zu begleiten, dessen Töchter, wenn er in Armuth gerieth, ausstatten zu helfen, und, wenn er angeklagt war, für ihn zu bitten. Nie durfte er gegen seinen Beschützer zeugen; denn er gehörte mit zu dessen Familie. Diese Gesetze heiligte Romulus durch die ganze Majestät der Religion und der Götter. Wer von den Reichen oder Armen eine dieser Pflichten übertrat, war unter dem schrecklichsten Fluche, und jeder Bürger von Rom durfte ihn, als einen Menschen ohne Gesetze, ohne Götter, ohne Vaterland, als einen Majestätsverbrecher an der Glückseligkeit des Römischen Volkes, ohne Verantwortung tödten."

So wurden die Aermeren fest an die Familien der Reichen gebunden. Sie betrachteten den Beschützer, den sie gewählt hatten, als ihren Vater, und dieser sie, als seine Hausgenossen. Die Zeit heiligte das Band immer mehr, und Jahrhunderte hindurch erhielt dieses weise

Gesetz Rom unter dem zerstörendsten Zwiespalt mächtig und siegend. Der Reichthum, der sonst den Neid, den Haß der Armen erregt, wurde in Rom die Quelle der Liebe, der Eintracht und des Glückes.

So ward nun Rom, das einst die halbe Erde beherrschen, und den Völkern Gesetze, Menschlichkeit und Bildung geben sollte, von glücklichen, zufriednen Bürgern bewohnt; nur der junge König, obgleich die Edlen Roms ihn verehrten und das Volk ihn anbetete, fühlte sich nicht glücklich. Er lächelte, wenn er das geschäftige Gewühl der Bürger in der Stadt, den frohen Muth der Pflüger auf dem Lande sah; doch er hatte einen Kummer, den niemand kannte, den Priester ausgenommen, der ihn aber für schon vergangen hielt, weil er seinen jungen Freund zufrieden lächeln sah.

Romulus dachte mit Schmerz an das herannahende Fest der Venus, an welchem er Hersilien wiedersehen wollte, um ihr auf ewig Lebewohl zu sagen. Er ging an dem Tage, da die Antemnatinnen aufbrachen, nach Tibur zu, setzte sich vor die Grotte Neptuns, und erwartete, ob auch seine Geliebte sie besuchen

würde. Als er noch nicht lange gesessen hatte, hörte er in den Felsen den Gesang der vorüberziehenden Sabinerinnen, und sein Herz schlug laut. Da stand die schöne Hersilia in dem holden Reitze der Jugend, mit der edlen Gestalt, vor seiner Seele. Ach, einen Augenblick glaubte der liebende Jüngling zu fühlen, Hersiliens Besitz sey mehr als Rom; mit ihr würde er jetzt die dunkle Grotte gern auf immer zu seinem Wohnplatze gemacht haben.

Alles wurde auf dem Wege, oben hinter dem Felsen, wieder still, und er seufzte: „o, sie kommt nicht!" Nach einer Stunde hörte er Fußtritte. Jetzt hatte er seine Ruhe wieder, und fühlte sich glücklicher, als jeder andre Sterbliche; denn Hersilia näherte sich. Er stand auf, ihr entgegen zu gehen. Sie sah ihn, lächelte, und sprang die letzten Felsen schneller hinunter. Es war etwas Scheues, Fremdes in ihren Blicken, das sich aber in Romulus Armen bald verlor. Sie setzten sich vor der Grotte auf einen Felssitz. Hersilia fragte nicht, ob das Geschick ihres Geliebten sich geändert habe; Romulus eben so wenig: Beide wußten, daß sie noch unglücklich waren.

Romulus schlug es ab, Hersilien zu dem Tempel der Venus zu begleiten; denn seine Pflicht rief ihn nach Rom zurück. Im Fortgange des Gespräches erzählte Hersilia die Geschichte des Unglücklichen, der die Grotte bewohnt hatte, und ihrer Freundin. Romulus lächelte. Und, fuhr sie fort, der edle Mensch, der den armen Valerius und meine jammernde Freundin mit ihrem Bruder versöhnte, der sie glücklich machte, . . . war Romulus, der König des jungen Roms. — Ihre Freundin, Valerius Gattin, war in Antemnä bei ihr gewesen, und hatte ihr mit Thränen der Dankbarkeit von Romulus, von seiner Güte, seinem Edelmuthe, seiner Weisheit, von dem Schicksale seiner Mutter und seines Vaters erzählt. Sieh, mein Geliebter, sagte Hersilia mit fröhlichem Eifer: dieser Romulus, den ich noch nie gesehen habe, ist mir so theuer, so theuer, wie du. Oft verwechsele ich dich mit ihm. Ich gebe ihm deine Gestalt, oder dir seinen Nahmen; und wenn diese Träume erfüllt werden könnten, wenn mein Schicksal wollte . . . — mich dünkt, ich würde das glücklichste Mädchen der Erde seyn. Kennst du den

König von Rom? Hast du von dem Allen, was er thut, gehört? Liebst du ihn? O, wie oft habe ich in diesem Jahre gewünscht, dein Vaterland, von dem du so räthselhaft sprachst, wäre Rom! Ich weiß, du bist ein edler Mann; aber mich dünkt, dieser Romulus steht auch dem Edelsten nicht nach.

Romulus lächelte bei dem Lobe, das Hersilia ihm gab, ohne es zu wissen. Er schwieg; doch seine Brust war voll der seligsten Empfindungen, und er umarmte die Geliebte mit sichtbarem Entzücken. Sie sagte: es ist deiner werth, mein edler Freund, daß du ihn um das Lob, welches mein Herz ihm giebt, nicht beneidest. — „Ich fühle," erwiederte Romulus, „daß ich eben so handeln könnte, wie er, und beneide ihm nichts, als das Glück, welches ihm Gelegenheit zu seinen Thaten und zu deinem Lobe gegeben hat."

Hersilia versank in Gedanken. Und was, hob sie dann auf einmal an; — was weiß ich von dir und von ihm? Ich würde, glaube ich, ihn lieben, wenn ich dich nicht gesehen hätte, und . . . Meine Fabia beschrieb ihn mir. Wohl tausendmal dachte ich dabei an

dich; es war mir, als ob sie dich beschriebe. Ganze Nächte saßen wir bei einander, und sprachen von ihm und von dir, mein theurer Geliebter; dann war es mir zuletzt immer, als flössest du mit ihm in Eins zusammen, oder als müßtest du sein Bruder seyn, als hättest du jede seiner Thaten mit ihm gethan. Ich konnte euch nicht mehr von einander trennen. Mein Schlaf wurde unruhig; ich sah in meinen Träumen dich unter den Bürgern der neuen Stadt. Dein Haar hat Romulus, auch deine funkelnden festen Blicke, und deine hohe Stirn; ja, selbst so, wie Du dich auf deine Lanze lehnst, sagt Fabia, lehnt auch Romulus sich immer auf die seinige.

Romulus stand oft auf dem Punkte, sich vor seiner Geliebten niederzuwerfen, und ihr zu sagen: ich bin Romulus. Aber ein geheimer Wunsch, eine geheime Ahnung, hielt ihn davon ab. Er fragte Hersilien noch einmal, ob sie nicht Antemnä verlassen wolle. Sie erwiederte ernst und feierlich: wäre ich deiner werth, wenn ich das könnte? Ich liebe dich, und bin dir treu. Laß nun die Götter walten! Vielleicht machen sie uns noch glücklich.

Sie hörte jetzt die Stimme der Sklaven, welche sie suchten, und sprang auf, warf sich in des Jünglings Arme, und sagte: ich wollte, du wärest ein Römer! Gewalt — nicht von dir, von einem Fremden — müßte mich in deine Arme führen. Doch, was dann? was dann? Wäre ich meinem Vaterlande nicht immer eben so viel schuldig als jetzt? O, leb wohl, theurer Jüngling. Ach, es scheint mir, als könne nur ein Verbrechen uns glücklich machen! Leb wohl! — Er konnte nur noch stammeln: „sey mir treu, Hersilia!" Sie bot ihm die schöne Wange dar, und stieg die Felsen hinauf, den Sklaven entgegen, die auf sie warteten.

Romulus kehrte mit heißerer Liebe und heißerem Schmerze nach Rom zurück. Er durchlief jetzt das ganze Reich der Möglichkeiten, um ein Mittel zu ersinnen, wie Hersilia die Seinige werden könnte; aber er fand keins. Unter allen Sabinischen Städten bewies sich keine so feindselig gegen Rom, als eben Antemnä; es fürchtete, weil es so nahe an Rom lag, am meisten von dessen Größe, und schickte Gesandten von einer Sabinischen Stadt nach

der andern, um den Geist der Feindschaft gegen Rom zu erregen. Romulus erfuhr das durch Verwandten der Flüchtlinge, welche er aufgenommen hatte. Schon lief das Gerücht von einem nahen Kriege mit den Sabinern unter allen Römischen Bürgern umher; und jeder hoffte ihn, um den Nahmen Rom mit Ruhm zu krönen.

Romulus, so oft er auch das Volk versammelte, redete nie vom Kriege, nie von dem Verdachte, den alle Bürger kannten; und ohne des Königs Antrag durfte das Volk sich nicht über einen solchen Gegenstand berathen. Endlich, nach vielen geheimen Unterredungen mit dem Priester, beschloß Romulus, Gesandten an die Sabinischen Städte zu senden, um mit Gewißheit zu erfahren, ob er Haß oder Wohlwollen von ihnen zu erwarten habe. Dies mußte er noch aus einer andern Ursache thun. Er gründete das Glück seiner Bürger auf ihre häusliche Glückseligkeit. Milde Gesetze hatten die eheliche Verbindung heilig und billig gemacht, und das Weib von der Sklaverei, womit lange Gewohnheit und die Rohheit der Männer es niedergedrückt hatten, befreiet. Jetzt

begegneten die Römischen Bürger ihren Gattinnen mit liebevoller Achtung; doch die meisten der Räuber, der Verbannten, der Unglücklichen, der Fremden, die zu Romulus geflohen waren, hatten noch keine, und wohnten nur darum in Rom, weil es ihnen Sicherheit gab. Aber nur eheliche Liebe und Zärtlichkeit für Kinder ketten den Bürger an das Vaterland, und lehren ihn es lieben. So lange diese Männer noch keine Weiber hatten, so lange konnte Romulus nicht darauf rechnen, sie zu behalten. Wird der Mann den Boden vertheidigen, von dem ihm nichts gehört, was er seinen Kindern hinterlassen könnte? Nur der Vater, nur der Eigenthümer, ist der wahre Bürger, und seine Brust der Schutz des Vaterlandes.

Romulus sandte Boten, die Edelsten seines kleinen Volkes, in alle benachbarte Städte, ließ ihnen Bündnisse antragen, und bat sie, damit der Friede desto sicherer wäre, um Weiber für seine unverheiratheten Männer. Valerius wurde nach Antemnä geschickt. Als er dort seine Vorschläge geendigt hatte, erhoben die Bürger ein unwilliges Geschrei. Wie? Räu-

bern sollten wir unsere Töchter geben? Verbannten? Verbrechern? — „Nicht Räubern," antwortete Valerius; „sondern Bürgern von Rom, Menschen. Des großen Aeneas Enkel ist Roms König. Verachtet unsre Hütten, unsre niedrigen Mauern nicht; auch Antemnä hatte einst keine andren. In unsern Hütten wohnen Helden, in unsern Tempeln schützende Götter. Wir verlangen Frieden von euch, und die sichersten Bürgen dafür: Verbindungen, heilige Verbindungen des Blutes mit euch, ihr Antemnaten!" — Es entstand ein wildes Getöse, und endlich gab man dem Gesandten mit bitterem Spott abschlägige Antwort. Unsre Töchter, sagte man, sind zu gut für Raubgesindel. Mag doch Romulus auch für Weiber ein Asylum errichten; es wird ja in Italien nicht an ehrlosen fehlen, die da eine Zuflucht suchen. — „Rath," erwiederte Valerius — „Rath verlangte Rom nicht. Was wir thun, werdet ihr hören. Die Götter mögen uns Alle glücklich machen!" — Die Antemnaten begleiteten ihn spottend, als er ihre Stadt verließ; und, so wie sie, hatten auch die Bürger der übrigen Sabinischen Städte geantwortet.

Romulus versammelte das Volk, und die Gesandten berichteten öffentlich, was ihnen begegnet war. Da riefen alle Bürger einstimmig: Krieg mit Antemnä und den übrigen Sabinern! — Romulus aber hieß die Versammlung sich trennen, und befahl dann, die Mauer zu erhöhen und die Hütten zu vollenden. Den unverheiratheten Männern deutete er an, sie möchten sich so einrichten, daß sie die Weiber, die er ihnen in Kurzem verschaffen wollte, aufnehmen könnten.

Bei dem Aufgraben des Bodens fand man um eben diese Zeit in der Erde einen Altar des Consus, einer alten heiligen Gottheit der Völker von Italien. Hetrurische Zeichendeuter riethen dem Könige, diesem Gotte feierliche Spiele anzustellen und den Altar zu weihen. Rings um, in allen Städten, machten nun Römische Herolde bekannt, daß der Altar des Consus wiedergefunden sey, und daß Romulus an einem bestimmten Tage ihn einweihen wolle. Nun stellten die Bürger der neuen Stadt jede andre Beschäftigung ein, und arbeiteten nur an den Vorbereitungen zum Feste. Auf allen Wegen, die nach Rom führten, wurden hohe

Triumphbogen, mit Blumen geschmückt, errichtet; Herolde riefen an den Gränzen Frieden und Sicherheit aus; in Rom selbst wurde ein Platz zu den feierlichen Wettkämpfen in Stand gesetzt, und mit Schranken für die Zuschauer umgeben. Ueberall waren Altäre der Gastfreundschaft und der heiligen Liebe errichtet.

Der Tag des Festes kam, und aus allen Städten rings um fanden sich Zuschauer ein, Theils der Feier des Gottes Consus zu Ehren, Theils aus Neugierde, das junge Rom und dessen Bürger zu sehen. Noch ehe die Sonne aufging, stand Romulus, schon völlig bewaffnet, auf dem Saturninischen Hügel. So unruhig, wie heute, war er noch nie gewesen. Heftig, mit ungleichen Schritten, ging er auf und ab, und erhob die funkelnden Augen nicht von dem Boden. So finster? fragte Valerius; so finster an diesem feierlichen Tage? — Romulus drückte ihm die Hand, und fragte: „von Antemnä kommt wohl Niemand?" (Aus den entfernteren Städten waren die Zuschauer schon am Abend vorher gekommen.) Die Antemnaten werden erst jetzt aufbrechen, antwortete Valerius. „Werden sie?" fragte Romu-

lus verlegen und seufzend; „laß uns ihnen entgegen gehen!"

Sie gingen im unwegsamen Gebüsch an der Tiber hinauf; Valerius Gattin aber, Fabia, eilte den Antemnatinnen gerade entgegen, weil sie Hersilien zu sehen hoffte. „Da, da!" sagte Romulus nach langem Schweigen mit Heftigkeit; „hörst du die Flöten? Sie kommen!" — Valerius rief: sieh, wie Fabia schon einer Antemnatin in die Arme sinkt; vermuthlich ihrer Freundin. — „Hersilien?" fragte Romulus. — So heißt die Freundin. O, sie wird vor Begierde brennen, den König von Rom, den Beglücker ihrer Fabia, kennen zu lernen. Ich dächte, wir gingen ihr entgegen. Sie ist Roms einzige Freundin in Antemnä, ob sie gleich dich nie gesehen hat.

Romulus hielt seinen Freund zurück, faßte dessen Hand, und sagte: „ich gab dir deine Fabia. Willst du es mir vergelten? Ich liebe die schöne Antemnatin, die dort an der Hand deiner Gattin geht; ich liebe Hersilien. Noch heute haben meine Bürger Weiber; sie sollen diese Sabinischen Mädchen am Ende der Spiele rauben. Dir, Valerius, vertrau' ich Hersi-

lien. Sobald ich das Zeichen zum Angriff gebe, bemächtige dich ihrer, und gieb mir, was ich dir gab: eine Geliebte." — Erstaunt rief Valerius: Romulus! wie? du willst die Sabinerinnen rauben? Bedenkst du auch . . .?

„Ich will die Sabiner zwingen, gerecht gegen Rom zu seyn und den Frieden mit uns zu erhalten. Meine Bürger sind Menschen; ich will ihnen Weiber geben, mir und Rom treue Bürger, und in den Vätern der Mädchen Bundesgenossen. Was ich thue, ist nicht ganz gerecht. Doch, urtheile selbst. Die Sabiner haben sich verbunden, Rom in einer Nacht zu überfallen, die Stadt zu zerstören, und die Einwohner zu ermorden. Das weiß ich von Antemnä gewiß, so wie von Cänina. Sie senden heute ihre Mädchen, mich sicher zu machen; auch ihre Anführer kommen heute, die schwächsten Stellen der Mauer auszuspähen. Ich kämpfte lange mit mir selbst und gegen deinen Vater. Ach, liebte ich Hersilien nicht, wäre sie nicht unter den Antemnatinnen, so würde ich nicht gekämpft haben. Ich bin Rom Vorsorge, und seinen Bürgern Sicherheit schuldig. Sie haben den Frieden gebrochen; nicht Rom, nicht ich!"

Und dennoch bedaure ich dich, Romulus. Hersilia liebt, und, wie Fabia sagt, einen edlen Jüngling. — Romulus lächelte. „Meinst du, Valerius, daß ich fähig wäre, ein Mädchen zu zwingen? Wenn sie liebt, so ist sie frei. Ich beschwöre dich, bringe mir Hersilien! . . . Ach, ich fürchte, meinem Glücke wird mehr im Wege stehen, als ihr Herz." — Kennst du sie schon, Romulus? — „Fabia's Erzählungen von ihr, dein Lob . . . O, frage nicht, und gieb sie mir! Jetzt geh zu ihr hin, und schweig. Selbst Fabien sag nichts. Du und dein Vater, ihr seid die Einzigen, die meine Absicht wissen."

Valerius versprach, ihm Hersilien zu bringen, und nun ging er aus dem Gebüsche hervor, ihr entgegen. Schon aus der Ferne rief Hersilia ihm zu: heute werde ich ja endlich euren Romulus sehen, den ihr Alle so liebt! — Das wirst du! sagte Valerius ernst, und begleitete sie, fast immer schweigend, nach Rom.

Als Romulus Hersilien vorübergehen sah, pochte sein Herz von großen Ahnungen. „O," dachte er traurig; „wenn die Götter mir diesen hohen Lohn verliehen!" Er stand lange

im Gebüsch, und sann über sein Schicksal, über Hersiliens Schrecken, über den Erfolg seiner wichtigen Unternehmung. Da kam noch eine junge Antemnatin an der Hand eines Jünglings, und Beide setzten sich vor das Gebüsch, hinter welchem Romulus stand. Es waren zwei glückliche Liebende, die sich mit der vertraulichsten Zärtlichkeit unterredeten, und besonders davon sprachen, wie unglücklich sie seyn würden, wenn irgend etwas sie trennte. Sie lächelten Beide über ihr eignes Gespräch, und Romulus bedauerte, daß der Fall so bald eintreten sollte. Mit Scheu blickte er zum Himmel, und dachte seufzend: „wie viele Unglückliche wird nicht vielleicht der heutige Abend sehen!“ — Er trat schnell hervor zu den Liebenden, schlug den Helm auf, und sagte sanft: „ich bin Romulus, der König von Rom, edler Sabiner. Marcellus nannte dich deine Geliebte. Ich habe euer Gespräch gehört. Marcellus, versprich mir, wenn dir irgend ein großes Unglück begegnet, und ich im Stande bin, dir zu helfen, dich an Niemand anders zu wenden, als an mich.“ Der Sabiner war aufgesprungen; er betrachtete den König, und

sagte freundlich ernst: Romulus, mein Vaterland könnte mir gebieten, dein Feind zu seyn. — „Das könnte es," erwiederte Romulus; „du wärest dann des Römers, wie ich des Antemnaten Feind; aber Marcellus könnte dennoch Romulus lieben. Versprich mir das, wenigstens so lange, als Friede zwischen Rom und Antemnä ist." Lächelnd versprach es der Sabiner.

„Sieh," sagte Romulus nun zu dem betroffenen Mädchen; „wenn irgend etwas euch trennte, so hättet ihr jetzt einen Freund, der alles thun würde, euch wieder zu vereinigen. Daran denkt! Und nun lebt wohl!" Er ging wieder durch das Gebüsch, den Fußsteig nach Rom und seiner Wohnung. Das liebende Paar folgte, lächelnd über den seltsamen Vorfall, den andern Antemnaten, die, mit Hersilien, Valerius und Fabia an ihrer Spitze, bald die Stadt erreichten.

Hersilia bewunderte die Römischen Jünglinge und Männer, die in der schweren Rüstung wie tanzend gingen, als ob sie ein leichtes Feiergewand wäre. O, wie verlangt mich, sagte sie, den König dieser Männer zu sehen!

Als sie dann auf ihrem Wege durch die Stadt die Römischen Weiber sah, die ihren Männern die Waffen reichten, und von diesen Liebkosungen dafür erhielten; als sie mit Valerius in einige Häuser trat, und die Ehrfurcht der Söhne gegen ihre Mütter bemerkte — da sagte sie lächelnd: unsre Jünglinge meinen, Rom sey die Stadt der M ä n n e r; aber mich dünkt, bald werden die Sabinerinnen sagen: Rom ist die Stadt der W e i b e r; und hier zu leben wünschen! . . . Wie verlangt mich nach dem Anblicke des Königs, der die Männer so tapfer, so stark, und die Weiber so glücklich, so geehrt zu machen wußte! Ich fürchte, unsre Mädchen werden Rom nun m e h r lieben, als ihr Vaterland. Wir haben viel von Romulus Ehegesetzen gehört, vielleicht mehr, als den Sabinischen Männern lieb ist. O, wie sehn' ich mich, den Mann zu sehen, dem die Weiber der Erde ein Denkmahl der Dankbarkeit errichten sollten.

So sprach Hersilia, als sie nach dem Kampfplatze ging, dessen Schranken schon von Zuschauern umgeben waren. Valerius führte sie nahe an den Eingang des Platzes. Jetzt

schmetterten die Hörner, und der Zug der Römer erschien. Voran gingen die Priester; sie trugen den heiligen Altar, und die bekränzten Opfer wurden von Greisen geführt. Dann folgten Knaben und Mädchen mit Opfergefäßen, alle in weißen Kleidern, und mit dem stolzen Ernst eines höheren Alters in den jugendlichen Gesichtern. — Kinder? sagte eine Sabinerin; und schon so ernst? — Es sind Römer! antwortete eine Bürgerin von Rom. — Jetzt kam der König auf einem blendend weißen Rosse, in glänzenden Waffen, und mit einem goldnen Helm, der niedergeschlagen war, auf dem Kopfe. Vor ihm gingen die Liktoren mit ihren Beilen; hinter ihm folgten in blitzenden Rüstungen die schnellsten Jünglinge, seine Leibwache; dann in edel stolzem Schritte das ganze Römische Heer der Männer und Jünglinge, mit goldnen Adlern, ihren Fahnen, zwischen ihren Reihen. Ernst und drohend waren ihre Blicke, leicht die Bewegungen, mit denen sie den Kampfplatz besetzten.

Romulus winkte nur, und in demselben Augenblick war sein Wink befolgt. Die edelsten

Sabiner fühlten bei diesem Anblick Ehrfurcht. So, flisterte einer dem andern zu — so gehen sie zu einem F e s t e; wie mögen sie zu einer S c h l a c h t gehen? — Wie zu einem Feste! antwortete eine Römerin, die es hörte.

Romulus sprengte die Reihen auf und ab. Dann theilte er sein Heer in zwei Hälften, von denen er die eine, Fabius die andere führte. Als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde, zitterten die Sabinerinnen bei diesem Bilde eines Kampfes; die Sabinischen Männer bewunderten die Fertigkeit der Römer in Waffenübungen, und zitterten vor künftigen Schlachten.

Jetzt sonderte Romulus die Kämpfer der heutigen Spiele aus, und die Opfer wurden gebracht. Dann verließen die Knaben, die Mädchen, die Priester den Platz, und die Kampfspiele fingen an. Wettlauf, Ringen und Werfen der Wurfspieße nahmen den Ueberrest des Tages hin. Hunderte siegten; aber nirgends war ein Kranz, die Sieger zu krönen. Ein Sabiner fragte verwundert: was ist denn in Rom der Preis des Sieges? — Der Sieg! erwiederte ein Römischer Knabe.

Erstaunt sahen alle Zuschauer die Stärke,

die Schnelligkeit und Sicherheit der Römischen Männer; nur Hersilia sah nichts als den König. Er stand, auf seine Lanze gelehnt, stolz unter den Kämpfenden da, und hatte das Gesicht noch immer mit dem Helme bedeckt, aus dem die braunen Locken auf die Schultern flossen. Es ist seine Gestalt, sein Haar, flisterte Hersilia Fabien zu; nur ist Romulus größer, sein Gang stolzer, seine Stellung herrschender. Endlich wird er ja den Helm aufschlagen! — Aber Romulus öffnete den Helm nicht. Jetzt bestieg er sein Roß wieder, und es bäumte sich hoch, als er an den Schranken umher sprengte. Dann sammelten sich alle Kämpfer in einem dichten Kreise um ihn her.

„So," rief er — „so mögen Roms künftige Tage seyn! Tage, an denen jeder Römer ein Sieger ist! Ihr habt gekämpft, edle Römer, und seht nun umher, wo die Lorbeerzweige sind, die euch bekränzen sollen. Nicht ich, die Liebe mag euch den Preis eurer Wettkämpfe geben. Rings umher sind die Städte feindlich gegen Rom gesinnt. Ich trug ihnen Frieden an, und bat um ihre Töchter für euch. Sie

nannten uns Räuber. Wohlan denn! Ich nehme Götter und Menschen zu Zeugen, daß ich Frieden und Freundschaft wollte. Die Sabiner verlangen Krieg und Roms Untergang. Aber Rom soll dennoch gerechter seyn, als sie. Laßt alle Sabiner, ohne sie zu beleidigen, unsre Mauern verlassen; doch die Sabinischen Mädchen sind der Preis eures Sieges. Vergießt kein Blut, meine Mitbürger, und nehmt die Jungfrauen. Die Götter und das Glück geben sie in eure Hände." Es stieg ein frohes Jauchzen gen Himmel; und schnell, ehe die Sabiner sich von ihrem ersten Schrecken erholten, hatten die bewaffneten Römer schon alle Mädchen ergriffen. Die Jungfrauen schrieen laut vor Angst; die unbewaffneten Väter und Anverwandten stürzten, ohne ihre Gefahr zu achten, wüthend den Römern entgegen, und vertheidigten die zitternden Mädchen. Diese sanken auf die Kniee, fleheten die Herandringenden an, und forderten alle Götter auf, Zeugen des Raubes zu seyn, und ihn mit rächendem Arme zu bestrafen.

Wer konnte den starken, wilden Jünglingen widerstehen? Die wehrlosen Männer wurden

weggerissen, und von einer Schaar Bewaffneter umgeben. Jetzt waren die Jungfrauen eine leichte Beute der Römer. Hier hob ein Jüngling ein Mädchen auf, und trug es fort. Es streckte vergebens die Hände zu seinem Vater, zu den Göttern aus. Dort hielten sich viele Mädchen, die der Schrecken stark machte, eng und fest umfaßt. Aber jetzt bogen Römer die Hände von dem Nacken weg, um den sie geschlungen waren, und in der Angst umarmte die Jungfrau nun den Räuber, dem sie entgehen wollte, eben so fest, als vorher ihre Freundin. Andere wurden ohnmächtig die wehrlose Beute der Männer. Alle Sabiner flohen; nur Marcellus blieb, und hielt seine Geliebte umfaßt. Zwei Römer trennten ihn endlich von ihr. Da riß er einem das Schwert von der Hüfte; aber der andre fiel ihm in die Arme. Als sie um den Besitz des Schwertes rangen, sprengte Romulus herzu, der immer in Hersiliens Nähe geblieben war. „Marcellus!" rief er; „hier ist Romulus!" — Der junge Sabiner ließ das Schwert fahren, und stürzte vor Romulus nieder; Romulus übergab ihm seine Geliebte, und befahl dann einigen Rö-

mern, sie Beide sicher aus Rom zu geleiten. Freudig, entzückt, fielen Beide vor Romulus auf die Kniee. Er reichte dem Jüngling die Hand, und sagte traurig: „dazu zwang mich Antemnä! Aber grausam will ich nicht seyn, Marcellus. Nimm deine Geliebte; und sind noch mehr Verlobte unter den Jungfrauen, so sollen sie frei seyn. Sag das in Antemnä, und auch, daß ich Frieden verlange."

Marcellus antwortete nicht. Er drückte nur des Königs Hand, und eilte sogleich mit seiner erschreckten, zitternden, nun wieder glücklichen Geliebten den übrigen Sabinern nach.

Was ist das? fragte Hersilia erschrocken ihren Führer Valerius, als die Römischen Jünglinge herbei stürzten; was soll das werden? — Valerius faßte traurig ihre Hand, und erwiederte: Rom, mein Vaterland, befiehlt es. O Hersilia, ich bitte dich, folge mir! — Jetzt sah sie, wie die Mädchen geraubt wurden, und rief erzürnt: die Schändlichen! Laß meine Hand los, Valerius! — Wenn ich es thäte, sagte er noch trauriger, so würdest du die Beute eines Andern, vielleicht eines rohen Mannes, werden. Hersilia, ich bitte dich. Romulus, unser Kö-

nig, liebt dich; und ihm soll ich dich bringen. — Hersilia sah ihn mit Verachtung an. Der hinterlistige Räuber! der Elende! Ich hasse ihn. — Sie riß ihre Hand los; aber jetzt umfaßte sie ein junger Römer von hinten, und hob sie auf. Valerius sagte ihm: diese Jungfrau ist für Romulus. Nun kamen sogleich noch einige Jünglinge herbei, und trugen sie sanft den Palantinischen Berg hinan zu Romulus Wohnung. Valerius und die zitternde Fabia folgten ihr, sie zu trösten. Hersilia rief: „setzt mich nieder; ich will gehen." — Sie gab ihrer Freundin die Hand, und sagte ernst: „Fabia, wußtest du diese Verrätherei?" — Nein, gewiß nicht! versicherte Fabia weinend. — „So begleite mich zu dem treulosen Könige. Ich will ihm sagen, wie sehr ich ihn verachte, und dann nach Antemnä zurückkehren, oder, wenn er mich aufhält, sterben! Komm! Wo ist die Wohnung des Räubers? des Elenden?"

Während der Zeit ließ Romulus die gefangenen Sabinerinnen auf den Marktplatz bringen, und in ihrem Kreise einen Altar der ehelichen Liebe und Treue errichten. Hier mußten die Römischen Jünglinge opfern, und schwö-

ren, den Weibern, welche die Liebe und ihre eigene Zärtlichkeit ihnen geben würde, Achtung zu erweisen. Dann ging Romulus durch die Reihen der Jungfrauen, und fragte jede: mit welchem Römischen Bürger ihre Anverwandten im Gastrecht ständen. Diesen Bürgern übergab er die Mädchen, und trug ihnen auf, für ihre Zufriedenheit zu sorgen, und sie gegen alle Gewaltthätigkeit zu schützen. „Fürchtet nichts, ihr Jungfrauen," sagte er; „nach drei Tagen feiern wir das Fest der holden Venus. Dann — ich schwöre es bei Roms Heil — soll jede Sabinerin, die nicht hier bleiben will, frei und ungekränkt nach ihrer Vaterstadt zurückkehren. Rom ist gerechter, als eure Väter. Jetzt geht, ihr lieblichen Mädchen. Nur drei Tage lang seyd ihr Roms Gefangene; und die Gastfreunde eurer Väter werden euch diese Zeit mit allem Vergnügen, das wir geben können, versüßen." Da freueten sich die Mädchen, und gingen, wohin man sie wies, alle mit dem Entschlusse, nach drei Tagen in ihre Städte zurückzukehren, doch voll Dankbarkeit und Bewunderung für die Güte des Königs.

Eine der Jungfrauen fragte nach Hersilien, und Romulus ließ sie nach seiner Wohnung bringen. Er selbst ertheilte nun Befehle, die Mauern zu besetzen, Wächter auf die höchsten Hügel zu stellen, und die Wege nach Rom zu bewahren, daß er vor einem schnellen Ueberfalle sicher wäre.

Hersilia war noch immer über den König Roms erzürnt, so sehr Fabia sie auch bat, ihr Urtheil über eine Begebenheit, die sie selbst nicht begreifen könnte, zurückzuhalten. Jetzt kam die junge Sabinerin, welche Romulus zu Hersilien hatte führen lassen. Wie? rief Hersilia ihr zu; theure Drusa, du hier? und nicht in den Händen deines Räubers?

Wir Alle, sagte die Sabinerin fröhlich, sind frei. Unsre Gefährtinnen sind auf Befehl des Königs bei ihren Gastfreunden und Bekannten. Er hat feierlich versprochen, uns in drei Tagen die Freiheit wiederzugeben. Hersilia, nicht Einer Jungfrau Wange ist von den Lippen ihres Räubers berührt. Freude erfüllt die ganze Stadt. In allen Häusern opfert man, als wären wir die geretteten Töchter Roms.

Hersilia sah Fabien starr an. Dann fragte sie den Römer, der Drusa gebracht hatte: und

wo ist der König? — Er sorgt für die Sicherheit Roms und der Sabinischen Jungfrauen. Der Römer flisterte Valerius noch einige Worte heimlich zu, und ging dann. Der König, sagte dieser, läßt dich bitten, Hersilia, hier auf ihn zu warten; und ich (er faßte ihre Hand) ich bitte dich, gieb dem edlen Manne den schönsten Lohn seiner Tugend: dein Herz. Er liebt dich.

Valerius überzeugte sie nun, daß Romulus die Mädchen habe rauben m ü s s e n, um den Frieden zu erhalten. Wahrlich, setzte er hinzu; ihr seyd hier freier und sicherer, als in den Häusern eurer Väter. — Er liebt mich, sagst du? hast du ihm anvertrauet, Fabia, was du erriethest: daß ich liebe?

In diesem Augenblicke trat Romulus, noch völlig bewaffnet, in die Hütte. „Hersilia," sagte er; „verzeihe . . . —

Hersilia erkannte seine Stimme nicht, weil der Helm sie veränderte. Sie sagte ganz ruhig: nur Eine Frage an dich, König von Rom! Bin ich frei oder gefangen?

„Frei, Hersilia, wie alle deine Gefährtinnen; und, wenn du verlobt bist, wenn du schon liebst, so darfst du diesen Augenblick gehen, wo

hin du willst, ob ich gleich . . . Marcellus und seine Geliebte sind schon in Antemnä. In Roms Mauern, theure Hersilia, soll niemand weinen. Liebst du schon, so will ich der einzige Unglückliche in meinem Volke seyn. Ach, Hersilia, du allein könntest Rom den Frieden mit den Sabinern geben. Ich bitte dich, Hersilia, gehe nicht!"

Hersilia stand, zauderte, und sah mit starrem Blick auf Romulus. Seine Stimme drang tief in ihre Seele, und entflammte die stille Gluth ihrer Liebe; doch war er der Jüngling nicht, den ihr Herz gewählt hatte: Romulus schien ihr größer, erhabener, stolzer. — Jetzt trat Ilia herein, den geliebten Sohn zu empfangen. „Sieh, Mutter!" sagte Romulus; „das ist Hersilia, die mich glücklich machen könnte."

Ilia, die durch ihr langes Leiden ehrwürdige Mutter, ergriff die Hand der Jungfrau. „Bist du es," sagte sie mit einer weichen, zärtlichen Stimme; „bist du es, die mein Sohn liebt, so mache ihn glücklich, und erfreue dadurch eine unglückliche Mutter, die so lange leiden mußte!" — Fabia, Valerius, Ilia und Silius, der jetzt mit einer Fackel in das

Zimmer trat — Alle drangen mit Bitten in Hersilien, die Gattin des edlen Romulus zu werden. Eine süße Empfindung erfüllte ihr Herz, und sie hätte den Bitten gern nicht widerstanden. Aber mit sanfter Stimme sagte sie: nein, ich kann nicht hier bleiben; nein, ich darf eure Bitten nicht hören. Ein Götterspruch, ein heiliger Götterspruch, bindet mich an Antemnä. Ich bitte euch, laßt mich!

„Und wenn dieser Götterspruch gelös't werden könnte; wenn ich ihn erfüllte: würdest du dann bleiben? Ich bitte dich, rede."

Romulus, frage Fabien, wie sehr ich dich achte; wie oft, und was ich von dir gesprochen habe. Aber wenn du auch den Götterspruch erfülltest, ich müßte dennoch gehen. Schon hat ein edler Jüngling meine Treue. Ich bitte euch, nun laßt mich!

Jetzt warf Romulus den Helm zu Boden, und fiel mit den Worten: „o, meine treue Hersilia!" in die Arme der Geliebten. Sie erkannte ihn, zitterte, schrie auf, breitete ihm die Arme entgegen, und drückte ihn an den fliegenden Busen. Lange hielten Beide sich in sprachlosem Entzücken umarmt. Alle erstaun-

ten, und niemand konnte die Scene begreifen. O, du bist es! rief Hersilia: du bist es! Was meine Träume mir sagten, was mein volles Herz ahnete! Ja, es ist Romulus! Ihr heiligen, ihr wohlthätigen Götter! meine Wünsche sind erfüllt, meine leisesten Wünsche, die ich kaum mir selbst zu gestehen wagte. — „Und die du mir," sagte Romulus zärtlich, „in Neptuns Grotte, als wir uns das letzte Mal dort sahen, dennoch gestandest."

Alle frohlockten, und Fabia rief: o, nun sind meine Wünsche erfüllt! Romulus ist glücklich, und Hersilia eine Römerin. — Hersilia sah ihre Freundin wehmüthig an. Eine Römerin? Fabia, das kann ich nie werden. Frag den Mann dort, den König von Rom, den ich jetzt doppelt liebe, — frag ihn, ob ich es darf.

„O," sagte Romulus traurig; „daß es nicht seyn soll! daß es unmöglich ist! . . . Bleib, Hersilia, drei Tage, so lange die Sabinerinnen in Rom sind, bei deinem Gastfreunde Valerius." — Bei deiner Mutter, erwiederte Hersilia; bei dir!

Nun gingen Beide in das Freie, und der Vollmond stand schon hoch am Himmel, als

Romulus die Geliebte zu Ilien führte. Hersilia lebte während der drei Tage in Romulus Wohnung, wie eine geliebte Schwester: sie nahm Ilien die Geschäfte des Hauses ab, und Romulus konnte über ihre kleinen Arbeiten beinahe sein Rom vergessen. — „Hersilia," sagte er zuletzt; „ich bitte dich, zeige mir ein Glück nicht länger, das ich nicht hoffen darf. Ach, so glücklich würde ich immer seyn, wenn du die Meinige wärest!" Beide gingen traurend aus einander.

Für Rom waren die drei Tage das fröhlichste Fest. Alle Bürger, bei denen eine Sabinerin wohnte, stellten Gastmähler an. Die Sabinischen Jungfrauen wurden von den Jünglingen, welche noch keine Gattin hatten, mit solcher liebevollen Zärtlichkeit behandelt, und sahen an den jungen Römerinnen so deutlich, wie vieler Achtung die Weiber in Rom nach Romulus Gesetzen genossen, daß sie schon am zweiten Tage ihre Räuber lächelnd, ohne allen Zorn, betrachteten. Manche wünschten heimlich, Romulus möchte weniger gerecht gewesen seyn. Sie lebten so glücklich in Rom; die Liebe der jungen Römer war so ehrerbie-

tig; die Feste, die Tänze so lockend; die Ermunterungen ihrer neuen Römischen Freundinnen so vertraulich, so dringend! Mehrere Sabinische Jungfrauen ergaben sich ihren Räubern, und Romulus selbst führte sie am zweiten Abend seinen Jünglingen mit den Worten zu: „nehmt Theil am Feuer und Wasser eurer Männer! Ihr seid nicht ihre Sklavinnen, sondern ihre Freundinnen!" Am dritten Abend hatte die Liebe schon fast alle Räuber mit den Geraubten vereinigt, nur wenige Jungfrauen ausgenommen, die schon in ihrer Vaterstadt gefesselt waren.

Am vierten Tage war die Feier der Venus, und Romulus versammelte alle Sabinerinnen vor dem Tempel der Göttin. Im festlichen Schmucke erwarteten die jungen Römer sie, und baten mit zärtlichen Blicken um Liebe. Romulus ging erst zu denen Sabinerinnen, die ihre Hand schon einem Jünglinge gegeben hatten; er theilte Kränze unter sie aus, und ein Herold rief: „das dankbare Vaterland giebt den neuen Bürgerinnen den Kranz der Liebe!" Die Rechte der Weiber wurden öffentlich vorgelesen, und dann gab Romulus den jungen Frauen kleine Geschenke. Hersilia war lächelnd

immer an Romulus Seite, und keine Sabinerin zweifelte, daß auch sie entschlossen wäre, zu bleiben.

Endlich drängten die Römer sich zu den Sabinischen Mädchen, drückten ihnen die Hände, und beschworen sie, die Gebieterinnen ihrer Häuser zu werden. Sich sträubend, aber dennoch lächelnd, folgte die erste dem bittenden Jüngling in den Tempel; dann eine andre, dann die meisten. Julus, der Oberpriester, rief zu den Göttern, die jungen Römerinnen zu segnen. Das Volk jauchzte, und warf Blumen auf die Jungfrauen, die nun bald mit freudig pochendem Herzen sich selbst die Worte zurufen hörten: nehmt Theil am Feuer und Wasser eurer Männer!

Nur wenige Mädchen, die schon liebten, blieben stehen, ohne ihre Hand einem Jünglinge zu reichen. Romulus gab ihnen Geschenke, und ließ sie dann von einigen Kriegern bis an die Gränze führen. Hersilia faßte, ehe sie mit ihnen zurückkehrte, Romulus Hand, und sagte leise: „ewige Liebe! ewige Treue! Leb wohl!" Sie ging traurig in der Mitte ihrer Gefährtinnen, die nicht aufhören konnten, Romulus und seine Stadt zu bewundern.

Als die Jungfrauen nach Antemnä kamen, wurden sie von Freude und Liebe empfangen; und als sie erzählten, Romulus Geschenke zeigten, von dem Glück, von der Achtung sprachen, deren ihre Freundinnen in Rom genössen, und als selbst Hersilia Romulus vertheidigte: da wagte es niemand, seinen Haß gegen Rom zu äußern, und die Antemnaten sangen Loblieder auf dessen König. Doch nicht so Cänina und Krustuminium; diese beiden Städte sandten Boten nach Rom, und forderten die Auslieferung ihrer Töchter. Romulus ließ die Sabinerinnen versammeln, und sagte den Gesandten: „hier sind sie, die ihr eure Töchter nennt. Führt sie, wohin ihr wollt, wenn sie selbst freiwillig mit euch gehen.“ Da trat eine Sabinerin hervor, und sagte den Gesandten: wir sind Römische Weiber. Rom ist unser Vaterland. Sagt unsern Anverwandten, daß wir hier glücklich leben!

Die Gesandten konnten nicht Eine bereden, Rom zu verlassen, und kehrten mit Verdruß zurück. Nun zog der König Akron mit einem Heere von Sabinern gegen Rom, und Romulus ging ihm entgegen. Als die Sabiner die feste Schlachtordnung der Römer sahen, verloren

sie den Muth, und wankten. Da brach Akron hervor, und forderte Romulus auf, mit ihm zu kämpfen. Der Kampf währte lange; endlich fiel Akron, und nun fingen die Sabiner an zu fliehen. Romulus befahl seinen Kriegern, sie zu zerstreuen, aber kein Blut zu vergießen. Er selbst ging mit den Auserlesensten seines Heeres nach Cänina, drang durch die unbewachten Thore, und hatte die Stadt erobert, ohne nur Einen Menschen zu verwunden. Romulus versammelte die Weiber, die Mädchen, die Greise und Kinder. „Ich bringe euch gute Botschaft," rief er ihnen zu; „eure Männer, eure Väter, Söhne und Brüder leben. Daß ich gesiegt habe, seht ihr. Nun bin ich Herr über euch und eure Güter; aber ich schenke euch Alles. Noch mehr; ich mache euch zu Bürgern von Rom. Sammelt das Kostbarste, was ihr habt, auf Wagen. Ich schwöre euch bei den Göttern, ihr sollt eben die Rechte haben, wie meine übrigen Bürger. Dies ist das einzige Mittel, den Krieg ohne Blutvergießen zu endigen." Die Greise schlossen ohne Bedenken im Nahmen der Bürger den Bund mit Romulus; denn sie kannten seine Gerechtigkeit, und traueten ihm.

Die Einwohner von Cänina zogen nach Rom, und auch die Entflohenen, denen Romulus einige Greise nachschickte, folgten in einigen Tagen. Nun verpflanzte Romulus eine Kolonie seiner ärmsten Bürger nach Cänina. So war Roms erster Krieg ohne Blut, ohne Thränen geendigt, und es sah sich noch einmal so mächtig, als vorher.

Die umwohnenden Völker, welche gewöhnlich die eroberten Städte zerstörten, die Männer mordeten, und die Weiber verkauften, erstaunten über die Nachricht von diesem neuen Kriege. Auch fernere Völker ahneten daraus die künftige Größe Roms. Ein Hetrurischer Fürst, Cölius, ging mit einem großen Theile seines Volkes nach Rom, und bat den König, ihm das Bürgerrecht zu geben. Romulus wies ihm einen der sechs Hügel an, der seitdem der Cölius-Hügel genannt wurde.

Diese schnellen Fortschritte Roms beunruhigten alle Sabinischen Städte so sehr, daß sie nun ihre Jugend in den Waffen übten, und Bündnisse gegen die Römer schlossen. So kamen die Gesandten auch nach Antemnä, es zu einem Kriege gegen Rom zu bereden; aber Marcellus, einer der reichsten Antemnaten,

und die Andern, denen Romulus ihre Verlobten zurückgegeben hatte, ja selbst Hersilius, über den die Bitten seiner Tochter viel vermochten, vereitelten die Bemühung. Nun droheten die Gesandten, daß alle Sabiner die Antemnaten feindlich behandeln würden, und verließen die Stadt in heftigem Zorne.

Ihre Drohungen machten Eindruck auf den König Hersilius. Werden wir, fragte er in der Versammlung des Volkes — werden wir der vereinigten Macht aller Sabiner widerstehen? oder dürfen wir uns mit Rom gegen unser Vaterland verbinden? Nein, bei den Göttern unsers Vaterlandes! das können wir nicht. Lieber Krieg mit Rom, als mit den Sabinern!

Da erhob sich Marcellus, und rief: „nein, Volk von Antemnä! nie Krieg mit dem gerechten, dem milden Könige Roms! Und beschließt ihr Krieg gegen ihn, so höre ich in dem Augenblick auf, ein Antemnat zu seyn, so bin ich ein Römer, nehme meine geliebte Gattin, die mir der edelmüthige König gab, und ziehe mit ihr, mit meinen Eltern, meinem ganzen Geschlechte, nach Rom!" Und wir begleiten dich! riefen hundert Stimmen auf einmal. — Nach Rom! nach Rom! schrie das

Volk, das sich vor den Sabinern weniger fürchtete, als vor den tapfern Römern. „Ja," rief Marcellus; „wir wollen uns mit Rom vereinigen, mit der Stadt, welche die Götter beschützen. Nichts rettet Antemnä, als wenn wir es verlassen. Rom oder die erbitterten Sabiner sind unsre Feinde. Laßt uns aus Antemnä gehen, so sichern wir unsre Götter, unsre Weiber und Kinder, unsre Habe. Sprecht, Bürger: soll Rom unser neues Vaterland seyn?"

Rom unser neues Vaterland! rief jauchzend die ganze versammelte Menge, und sogar die Greise fanden Marcellus Rath verständig. Es wurden Gesandte gewählt, welche sich nach Rom begeben und dort die Vereinigung zu Stande bringen sollten. Hersilius selbst, Marcellus und die Edelsten gingen hinüber, und Hersilia, die Glückliche, begleitete sie mit lauter Freude. Sie eilte ihrem Vater vor, flog den Palantinischen Hügel hinan, stürzte froh in Romulus Wohnung, und rief, an seinem Halse hangend: das Orakel ist erfüllt! Rom ist mein Vaterland, nicht mehr Antemnä. Ich bin dein, geliebter Romulus, dein glückliches Weib!

Romulus erstarrte vor freudigem Schrecken. Noch ehe er sich gefaßt hatte, traten Hersi-

lius und Marcellus in seine Wohnung, und sagten ihm den Beschluß der Bürger von Antemnä. — „O ihr gütigen, ihr belohnenden Götter!" rief Romulus, und sank zu Hersiliens Füßen nieder; „so bist du dennoch mein, Hersilia? Geliebte! . . . Seid mir tausendmal willkommen, theure Mitbürger. Ich will das Volk versammeln! . . . Hersilia, so bringst du mir endlich mein Glück, und meinem Vaterlande die Verheißung der Götter, daß es mächtig werden soll? Ja, mein Herz nimmt dich an, Geliebte, so wie mein Vaterland den Göttерspruch. Es werde so glücklich, wie ich es jetzt bin!" Er sank in Hersiliens Arme. Das Volk nahm die Antemnaten auf, und am Abend war Hersilia die Gattin des glücklichen Romulus.

Wie konnten die Götter den weisen, gerechten und menschlichen König schöner belohnen, als durch die holdeste, edelste, beste Gattin!

2020

HERMANN MANZ
Buch & Kunsthandlung
MÜNCHEN
Brienner Strasse

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Sagen aus dem Alterthume

Bd.: 2

Berlin 1799

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.460-n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721416-0
VD18 80200001-001